

Urs Baumann, Mark Reuter,
Stephan Teuber



**SEELSORGLICHE
GESPRÄCHSFÜHRUNG**
Ein Lernprogramm

Patmos

Baumann/Reuter/Teuber
SeelsorglicheGesprächsührung

UrsBaumann/MarkReuter/StephanTeuber

SEELSORGLICHE GESPRÄCHSFÜHRUNG

Ein Lernprogramm

Internet-Ausgabe (Erstausgabe bei Patmos Verlag Düsseldorf)

Die Deutsche Bibliothek S CIP-Einheitsaufnahme

Baumann, Urs:

Seelsorgliche Gesprächsführung : ein Lernprogramm /

Urs Baumann/Mark Reuter/Stephan Teuber. S

1. Aufl. S Düsseldorf : Patmos-Verl., 1996

ISBN 3-491-77982-0

NE: Reuter, Mark.; Teuber, Stephan:

© der Buchausgabe: 1996 Verlag Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 1996

Umschlaggestaltung: Annelie Sroka, Warnau

Druck und Bindung: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich

ISBN 3-491-77982-0

© der Internetausgabe: 2002 beim Verfasser

Ausdruck zur persönlichen Verwendung gestattet

INHALT

VORWORT	9
EINLEITUNG	13
A. GRUNDLAGEN: GESPRÄCHSKOMPETENZ UND CHRISTLICHE PRAXIS	21
1. Krisen, Chancen, Visionen: Die aktuelle Situation der Kirche (Urs Baumann)	21
a. Wandel in den Ausdrucksformen von Religion	22
b. Religiöse Erfahrung und Sprache im Wandel	31
c. Ekklesiologische Aspekte	35
d. Zielvorstellungen: Gemeinde als Selbstorgani- sationsprozeß	40
2. Selbstorganisierende Seelsorge	44
a. Zur biblisch-theologischen Grundlegung (Tobias Heisig)	45
1) Der Emmausgang (Lk 24,13–35)	45
2) Die Begegnung mit dem reichen Mann (Mk 10,17–22)	49
3) Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37)	51
4) Das 13. Kapitel des Ersten Korintherbriefes	53
b. Zum Verständnis und zum Begriff der »Seelsorge« (Urs Baumann)	55
1) Seelsorgeverständnisse	56
2) Radikalisierungen: Seelsorge als Anleitung zur Selbstorganisation christlicher Lebenspraxis	62

B. SEELSORGLICHE GESPRÄCHSFÜHRUNG LERNEN .	71
1. Zur Entstehung des Projekts (Stephan Teuber)	71
2. Zur Situation vorhandener Ausbildungsangebote (Tobias Heisig)	75
a. Ziele der Veranstaltungen	76
b. Methode	80
c. Evaluation	81
d. Das Charakteristische des Tübinger Projekts	81
3. Das inhaltliche Konzept (Mark Reuter)	85
a. Empowerment als Prozeß der Selbstorganisation	85
b. Selbstorganisation des Glaubens leben	88
c. Empowerment als Leitungsprinzip lernen	90
d. Kooperative Selbstqualifikation als Lehr-Lernweg zum Gemeindeleiter, zur Gemeindeleiterin	92
e. Die Umsetzung der Lernziele in Form und Inhalt	96
4. Die vier Lernstufen der Seelsorglichen Gesprächsausbildung	100
a. Verlauforientierte Gesprächsführung (S I) (Mark Reuter/Stephan Teuber)	100
1) Die erste Kompaktphase	101
2) Die zweite Kompaktphase	110
3) Die dritte Kompaktphase	114
4) Die vierte Kompaktphase	116
b. Methodenzentrierte Gesprächsführung (S II) (Eva-Maria Schumacher)	118
1) Zur Methode	119
2) Die Trainingstage im einzelnen	120
c. Qualifikation zum tutoriellen Trainer für Seelsorg- liche Gesprächsführung S I (S III) (Stephan Teuber)	137
1) Die sechstägige Kompaktphase	139
2) Die Supervision	147
3) Das Übungsseminar	149

d. Fallseminar und Durchführung von S II (S IV) (Tobias Heisig/Stephan Teuber)	149
1) Beschreibung der ersten Kompaktphase	151
2) Beschreibung des wöchentlichen Seminars	156
3) Die zweite Kompaktphase in S IV	165
4) Supervision des Klientenkontakts in S IV	166
5) Die Supervision der Supervisoren	168
 C. SEELSORGLICHE GESPRÄCHSKOMPETENZ UND PASTORALE PRAXIS	 171
1. Beratung in Glaubens- und Lebensfragen (Mark Reuter)	172
a. Zum Verständnis	172
b. Seelsorgliches Handeln als Ressource erfahren, was heißt das?	173
c. Anwendungsbeispiele	178
2. Selbstorganisation als Gemeindeprinzip (Eva Neundorfer-Prade/Urs Baumann)	183
a. Schritte zu einer dezentralisierten begleitenden Seelsorge	183
b. Gemeinde als seelsorgliche Gesprächsgemeinschaft	186
c. Gemeinde als partnerschaftliche Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft	190
3. Schwangerschafts-Konfliktberatung nach § 219 Abs. 2 S. 2 StGB (Maria Sailer)	192
a. Der Erstkontakt mit der Klientin	195
b. Gesprächsführung im Beratungsgespräch zum Schwangerschaftskonflikt (§ 219 Abs. 2 S. 2 StGB)	198
4. Die Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen (Eva Neundorfer-Prade/Mark Reuter)	201
a. Die Problematik des verdrängten Todes	201
b. Die Hospizbewegung	203

c. Ausbildung und Begleitung ehrenamtlicher Hospizhelfer und -helferinnen	205
d. Konkretionen	207
e. Eine bleibende Gemeindeaufgabe	208
AUSBLICK	211
LITERATURVERZEICHNIS	217

VORWORT

Wir leben in einer Zeit der Mißverständnisse, in einer Welt, in der die Menschen trotz immer besserer Kommunikationsmittel zunehmend Probleme haben, sich über das Lebensnotwendige zu verständigen. Apathie und Gleichgültigkeit, Ungeduld und Rechthaberei, Intoleranz gegenüber Ausländern bis hin zum blanken Fremdenhaß, das massenhafte Scheitern von Partnerschaften, das alles sind Anzeichen für eine Gesellschaft, in der es Menschen offenkundig schwerfällt, andere Sprachen, Kulturen und Gedankenwelten als Bereicherung der eigenen Identität zu erfahren. Diese Gesellschaft gibt sich pluralistisch; aber schon geringe Unterschiede in Lebensstil, Weltbild und Gesellschaftsverständnis überfordern die Toleranzbereitschaft vieler. Im kirchlichen Bereich erleben wir, wie das Gespräch zwischen ›oben und unten‹, ›rechts und links‹, das Gespräch zwischen Amtsträgern und Laien, Hierarchie und Volk Gottes, Theologie und Lehramt, zwischen wissenschaftlicher Ausbildung und kirchlicher Praxis, Seelsorgern/Seelsorgerinnen und Gemeindegliedern, Aktiven und »Auswahlchristen« häufig gestört ist. S wenn es denn überhaupt stattfindet.

In allen Bereichen stoßen wir auf sozial-konservative, zum Teil autoritäre, in der Tendenz nicht selten fundamentalistische Gegenbewegungen gegen das Heraufkommen einer multikulturellen, multireligiösen und ethnisch gemischten Gesellschaft. Von daher betrachtet, ist es gegenwärtig eine der wichtigsten bildungspolitischen Aufgaben, *auf allen Ebenen menschlicher und gesellschaftlicher Kommunikation die Gesprächsbereitschaft und Gesprächskompetenz der Menschen durch gezielte Maßnahmen zu fördern*. Diese Aufgabe reicht von der Gesprächssituation in Partnerschaft, Ehe, Familie und Jugendcliquen über das Gespräch in Seelsorgeteams,

Gemeinderäten und Gremien, zwischen Seelsorgern und Ratsuchenden, zwischen Gemeinde und Bischof, Bischof und Papst bis hin zur politischen Gesprächskultur und Verhandlungskompetenz in Parlamenten und in der internationalen Diplomatie. Wir setzen bei der Situation kirchlicher Gemeinden an. Das Buch ist geschrieben: für Seelsorgerinnen und Seelsorger, ehrenamtliche Mitarbeiter, Religionslehrerinnen und Katechetinnen, für Gemeinde- und Diözesanräte, für alle also, die Aufgaben im Bereich der Erwachsenenpädagogik, der Ehe- und Familienarbeit, der Jugend-, Eltern- und Seniorenarbeit wahrnehmen. Es ist geschrieben für Gemeinden, die auf der Suche sind nach neuen Pastoralkonzepten, für alle jene, die basisgemeindliche Gruppen und Selbsthilfegruppen begleiten und kompetent anleiten möchten. Psychologen und Kommunikationsfachleute werden mit dem pastoralen Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« ein Konzept beschrieben finden, dessen tutoriell-generatives, konsequent auf Selbstorganisation ausgerichtetes Bildungsdesign sich außerdem als Trainingsprogramm für weitere Adressatenkreise anbietet. Unser konkretes Ziel war es freilich, ein Schulungs- und Begleitungskonzept zu entwickeln, das vor allem auf die Bedürfnisse kirchlicher Adressatenkreise zugeschnitten sein sollte, wie zum Beispiel: Pfarrgemeinderäte, Leitungsteams, Jugendarbeitsteams, Frauengruppen, Nachbarschafts-, Besuchs- und Liturgiekreise, Organisations-, Aktions- und Basisgruppen, Bezugspersonen für Glaubensgespräche, Bibelgruppen und Hauskreise, Eltern- und Ehepaargruppen oder Seniorenkreise sowie Beratende in Krisensituationen, um nur einige Einsatzgebiete zu benennen.

Unser Lernprogramm ist Teil eines umfassenden pastoralen Organisationskonzeptes, dessen Ziel es ist, Kirche als dynamisches Beziehungssystem zu verstehen: Kirche im Sinne der Praxis Jesu als Ort offener, heilender Kommunikation, Kirche verstanden als ein Organismus von Lebensgemeinschaften, als *Gesprächsgemeinschaft* von »Basisgruppen« und Gemeindeinitiativen, zusammengehalten von »unten nach oben« und »von oben nach unten« durch das gleichberechtigte, nie abbrechende kommunikative Bemühen aller um die »Sache Jesu«.

Ganz im Sinne dieses Anliegens haben wir auch dieses Buch geschrieben. So wie nämlich das Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« davon lebt, daß die Teilnehmenden selbst mit wachsender Kompetenz Konzept und Durchführung aktiv mitgestalten (*generativ-tutoriell*es Bildungsdesign), so haben Studentinnen und Studenten, welche dieses Projekt mittragen, aktiv Einfluß auf die Gestaltung des Textes genommen. Wir nahmen als Autoren unsere Verantwortung dadurch wahr, daß wir auf Grund unserer eigenen wissenschaftlichen, theologischen oder psychologischen und pädagogischen Kompetenz die Qualität in Konzeption und Methode kritisch begleitend sicherstellten. So ist ein Buch entstanden, das ebenso kreative wie innovative Wege für das Gespräch und die Kommunikation im Geiste und im Sinne der Sache Jesu Christi zum Inhalt hat.

Die persönlichen Arbeitsanteile unserer studentischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen haben wir in jedem Abschnitt auf geeignete Weise kenntlich gemacht. Ihnen allen, die dieses Buch zum Teil durch Diplom- und Promotionsarbeiten zu Teilgebieten vorbereitet haben, gehört unser besonderer Dank. Darüber hinaus haben wir vor allem Eva-Maria Schumacher und Tobias Heisig, der die Umfrage über den Stand der Gesprächsausbildung an anderen Hochschulen des deutschen Sprachbereichs besorgt hat, zu danken. Beide haben durch ihre Mitarbeit im Leitungsteam einen nicht geringen Anteil an der Entwicklung der Gesamtkonzeption geleistet.

Urs Baumann
Mark Reuter
Stephan Teuber

EINLEITUNG

Die Menschheit S so lautet eine der gängigen Thesen S ist im Begriff, sich in eine weltweite ›*Kommunikationsgesellschaft*‹ zu verwandeln. Unbekannte Kulturen und Gebräuche, andere Religionen gelangen durch die Medien heute in jedes Wohnzimmer. Intensiv wird uns bewußt, daß wir wählen können. Wir haben die faszinierende Möglichkeit, uns aus der Fülle dieses Angebots unseren persönlichen Stil, das passende Leben, ja unsere eigene Religion sozusagen herauszusuchen. Doch: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual! Was uns heute in Atem hält, kann morgen wieder vergessen sein. Was heute ›top aktuell‹ erscheint, ist über Nacht vielleicht schon wieder ›out‹. Wer garantiert mir die richtige Wahl?

Nein, es ist nicht leicht, die Übersicht über diesen fast uferlosen »Markt der Möglichkeiten« zu behalten. Es kommt hinzu: Mit der Masse der Angebote haben sich nicht nur die technischen, sondern auch die sozialen Bedingungen, unter denen wir mit unseren Mitmenschen ins Gespräch kommen, verändert. Neue Kommunikations- und Beziehungsformen überlagern die vertrauten Muster »zwischenmenschlicher Beziehung«, relativieren sie und stellen sie in Frage. Unser Rollenverständnis als Frau und Mann wandelt sich. Wir sind nicht mehr ohne weiteres bereit, autoritär vorgetragene Herrschaftsansprüche gehorsam zu akzeptieren. Wir beanspruchen das Recht, autonom nicht nur über unsere politische, sondern auch über unsere religiöse Weltsicht zu entscheiden. Doch die menschliche Fähigkeit, mit einer stetig wachsenden Vielfalt an Informationen und Bildern sinnvoll umzugehen, steigt nicht automatisch mit der Fülle des Angebots. Das Gegenteil ist oft der Fall: Je größer das Wissen, um so komplizierter wird es auch, Welt und Wirklichkeit zu durchschauen. Tatsächlich fühlen sich viele Menschen überfordert durch den ständigen *Innovationsdruck*, den der Strom der tägli-

chen Neuigkeiten ihnen zumutet. Sie sind nicht im Stande, die Komplexität ›postmoderner‹ Wirklichkeit positiv zu verarbeiten.

Eine zugleich befreiende und beunruhigende Ambivalenz der allgemeinen Lebenssituation zeigt sich: Das neue vielfältig-pluralistische Angebot an Möglichkeiten, Weltbildern, religiösen Ideen und Lebensentwürfen, wie es von allen Seiten an uns herangetragen, uns angeboten, aber auch weisgemacht und aufgedrängt wird, kann ganz unterschiedlich wahrgenommen werden: Für die einen bedeutet ein solches ›Marktangebot‹ *Freiheit und Aufgabe*, das eigene Leben selbst zu entwerfen, für die anderen den unerbittlichen *Zwang zur Originalität*, zum eigenen Lebensentwurf, zur erdrückenden Alleinverantwortung für das Leben. Für die einen ist es ein Abenteuer berauscher *Autonomie*, für andere traumatische Erfahrung von *Orientierungslosigkeit*. Experimentieren die einen befreit mit Lebensentwürfen und Lebensleitbildern, leiden die anderen unter der »neuen Unübersichtlichkeit« (Jürgen Habermas), welche der freie Wettbewerb unterschiedlichster ethischer, religiöser und esoterischer Wert- und Sinnsysteme ihnen zumutet.

Die gemeinsame Sprache löst sich dann gerade über den Elementen des grundlegenden Daseinsverständnisses auf. Der gemeinsame Schatz an traditionellen christlichen Metaphern und Symbolen geht verloren oder scheint sich doch irgendwie erschöpft zu haben. Solche »Sprachverluste« *erschweren den alltäglichen Umgang miteinander und die Verständigung* auf allen Ebenen der Gesellschaft. Und diese Erfahrung begünstigt wiederum eine Entwicklung, die dazu führt, daß Menschen sich in immer kleinere Lebenseinheiten zurückziehen, mit der Folge, daß fundamentalistische Intoleranz, Gruppennarzißmus, Konfessionalismus und Nationalismus erneut zu einem weltgesellschaftlichen Problem geworden sind.

Tatsache ist aber auch, daß eine große Zahl vor allem junger Menschen, die schon in unsere gegenwärtige Kultur der Pluralisten hineingeboren wurden, die hektischen Veränderungen ihrer Alltagswirklichkeit einfach als gegeben erfahren, ohne die Spannung, die diesem epochalen Geschehen innewohnt, bewußt zu empfinden. Sie leiden S zumindest äußerlich S offenbar weder an Gefühlen der ›Orientierungslosigkeit‹ noch unter ›Innovationsstreß‹.

Sie nehmen das Leben, schlicht wie es ist, nach seinem täglichen *Erlebniswert*, ohne ständig über den Sinn des Ganzen nachzugröbeln. Der Soziologe Gerhard Schulze spricht in seiner »Kultursoziologie der Gegenwart« von einer »*Erlebnisgesellschaft*«, deren hervorstechendes Merkmal Flüchtigkeit und der ausgeprägt »actionorientierte« Erlebnishunger sei.¹ Das Ideal einer solchen Daseinsform sei die schnelle und problemlose Wunscherfüllung: glücklich sein, Glück erleben S jetzt sofort, ohne Aufschub und Verzicht. Es liegt auf der Hand, daß erlebnisorientierte Menschen wahrscheinlich auch ihre Religion und die Kirche überwiegend nach ihrem Erlebniswert beurteilen und wenig Interesse für tiefschürfende philosophisch-theologische Weltdeutungen aufbringen.

Allerdings: Mit der Vervielfältigung der Bereiche, zwischen denen sich unser Leben abspielt, beschleunigt sich auch das Leben selbst, mit der Folge, daß Gesprächskontakte kürzer und anfälliger für Mißverständnisse werden. Bisher noch fraglose Gemeinsamkeiten der Lebenskonzeption, des Lebensstils und Lebensgefühls, des Ethos und der Ordnung der Werte, die traditionellen Regeln des sozialen Zusammenlebens und der Geschlechterbeziehungen gelten nicht mehr und fordern im Gegenzug unerbittlich ein höheres Maß an eigenem, persönlichem Ethos und Selbstverantwortung. Unverkennbar S und an der religiösen Praxis deutlich ablesbar S wirkt sich die *Individualisierung* des Lebens heute auf das Verhältnis des Einzelnen zu *Kirche und Religion* aus. Auch im religiösen Bereich hat die Vielfalt längst Einzug gehalten, und nichts und niemand kann uns noch zwingen, bestimmte politische, soziale, ethische oder religiöse Wahrheiten wider unsere eigene Einsicht und Überzeugung zu übernehmen. Die zerbrochene Einheit von personaler, individueller Identität und gesellschaftlicher, kirchlicher, kultureller Identität S das Ideal der mittelalterlichen Kirche S läßt sich nicht wiederherstellen, schon gar nicht mit den radikalen Mitteln ideologischer oder dogmatischer Meinungskontrolle oder gar der Inquisition. *Personale Identität* definiert sich mit anderen Worten nicht

¹ Vgl. G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (Frankfurt/M. New York 1993).

mehr ›konservativ‹, das heißt im Sinne einer von Staat und Kirche autoritär eingeforderten totalen, ›gehorsamen‹ Übereinstimmung des einzelnen mit der althergebrachten gesellschaftlichen oder religiösen Kulturtradition, sondern als selbstgestellte Aufgabe zur Übereinstimmung mit sich selbst, zur Verwirklichung des eigenen Selbst, als »*Selbstreferentialität*« (Franz Xaver Kaufmann) im Sinne selbstbestimmten, authentischen Lebens.

Es geht, wenn wir ernsthaft nach dem Beitrag des Christentums zur existentiellen Wahrheitsfindung ›postmoderner‹ Menschen fragen, bei Kirche und Theologie in der Tat um *spirituelle und ethische Orientierung*. Dies freilich gerade nicht in der Weise einer sterilen dogmatischen Indoktrination oder moralischen Bevormundung (wie man sie gegenwärtig wieder hinter dem römischen Neuevangelisierungskonzept vermutet!), sondern aus dem Geiste jener Freiheit, die Jesus Christus verkörpert, um ihn als ›*Ressource*‹ des Lebens, als Quelle »lebendigen Wassers« (Joh 4,1–26) bei unserer Suche nach Authentizität und Orientierung, als Wegbegleiter bei der *selbstverantwortlichen* Verwirklichung des Lebens in schwieriger Zeit. Von solcher Orientierung wird allerdings erwartet, daß sie ohne kirchliche Besserwisserei, fundamentalistische Rechthaberei oder ›lehramtliche‹ Herrschaftsansprüche, moralischen oder spirituellen Druck Menschen in Stand setzt und ermächtigt, ihre eigene Lage *selbständig* zu durchschauen, *kritisch* zu hinterfragen und *konstruktiv* religiös zu bewältigen.

Ohne Wende zu einem Kirchenverständnis, das Kirche im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil als ein christliches ›*Sozialmodell*‹ »herrschaftsfreier« und unterstützender Kommunikation (lat. *communio*) versteht, das nur einen einzigen ›Herrn‹ kennt, Jesus Christus, müht man sich allerdings vergebens! Nur im Raum befreiter Kommunikation und Sprache kann sich nämlich das Christentum heute so artikulieren und Gehör verschaffen, daß es Menschen motiviert, noch/wieder als Christen leben zu wollen.

Eine solche, *kommunikative* Kirche setzt freilich bei denen, die sie in den Gemeinden verwirklichen sollen, für traditionelle Kirchlichkeit eher ungewohnte kommunikative Fähigkeiten und Kompetenzen voraus:

S die Fähigkeit zum *wegbegleitenden Gespräch* etwa, das souverän mit Gesprächsformen umzugehen weiß, die der religiösen Mündigkeit beziehungsweise Selbstständigkeit der Gesprächspartner angemessen sind und die sich eignen, den Glauben als Quelle und Ressource selbstverantworteter Lebensgestaltung erfahren zu lassen (*Prozeßbegleitung*);

S die Fähigkeit, (ehrenamtliche) *pastorale Mitarbeiter*, welche vor Ort gemeindebildende Prozesse begleiten, zu selbstverantwortetem, auch religiös selbstverantwortetem Handeln anzuleiten (*Empowerment*).

Wer Menschen helfen will, sich in der verwirrenden Landschaft der unbegrenzten religiösen Orientierungsmöglichkeiten zurechtzufinden und zu verständigen, braucht mit anderen Worten einen weiteren geistigen Horizont, eine höhere Sprachfähigkeit und größere Flexibilität, Anpassungsfähigkeit, Selbstständigkeit und geistige Mobilität, als sie unter den Bedingungen der traditionellen sozialen Lebenswelt früherer Generationen nötig waren.

Genau hier setzt unser Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« an. Geht es doch heute entschieden darum, Menschen für den pastoralen Dienst heranzubilden, die nicht nur wissenschaftlich-theologisch gut ausgebildet sind, sondern gleichzeitig befähigt sind, gemeinschaftsbildende Prozesse kompetent zu begleiten beziehungsweise Gemeinden, Basisgruppen, »Hauskreise« so anzuleiten, daß diese in die Lage kommen, Kirche als Daseinsraum befreiender, versöhnender und heilender (therapeutischer) christlicher Lebenspraxis *selbst* zu verwirklichen.

Konkreter Anlaß für unser Team, aktiv zu werden, war die Studiensituation an der Universität Tübingen. Immer wieder beklagten Studierende der Theologie in beiden Fakultäten den mangelnden Praxisbezug und den einseitig intellektuell-kognitiven Charakter ihrer wissenschaftlichen Ausbildung. Die Katholisch-Theologische Fakultät gab uns vom Sommersemester 1991 an bis zum Wintersemester 1995/96 die Möglichkeit, unser Gesprächsbildungsprogramm ad experimentum im Rahmen der Veranstaltungen der Abteilung für Praktische Theologie anzubieten. Trotz des durch-

schlagenden Erfolgs der Gesprächsausbildung bei den Studierenden fand sich allerdings bis zur Drucklegung dieses Buches keine Möglichkeit, das Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« mit seiner tutoriell-generativen Arbeitsweise im Rahmen der universitären Ausbildung zu institutionalisieren und auf eine angemessene finanzielle Basis zu stellen. Doch soll das Programm als außeruniversitäre Ausbildung weiterhin auch für Studierende zugänglich sein.

In der Spannung zwischen dem intellektuellen Anspruch des wissenschaftlichen Studiums und dem Anliegen der Studierenden, das *kognitiv* angeeignete Wissen *personal* zu integrieren und *praktisch* zu verarbeiten, spiegelt sich nun freilich nicht nur die allgemeingellschaftliche und inneruniversitäre Kommunikationsproblematik wieder, sondern symptomatisch auch die aktuelle innerkirchliche Kommunikationsstörung.

Im Laufe unserer Arbeit mit Studierenden wurde uns freilich auch bewußt, daß die Schulung der kommunikativen Fähigkeiten und der psychologischen Sprachkompetenz, wie wir sie mit dem Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« methodisch anstreben, nicht nur die persönliche seelsorgliche Kompetenz deutlich verbessert, sondern indirekt ein Modell von Kirche-Sein und pastoraler Praxis einübt, das auf realistische und realisierbare Weise tatsächlich auf die Bedingungen ›post-moderner‹ Kirchlichkeit und Religiosität eingeht.

Mit der Seminarreihe »*Seelsorgliche Gesprächsführung I–IV*« versuchten wir zunächst diesem studentischen Anliegen durch ein studienbegleitendes Ausbildungsangebot zu entsprechen, das aus grundsätzlichen Erwägungen einem methodisch-didaktischen Ansatz folgt, der ganz bewußt nicht ›spielerisch‹ spätere Seelsorgesituationen vorwegnimmt, sondern die Teilnehmer und Teilnehmerinnen anleitet, ihr eigenes Gesprächsverhalten und ihre Kommunikationsfähigkeit zuerst an ihrer *eigenen* Lebenssituation zu schulen. Ziel ist es, ihnen eine möglichst umfassende, methodische, soziale und personale Kompetenz zu vermitteln, die sie einerseits befähigt, gemeinbildende Kommunikationsprozesse in Gang zu bringen und anzuleiten, und andererseits Einzelpersonen im Sinne einer

seelsorglichen Wegbegleitung möglichst kompetent zu beraten.

Unterdessen zeichnet sich immer deutlicher ab: Eine Ausbildung in ›pastoraler‹ Gesprächsführung entspricht weit über den unmittelbar seelsorglichen Bereich hinaus einem großen Bedürfnis. Zunehmend bemühen sich Studierende aus anderen beziehungssensitiven Fächern, insbesondere der Pädagogik, Medizin und Psychologie, um Aufnahme in die Seminare. Hauptziel bleibt es allerdings, kirchliche Kräfte heranzubilden, die regional und auf Gemeindeebene ihrerseits wieder in der Lage sein sollten, haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter und Gemeinden auf dem Weg zu einer sich selbst organisierenden pastoralen Praxis anzuleiten und zu begleiten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es nicht darum gehen kann, Gesprächsausbildung und theologische Ausbildung gegeneinander auszuspielen. Im Gegenteil: Das seelsorgliche Lernprogramm, das wir in diesem Buch vorstellen, versteht sich keineswegs als ›wertfreie‹ oder ›rein lernpsychologische‹ Methode. Vielmehr steht im Hintergrund ein pastorales Gesamtkonzept, das wichtige Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland und der diözesanen Synoden aufnimmt, insbesondere die Leitidee einer selbstaktiven *gemeindeorientierten Kirche*. Der Beschluß »Dienste und Ämter« hatte hier schon 1975 Weichen gestellt:

»Das Zeugnis für das Evangelium Christi und der Dienst für die Menschen in unserer Gesellschaft können nur in gemeinsamer Verantwortung aller gelingen.

Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen läßt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst aller und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes einzelnen gestaltet.« (1.3.2)²

Von daher ergeben sich drei praktische Fragen, die sofort nach einer eingehenden theologischen beziehungsweise ekklesiologischen

² *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe 1 (Freiburg-Basel-Wien ⁵1985).

Begründung verlangen. In knapper Form bringen sie das Anliegen und die Aufgabenstellung unseres Buches zur Sprache:

S Wie kann Kirche vor Ort als Netzwerk von überschaubaren Basisgemeinschaften oder -gemeinden mit vielleicht sehr unterschiedlichen Charakteren funktionieren?

S Welcher Leitungsstil und welches Seelsorgekonzept ist sachdienlich in einer solchen ekklesialen Situation?

S Welche Basisqualifikationen in kommunikativer, sozialer und didaktischer Hinsicht müssen kirchlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im Hinblick darauf vermittelt werden?

Der erste Teil (A.) erarbeitet dazu auf dem Hintergrund der aktuellen Lage von Religion und Kirche zunächst die ekklesiologischen und die praktisch-theologischen Rahmenbedingungen. Im zweiten Teil (B.) sollen S nach eingehender Einführung in die gesprächs- und kommunikationspsychologischen Methodenfragen S die vier Phasen des Lernprogramms »Seelsorgliche Gesprächsführung« vorgestellt werden. Im Sinne von weiterführenden Perspektiven skizziert der abschließende dritte Teil (C.) exemplarische Anwendungsbeispiele und Einsatzmöglichkeiten im Rahmen der konkreten Selbstorganisation christlicher Lebenspraxis in Gemeinde.

A. GRUNDLAGEN

GESPRÄCHSKOMPETENZ UND CHRISTLICHE PRAXIS

1. KRISEN, CHANCEN, VISIONEN

DIE AKTUELLE SITUATION DER KIRCHE

(URS BAUMANN)

Achten wir darauf, wie heute über die Lage von Gesellschaft und Kirche geredet wird, fällt sofort auf: Die Zeitwirklichkeit, in der wir leben, kann durchaus unterschiedlich wahrgenommen werden. Schwarzer Pessimismus und euphorischer New-Age-Optimismus, Zukunftsangst und Aufbruchstimmung bilden oft einen seltsam schroffen Gegensatz. Dazwischen erklingt mit vielen Zwischentönen das Moderato der Vorsichtigen und differenzierter Denkenden. Was die einen als Dekadenzerscheinung empfinden, sind für andere die Geburtswehen einer neuen, besseren Welt. Nicht viel anders verhält es sich beim Thema Kirche. Auch hier: auf der einen Seite das düstere Klagelied vom Untergang des christlichen Abendlandes, vom Ende der Volkskirche, das deprimierende Szenario einer allgemeinen Orientierungskrise, des Werteverlusts, der »Tradierungskrise des Glaubens«¹, der ermüdende Refrain der kirchlichen Warnungen vor Konsumismus, Sexismus, Hedonismus, Egoismus oder wie die einschlägigen Begriffe immer lauten, auf der anderen Seite die Erwartung einer neuen Kultur der Toleranz und Gleichberechtigung, der Solidarität, Partnerschaftlichkeit und des Friedens von Mensch und Natur.

¹ Vgl. etwa *E. Feifel, W. Kasper* (Hg.), *Tradierungskrise des Glaubens* (München 1987).

Die kurze Charakteristik mag genügen, um sich einen ersten Eindruck von der *Notwendigkeit einer differenzierten Krisenwahrnehmung* zu verschaffen. In der Tat: Wir leben in einer von Krisen geschüttelten Welt, und es würde niemandem helfen, die ökonomische, ökologische und soziale Krise zu bagatellisieren, in der sich die menschliche Zivilisation weltweit befindet. Niemand wird bestreiten, daß viele Menschen jeden Alters oft unter Gefühlen existentieller Verunsicherung, der Ratlosigkeit und Orientierungslosigkeit leiden und daß es S religiös gesehen S tatsächlich so etwas wie eine Sinnkrise gibt, was die Bestimmung des menschlichen Daseins und die weitere Zukunft der Menschheit angeht. Daß außerdem Kirche und Christentum sich in einem kritischen Zustand befinden, ist nachgerade zum Gemeinplatz geworden. *Krise* bedeutet in allen diesen Zusammenhängen: Wir befinden uns in einer Zeit entscheidender Umbrüche; alle Lebensbereiche sind davon betroffen, und deshalb verändert sich auch unser Verhältnis zu Religion und Glaube. Mit diesem religiösen Wandel müssen wir uns deshalb jetzt zuerst auseinandersetzen.

a. Wandel in den Ausdrucksformen von Religion

Die Symptome sind überdeutlich: Vertrauensverlust und Infragestellung der Kompetenz der Kirchen, Rückgang des Gottesdienstbesuchs, Auszug der Religiosität aus den kirchlichen Institutionen, Zuwendung zu außerchristlichen religiösen oder esoterischen Ideen und Praktiken, eine steigende Zahl von Kirchenaustritten, überforderte, resignierte, religiös und psychisch ausgebrannte Seelsorger. Die Erfahrung vieler Christen und Christinnen mit Kirche und Glaube ist heute vielfach geprägt von Gefühlen des Unverständnisses, der Frustration und nicht selten auch der unverhohlenen Ablehnung:

Da sind zum einen die Männer und Frauen, Eltern und Alleinstehende, Junge und Alte, die mit manchen Äußerungen der Kirchenleitung nicht einverstanden sind, und die oft auch mit den Angeboten der Ortsgemeinde wenig anzufangen wissen. Weder die

Aktivitäten der Ortsgemeinde noch die Aussagen der Kirchenleitungen sprechen sie an: Was dort gesagt oder getan wird, ist für sie weit entfernt und zu fremd im Vergleich zum alltäglichen Leben.

Da sind zum anderen die aktiven Christen in den Ortsgemeinden, Männer und Frauen, Eltern und Singles, Junge und Alte, die sich engagieren und viel Zeit und Energie investieren, um lebendige Gemeinde für alle zu verwirklichen. Ihr Einsatz mündet nicht selten in Enttäuschung und Resignation, wenn ihr Angebot bei denen, die sie erreichen wollen, nicht die erhoffte Resonanz findet.

Und da sind schließlich die Priester, Diakone und Pastoren, Pastoralreferentinnen und Gemeindereferenten, Religionslehrerinnen und Religionslehrer und all die anderen hauptamtlichen Männer und Frauen, die sich im Rahmen ihrer Arbeit um ein ansprechendes religiöses Angebot bemühen und dabei häufig auf Desinteresse, manchmal sogar Ablehnung stoßen und die darüber oft noch mit Vorurteilen gegen ihre Arbeit zu kämpfen haben, die sie zusätzlich Zeit und Nerven kosten.

Auch diese kirchlichen Krisenphänomene sind sehr ernst zu nehmen. Dennoch: Es trägt wenig zur Lösung bei, wenn wir nur wie gebannt auf die Krisensymptome starren. In der Tat ist der Trend weit verbreitet, Krisen S gesellschaftliche und kirchliche S einseitig als Katastrophen oder Zusammenbrüche zu verstehen und die neuen Chancen und kreativen Möglichkeiten, die sie eröffnen, zu übersehen. Die Folge ist ein rückwärtsgewandter Konservatismus »der guten alten Zeit«, der nicht bemerkt, daß diese »gute alte Zeit« mit ihren autoritären sozialen und religiösen Regelmechanismen ja deswegen vergangen ist, weil sie eben so gut nun auch wieder nicht war. Und S Hand aufs Herz S wer wollte denn allen Ernstes, trotz aller Nöte und Ängste auf den sozialen Wandel, den enormen Zugewinn an persönlicher Freiheit, religiöser Toleranz und Lebensqualität wieder verzichten? Was also heute nottut, ist ein ausgeglichenes, gegenwarts- und wirklichkeitsbezogenes, nämlich *zukunfts-bereites Verhältnis* zu den sozialen und religiösen Gegebenheiten unserer Epoche.

Dies ist denn auch der Grund, weshalb unsere Einschätzung der kirchlichen Situation der einseitig negativen *Krisenwahrnehmung*,

die für viele offizielle Texte der Amtskirche geradezu charakteristisch ist, nicht folgt. In solchen Texten findet sich immer wieder die Tendenz, die innere Krise der Kirche nach außen, in die Gesellschaft zu verlagern. Sie sprechen dann etwa von »Säkularisierung«² (»Verweltlichung«) und »Sittenverfall« in der modernen Gesellschaft, welche die Menschen unempfänglich machten für das Angebot der Kirche. In kirchlicher Perspektive ist diese Mißachtung des religiösen Orientierungsmonopols der Kirche der eigentliche Grund für das überall in der Gesellschaft vermutete Leiden an geistiger und spiritueller *Orientierungslosigkeit*. Die Tatsachen sprechen allerdings eine andere Sprache. Nämlich: Eine immer größere Zahl von Kirchengliedern lehnt einfach den autoritären Ton und den starren Dogmatismus zumal des katholischen Lehramtes ab. Und: Mit ihrem problematischen Standpunkt in Fragen der Sexualmoral, der Partnerschaft, Ehe und Ehescheidung, der Abtreibung, des Zölibats, der Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche S um nur einige Streitpunkte zu nennen S hat sich die Kirche in weiten Kreisen das Image uneinsichtiger Rückständigkeit eingehandelt.³

Tatsache ist: Das Etikett ›Orientierungslosigkeit‹, das ja unausgesprochen voraussetzt, wer sich vom Christentum verabschiede, müsse jede Orientierung verlieren, trifft die gesellschaftliche Realität nur zum Teil. In Wirklichkeit bietet die Gegenwartsgesellschaft im Überfluß Möglichkeiten, sich außerhalb oder jenseits des Christentums religiös, ethisch und weltanschaulich zu orientieren. Nicht zuletzt hat ja die Unfähigkeit der Kirchen selbst, ihre Sache zeitnah und angemessen zu vermitteln, dazu geführt, daß viele sich heute

² Zur kurzen Information über den Säkularisierungsbegriff vgl. u. a. *F. X. Kaufmann*, Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums (Freiburg-Basel-Wien 1979) 100–104 und *K. Gabriel*, Nachchristliche Gesellschaft heute! Christentum und Kirche vor der entfalteten Moderne, in: *Diakonia* 19 (1988) 27–34.

³ Zu den religionssoziologischen Sachverhalten vgl. u. a. *H. Barz*, Religion ohne Institution? (Opladen 1992); *Ders.*, Postmoderne Religion (Opladen 1992); *Institut für Demoskopie Allensbach*, Vertrauenskrise in der Kirche? Eine Repräsentativerhebung zur Kirchenbindung und -kritik S vertraulich! (Allensbach 1989); *Jede(r) ein Sonderfall?* Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung, hg. v. A. Dubach, R. J. Campiche (Zürich, Basel ²1993); *N. Martin*, Familie und Religion. Ergebnisse einer EMNID-Spezialbefragung (Paderborn-München-Wien-Zürich 1981); »Religion«. Eine Erhebung, durchgeführt im Auftrag der SCHWEIZER ILLUSTRIRTE, Zürich, von LINK Institut für Markt- und Sozialforschung (Luzern 1989).

tatsächlich *anders orientieren*. Religionssoziologische Umfragen der letzten Jahre stimmen zumindest im Ergebnis überein:

»daß Vorstellungen einer zunehmenden Irreligiosität S oft ›Säkularisierung‹ genannt S durch ein differenzierteres Bild zu ersetzen sind: Nach wie vor spielt die christliche Tradition als Bezugspunkt religiöser Orientierung eine wichtige Rolle. Andere Quellen religiöser Inspiration treten jedoch zunehmend ins Bewußtsein. Beobachten läßt sich nicht ein Religionsverfall, sondern ein Wandel in den Ausdrucksformen von Religion.«⁴

Ähnlich verhält es sich mit der Frage der ethischen Werte und der religiösen Tradition. Der totale Werteverlust ist ein Mythos. Richtig ist, daß sich ein *Wertewandel* vollzieht, in dessen Folge in der Tat manche ›traditionellen‹ Werte (etwa im Sexualbereich!) relativiert werden, während andere Werte wie Treue und Ehrlichkeit in Beziehungen oder die Umweltverantwortung eine gegenüber früher unvergleichlich höhere Wertstellung gewonnen haben.⁵ Falsch ist es ebenso, einseitig von Traditionsverlusten zu reden, aber zu übersehen, daß heute in erheblichem Maße vielfältige neue religiöse *Traditionsbildungen* geschehen S allerdings häufiger im außerchristlichen Umfeld als innerhalb der traditionellen Kirchen. Eine Reform oder »Revitalisierung« des Christentums S dieser Begriff ersetzt heute manchmal das kirchlich belastete Wort »Evangelisierung« beziehungsweise »Neuevangelisierung« S ist unseres Erachtens nur möglich, wenn die Kirche/die Kirchen ernst damit machen, daß Kirchenmitgliedschaft und Zugehörigkeit zum christlichen Glauben nach 15 Jahrhunderten Volkskirche wieder zu einer *Sache individueller Wahl* geworden ist. In stärkerem Maße sogar als in der vor-konstantinischen Kirche. Denn weit mehr als damals muß davon ausgegangen werden:

⁴ *Jede(r) ein Sonderfall?*, siehe rückseitigen Klappentext.

⁵ Interessant sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse der bereits erwähnten Studie von H. Barz wie auch eine in Stuttgart Ost durchgeführte Kontrolluntersuchung von M. Reuter, S. Schumacher, Abschlußbericht »Sinn und Werteorientierung Jugendlicher in Stuttgart-Ost« (Tübingen 1993, unveröffentlicht). Beide Untersuchungen bestätigen diese Beobachtung gerade bei jungen Menschen eindrucklich.

»Die Vorgaben der Kirchen S Glaubenslehren, moralische Anweisungen S werden heute nur noch *nach Maßgabe der eigenen Überzeugung* übernommen. Dadurch hat sich die Rolle der Kirchen in unserer Gesellschaft verändert. Verändert hat sich aber auch die Bedeutung der Religion für die Menschen. Am offensichtlichsten manifestiert sich die Individualisierung in der Pluralisierung der religiösen Lebensformen auf Kosten geteilter religiöser Überzeugungen in den Großkirchen. Je mehr die Menschen die Wahl haben, desto unterschiedlicher fällt sie aus. Die überkommenen konfessionellen Unterschiede werden von neuen Unterschieden im Sinne religiöser Milieus überlagert.«⁶

Wenn religiös betrachtet tatsächlich »*Jede(r) ein Sonderfall*« ist S so der als Frage formulierte Titel der eben zitierten Untersuchung S, dann muß anders und jedenfalls nicht im Befehlston früherer Glaubenseinrede über Religion gesprochen werden. Glauben läßt sich nicht mehr gebieten, Rechtgläubigkeit nicht schulmeisterlich verordnen, sondern allenfalls als konstruktive Lebensmöglichkeit anbieten und argumentativ entfalten. Wird diese Regel mißachtet, kommt es zu *Kommunikationsstörungen*. Seelsorgliche Gespräche enden frustrierend für beide Seiten, Gemeindeinitiativen scheitern, weil die Angesprochenen sich gegängelt fühlen, alternative Formen christlicher Glaubenspraxis und offener Kirchlichkeit können sich nicht entwickeln, weil die veränderte Rolle, welche die Religion im Leben des einzelnen und der Gesellschaft heute spielt, nicht als Chance erkannt wird.

Deshalb ist es hilfreicher, davon auszugehen, daß die allenthalben beklagte religiöse Krise eine zwar so vielleicht nicht erwartete, aber durchaus logische Konsequenz dessen ist, was seit Jahren gerne als »*mündiges Christsein*« gefordert wird und sich jetzt eben auf der individuellen Ebene der Glaubensentwicklung wie auch auf der kollektiven Ebene der Gemeindeentwicklung durchsetzt. Auf den ersten Blick mag diese Aussage provozieren: Fallen denn nicht Gemeinden auseinander, vegetieren dahin ohne echtes Gemeindeleben? Hat sich nicht überall der Trend durchgesetzt, kirchliche und staatliche Dienstleistungen als unverbindliche Konsumangebote zu

⁶ *Jede(r) ein Sonderfall*, ebd.

betrachten, die man distanziert und geschäftsmäßig in Anspruch nimmt, ohne irgend eine Verpflichtung einzugehen oder sich gar mit der anbietenden Institution zu identifizieren?

Stichwort Sakramente: Taufe, Erstkommunion, Konfirmation, Heirat erfreuen sich zwar weiterhin großer gesellschaftlicher Akzeptanz, aber für die meisten ergeben sich daraus heute kaum mehr weitergehende religiöse Konsequenzen. Die kirchliche Umrahmung wichtiger familiärer Anlässe hat für eine wachsende Zahl tatsächlich eher eine ästhetische denn religiöse Bedeutung; die religiöse Feier wird mit anderen Worten zum religiösen Beiwerk konventioneller Festlichkeit. Dafür ist man, wenn es denn sein muß, sogar bereit, die mehrstündige Vorbereitung im Vorfeld in Kauf zu nehmen. Die Feier selbst läßt sich dann als videogerechte Selbstinszenierung gestalten, doch mit dem Fest ist der Kontakt zur Kirche häufig auch schon wieder beendet.

Stichwort Jugendarbeit: Klagen nicht Jugendliche häufig über fehlende Angebote für ihre Freizeitgestaltung? Richtet dann die Ortsgemeinde Jugendclubs, Schülertreffs, Diskos oder Teestuben ein, erlahmt schon nach kurzer Zeit das Interesse wieder: Es ist eben gerade nicht mehr ›cool‹, dorthin zu gehen und andere Angebote werden gesucht. Feste Angebote werden oftmals genauso gemieden wie offene Angebote.

Stichwort kirchliche Verlautbarungen: Sie haben nur noch bei einem geringen Teil der Gläubigen wirklich den Stellenwert, den sie eigentlich haben sollten. Dabei liegt dies häufig nicht einmal am Inhalt der Aussagen, sondern daran, was der Empfänger letztlich aus dieser Information macht.

Wer denkt an solche Entwicklungen, wenn das Stichwort vom ›mündigen Christen‹ fällt? Doch mündiges Christsein ist *keine gradlinige Entwicklung* aus dem, was schon immer da war. Sie kann in selbstgewählter Autonomie eben auch den abgesteckten Rahmen traditioneller Orthodoxie verlassen. Wer glaubte, daß die Mündigkeit in Sachen Religiosität bedeute, daß die Menschen jetzt selbständig die alte Glaubenshaltung und die traditionellen Glaubensformen freiwillig weiter übernehmen und praktizieren, die bisher von der Kirche autoritär verordnet wurden, sieht sich natürlich

enttäuscht. Wer mündiges Christsein lediglich als das verlängerte Praktizieren dessen, was schon immer gesagt und getan wurde, verstehen wollte S jetzt nur selbständig und ohne unmittelbare institutionelle Aufsicht S, hat den Faktor Mündigkeit gewaltig unterschätzt. Mündigkeit in Sachen Religiosität zeigt sich statt dessen als ein *autonomes Denken, Entscheiden und Handeln*. Und so kommen religiöse Gruppen, Praktiken und Einstellungen zu Tage, die, weil autonom, auch ganz anders sein können als erwartet.

Dabei ist diese Form der *Selbstorganisation und Autonomie* keinesfalls mit einer kirchenfeindlichen Einstellung zu verwechseln. Alternative religiöse Formen stellen vielmehr eher eine Erweiterung des kirchenreligiösen Spektrums durch Elemente anderer Religionen und esoterischer Weltansichten dar. Der Kirche wird sehr wohl noch eine Relevanz für die eigene Suche nach Orientierung zugestanden. Doch haben ihre Vorgaben wie die Vorgaben der meisten Institutionen ihre fraglose Geltung und ihren Vorrang verloren. Kirche muß deshalb heute eine Bewährungsprobe bestehen, sie ist mit anderen Worten in einen Prozeß involviert, in dem sie ihre Botschaft in Konkurrenz mit einer ungeheuren Vielfalt gleichberechtigter Informationen weitergeben muß und wo sie sich täglich neu darum bemühen muß, ihre Adressaten zu erreichen.

Unser Anliegen ist es, die positiven Aspekte der gegenwärtigen Situation von Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen und herauszuarbeiten. Wir wollen mit anderen Worten *Ressourcen und Möglichkeiten* erkunden und fruchtbar machen, die uns heute zur Verfügung stehen, um das Anliegen der Guten Nachricht Jesu unter den Bedingungen heutigen Lebens und heutiger Religiosität zur Sprache zu bringen und lebendig zu verwirklichen. Betrachten wir die Situation des Christentums nicht aus dem Blickwinkel der religiösen Defizite, sondern der vorhandenen Ressourcen beziehungsweise Ansatzmöglichkeiten, aus denen im Sinne einer neuen Weise, die Gute Nachricht Jesu zu leben, geschöpft werden könnte, werden wir uns erst des Reichtums bewußt, den unsere Gesellschaft sich nicht nur materiell, sondern auch spirituell erarbeitet hat.

Haben Menschen sich jemals so frei, so intensiv und neugierig auf religiöse Sinnangebote eingelassen, wie sie es heute S und sei es

noch so dilettantisch S tun, ja tun müssen in einer Gesellschaft, in der Religions- und Gedankenfreiheit zu den unaufgebbaren Gütern des Grundgesetzes gehören? Welche Chance für das Christentum, daß es nach 15 Jahrhunderten Volkskirche, in die man automatisch hineingeboren wurde, wieder zu einer Sache persönlicher Wahl und Entscheidung geworden ist! Sind Menschen heute nicht offener für alternative Lebensformen, für das Experiment einer eigenen originalen Lebensgeschichte, flexibler in ihrem Denken als frühere Generationen? Welche schöpferische Kraft würden die Kirchen gewinnen, wenn sie sich auf diese Offenheit und Lebenszugewandtheit der Menschen einließen!

Wir sind der Überzeugung, daß jenes Kommunikationsproblem, das die Kirche bis heute hindert, Menschen, die in einem ›postmodernen‹ Lebenskontext leben, auf ihre Weise Christen sein zu lassen, gelöst werden kann. Voraussetzung ist freilich ein Gespräch mit den Menschen, in dem sie selbst die *verantwortlichen Subjekte* ihres Glaubens und der christlichen Gemeinde sind, zu der sie sich zugehörig fühlen. Was bedeutet das konkret?

Es bedeutet zum Beispiel, daß Eltern im *Taufgespräch* mit ihrem Seelsorger wie erwachsene Menschen behandelt werden sollen, deren persönliche Überzeugungen, Vorstellungen und Entscheidungen in Dingen des Glaubens genauso ernst genommen werden wie ihre Bedenken und kritischen Vorbehalte gegenüber der Kirche. Ein solches Gespräch hat nur dann eine Chance zu gelingen, wenn darüber hinaus der Vertreter, die Vertreterin der Kirche ihr Geschäft nicht als sklavische Verpflichtung zur belehrenden katechetischen Unterweisung mißverstehen oder das Gespräch gar dazu mißbrauchen, den Taufeltern moralisch ›einzuheizen‹. Vielmehr sollen Eltern und Seelsorger zu Verbündeten werden, die sich gemeinsam darum bemühen, die Zukunft des Kindes »festzumachen im ›wahren‹ Gott« S wie Paul Michael Zulehner sich ausdrückt.⁷

Dazu ist freilich auf Seiten der Seelsorgerinnen und Seelsorger eine Ausbildung vonnöten, welche nicht einseitig nur kognitives

⁷ Siehe P. M. Zulehner, Heirat, Geburt, Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden (Wien 1987) 166.

theologisches Wissen vermittelt, sondern die Grundkompetenz der kommunikativen Vermittlung als didaktisches Ziel miteinschließt: Wie gehe ich am besten auf die Anliegen meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner ein? Wie erkläre ich theologische Sachverhalte in einfacher, existentieller Sprache? Ziel des ›religiösen‹ Gesprächs ist mit anderen Worten die *partnerschaftliche Klärung der religiösen Lebenssituation*. Im Sinne eines erweiterten »ökumenischen Lernens« (K. E. Nipkow⁸) geht es darum, *gemeinsam* zu suchen, welche Glaubensaussagen aus der Vielzahl der Glaubenselemente für die Gesprächspartner hilfreich und existentiell ›passend‹ sein können für den Fortschritt und die Klärung ihrer eigenen lebensgeschichtlichen Entwicklung.

Wir haben das Taufgespräch als Beispiel ausgewählt, weil es auf zwei Handlungsebenen verweist, mit denen seelsorgliche Gespräche vielfach befaßt sind: die Ebene der persönlichen Interaktion S oft mit beratendem Charakter S und die Ebene des gemeindlichen, kirchlichen Bezugs. Wir gehen im Folgenden auf diese beiden Aspekte kurz ein: Theologisch haben wir uns zunächst mit dem gegenwärtigen Wandel der religiösen Erfahrung und Sprache auseinanderzusetzen, um uns anschließend ekklesiologisch mit einigen Konsequenzen für die Gemeindepastoral zu beschäftigen.

⁸ Vgl. K. E. Nipkow, Sich selbst mit den Augen der anderen sehen. Ökumenische Lernprozesse im pädagogischen Feld, in: Ökumenische Rundschau 28 (1979) 202–211; Ders., Ziele Interreligiösen Lernens als mehrdimensionales Problem, in: J. A. van der Ven, H.-G. Ziebertz (Hg.), Religiöser Pluralismus und Interreligiöses Lernen (Kampen, Weinheim 1994) 197–232; Ders., Ökumene S ein Thema von Jugendlichen? Empirische Annäherungen, in: F. Johannsen, H. Noormann (Hg.), Lernen für eine bewohnbare Erde. Bildung und Erneuerung im ökumenischen Horizont, Festschrift Ulrich Becker (Gütersloh 1990) 137–147; Ders., Ökumenisches Lernen S Interreligiöses Lernen S Glaubensdialog zwischen den Weltreligionen. Zum Wandel von Herausforderungen und Voraussetzungen, in: G. Orth (Hg.), Dem bewohnten Erdkreis Schalom. Beiträge zu einer Zwischenbilanz ökumenischen Lernens (Münster 1991) 301–320; R. Koerrenz, Ökumenisches Lernen (Gütersloh 1994).

b. Religiöse Erfahrung und Sprache im Wandel

Vom Standpunkt eines kirchlichen Christentums und einer ehemals christlich geprägten Gesellschaft aus scheint es, daß wir uns heute auf eine immer vollständigeren *Privatisierung oder Individualisierung des religiösen Lebens* hinbewegen. Gleichzeitig ist das private Leben weithin zum ›kirchenfreien‹ Raum geworden, der zumindest mit (offizieller) Religion nichts oder doch möglichst wenig zu tun haben will: Immer mehr Kirchenglieder fühlen sich frei, die für sie relevanten Inhalte ihres Glaubens selbständig zu wählen. S. Paul Michael Zulehner hat das Phänomen dieses »Auswahlchristentums« bereits in den siebziger Jahren eingehend beschrieben.⁹ Gleichzeitig gestatten selbst kirchennahe Christen ihrer Kirche nicht mehr, sich mit lehramtlichen Moralvorschriften in das private oder gar intime Leben einzumischen.

Wir erleben am Ende des 20. Jahrhunderts so etwas wie eine ›*Verselbständigung des Religiösen selbst*‹: Die Religiosität des einzelnen scheint sich jetzt in einem letzten Akt der Emanzipation ganz aus der Zuständigkeit der Kirchen zu befreien. Manches spricht für die Vermutung des Religionssoziologen Thomas Luckmann, die er bereits 1963 in seinem Buch »Die unsichtbare Religion« geäußert hatte.¹⁰ Danach würde neben die fortbestehende kirchlich organisierte Religion allmählich eine entkirchlichte, traditionslose, diesseitige und ganz individualisierte Religiosität treten: eine »*unsichtbare Religion*« eben. Die Spuren der Religion verlieren sich nach dieser These keineswegs in einem glaubenlosen Säkularismus, sondern in der Privatsphäre als dem uns übriggebliebenen Raum persönlicher Freiheit und Selbstverwirklichung.¹¹

Die lebenspraktischen *Themen* »*letzter*« *Bedeutung* S so bezeichnete Luckmann die ›nachchristlichen‹ Entsprechungen traditioneller

⁹ Vgl. Zulehner, ebd., 18–21.

¹⁰ T. Luckmann, Die unsichtbare Religion (Frankfurt 1991), vgl. zusammenfassend ebd., 164–183. Erstauflage des Buches unter dem Titel »Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft« (Freiburg 1963).

¹¹ Diese Beobachtung hat sich auch bei der bisher umfassendsten Untersuchung der religiösen Grundeinstellungen in der Schweiz bestätigt (vgl. *Jede(r) ein Sonderfall?*).

Religion S berühren in erster Linie die zwischenmenschlichen *Beziehungen*, die persönliche Selbstverwirklichung und Identitätsfindung in Familie und Freundeskreis, Partnerschaft und Sexualität. Der Soziologe Ulrich Beck spricht ausgehend von dieser Entwicklung geradezu von einer »*Nachreligion der Liebe*«¹²: Was unter den Vorzeichen einer nachmodernen, multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft vom traditionellen Christentum übrigbleibt S meint er S, ist »die *irdische Religion der Liebe*«, eine »*kirchenlose und priesterlose ›Religion*«¹³, ein leidenschaftlicher *Glaube an die Liebe*. In der Beziehung sollen sich der Sinn des Lebens und die Hoffnung auf Selbstverwirklichung erfüllen. »Viele reden von Liebe und Familie wie frühere Jahrhunderte von Gott«, stellt Beck fest.¹⁴ Die Liebe wird zu einem Projekt, das unbedingt gelingen muß, ja von dem letztlich ›das Heil‹ abhängt.

Das Liebesgefühl bildet mit anderen Worten den Horizont einer Art ›*Religion der Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung*‹, die ihrerseits wiederum dem Bedürfnis der erlebnisorientierten Gesellschaft der neunziger Jahre entspricht, das eigene Leben möglichst als schönes und unterhaltsames Erlebnis zu inszenieren. Gerhard Schulze bezeichnet diesen Vorgang als »*Ästhetisierung des Alltagslebens*«.¹⁵ Insofern Elemente des Religiösen zur Lebens- und *Erlebnisqualität* beitragen, haben sie in diesem Lebenskonzept weiterhin ihre Funktion. Das *religiöse* Lebenskonzept wird freilich umfunktionierte zu einem Element der persönlichen Selbstdarstellung unter vielen anderen. Die *persönliche Identität*, das heißt die innere Übereinstimmung mit der selbstgewählten Weltanschauung, ist mit anderen Worten das Auswahlkriterium, die Norm, die Legitimationsinstanz der eigenen Religiosität. Dies erklärt auch, warum Menschen aller Bildungsschichten es heute mit den in jedem Leben auftretenden unverrechenbaren Brüchen, Widersprüchen und Leerstel-

¹² U. Beck, E. Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe* (Frankfurt/M 1990) 21; zum Verständnis im religiös-theologischen Kontext vgl. U. Baumann, *Utopie Partnerschaft. Alte Leitbilder S Neue Lebensformen* (Düsseldorf 1994) 77–108.

¹³ Ebd., 237.

¹⁴ Ebd., 21.

¹⁵ Vgl. Schulze, *Erlebnisgesellschaft*.

len schwerer haben als zu Zeiten fragloser Volkskirchlichkeit, da man sich bei der Suche nach letzten Antworten des Glaubens noch mit unerschüttertem Vertrauen auf die religiöse Instanz verlassen konnte.

Was folgt aus der *Individualisierung der Religion*? Direkte Konsequenz ist die gleichzeitige Individualisierung auch der religiösen Erfahrung und Sprache: ein religiöses Kommunikationsproblem sozusagen. Immer weniger vermag der überlieferte religiöse Sprach- und Symbolzusammenhang noch die individuelle Glaubenserfahrung und Weltanschauung zu integrieren und ihr kommunikativen Ausdruck zu verleihen. Mit anderen Worten: Der bisher gesellschaftlich abgesicherte beziehungsweise für selbstverständlich gehaltene Sinnzusammenhang verliert seine allgemeine Plausibilität. Die individualisierte Religiosität wird also gleichsam *sprachlos*, weil ihr die Metaphern, Symbole und Begriffe für das Transzendente abhanden kommen, ohne die es gar nicht möglich ist, ein sinnvolles religiöses Gespräch über das, was uns in der Tiefe unseres Daseins »unbedingt angeht« (Paul Tillich), zu führen. Denn auch religiöse Erfahrungen können letztlich nur über Sprache mitgeteilt und überliefert werden. Gibt es nun aber keine gemeinsame Sprache, keine gemeinsamen Worte mehr, die es ermöglichen sich von Mensch zu Mensch über die ureigenen Dinge persönlichen Glaubens und spiritueller Erfahrung zu verständigen, verschwindet das Religiöse notgedrungen in der Anonymität. Religion wird zum Tabuthema: Lebenspartner »können« dann nicht mehr miteinander über ihre innersten Hoffnungen und Sinnvorstellungen reden; Eltern sehen sich außerstande, mit ihren Kindern über Dinge des Glaubens zu sprechen oder sie gar in eigener Verantwortung in das kirchliche Leben einzuführen.

Allerdings gilt es auch hier, beide Seiten des Problems zu sehen: Der religiöse Sprachverlust ist ja nicht einseitig das Problem des »säkularisierten Menschen«, sondern vielleicht noch mehr ein Problem der »Amtskirche« und einer theologischen Sprache, die sich mit ihrer Formelhaftigkeit und esoterischen Begrifflichkeit schon lange zu einer Expertensprache entwickelt hat. Die religiöse Sondersprache mochte in einer Zeit, da die Christen in Europa eine kul-

turell geschlossene Sprach- und Traditionsgemeinschaft bildeten, vielleicht noch eine gewisse Allgemeinverständlichkeit erreicht haben. Heute ist solche Sprache notorisch außerstande, ein persönliches Glaubensgespräch so zu vermitteln, wie es die religiöse Situation der Zeit erfordert.

Soll das Christentum also wieder zu einer Sache, zu einer Botschaft werden, welche zeitgenössischen Menschen in ihrem individualisierten Lebenskontext überhaupt noch oder wieder etwas zu sagen hat, kommt der *Entwicklung der religiösen Sprach- und Ausdrucksfähigkeit* eine erstrangige Bedeutung zu. Das Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« versteht sich auch in Zusammenhang mit diesem Anliegen. Insofern nämlich als eine intensive Gesprächserziehung dazu befähigt, über die Brücke der Sprache einen besseren Zugang zur eigenen inneren Erfahrungswelt und jener der Gesprächspartner zu finden, verbessert sie gleichzeitig die Möglichkeiten, sich über *religiöse* Fragen der eigenen Existenz von Mensch zu Mensch zu verständigen. Mit anderen Worten: Taufgespräche, Brautgespräche, Trauergespräche usw., welche die besondere Aufgabe haben, die Bedeutung christlicher Glaubensexistenz in eine ganz bestimmte Situation hinein verständlich zu machen, hängen in ihrem jeweiligen »Erfolg« entscheidend davon ab, wie es dem Seelsorger gelingt, die Menschen, mit denen er es aktuell zu tun hat, in Stand zu setzen, den *Zugang zu ihrer eigenen persönlichen Religiosität wiederzufinden* S wenn sie ihn denn verloren haben sollten. Darum geht es also:

- M Menschen in die Lage zu versetzen, ihre Grunderfahrungen zur Sprache bringen zu können und im Horizont einer offenen christlichen Lebenspraxis zu reflektieren;
- M um ein Kirchenverständnis, das Kirche als partnerschaftliche Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft ernst nimmt.

Die Erfüllung einer solchen wegbegleitenden, beratenden und oft wohl auch therapeutischen seelsorglichen Aufgabe erfordert auf kirchlicher Seite Persönlichkeiten, die in gleichem Maße theologisch und kommunikativ kompetent sind. Damit sprechen wir einen wichtigen ekklesiologischen Zusammenhang an.

c. Ekklesiologische Aspekte

Von seiner Botschaft her ist das Christentum eine *Gemeinschafts-*beziehungsweise *Gemeindereligion*. Kirche versteht sich mit anderen Worten als Ruf zur Gemeinschaft, als Impuls zur Umgestaltung menschlichen Zusammenlebens im Geiste der Lebenspraxis Jesu. Konkret: Kirche entsteht und besteht in der geistigen Gemeinschaft von Menschen, die an Jesus als Gottes ›menschliche‹ Antwort auf ihre ersten und letzten Fragen glauben und im Geist und in der Gesinnung Jesu Christi ihr Leben und ihre Welt miteinander gestalten wollen.¹⁶ Christliche Gemeinschaft basiert mithin auf der Zusage Jesu, daß Gott uns nahe ist wie ein Freund, der mitten in der Nacht aufsteht, wenn wir ihn bitten (Lk 11,5–13 par.), wie ein »König«, der zu seinem Gastmahl alle einlädt, »die von den Straßen und Gassen«, »die Armen und Behinderten, die Blinden und Lahmen« (Lk 14,15–24 par.), wie ein Hirte, der seinen »Schafen« nachgeht (Lk 15,1–10 par.), wie ein »Vater«, der seinen »verlorenen Sohn« wieder aufnimmt (Lk 15,11–32)...

Die Vielgestaltigkeit der neutestamentlichen Bilder fordert uns auf, diese Facetten auch auszufüllen und von allem Gebrauch zu machen. Sie ermutigt uns, zu akzeptieren und zu tolerieren, daß es unterschiedliche Versuche und Entwürfe geben kann und darf, Christsein glücken zu lassen. Die Vielfalt der neutestamentlichen Zeugnisse macht aus der christlichen Bewegung eine lebendige, geschwisterliche, dialogische Gemeinschaft, die sich nur zum Nachteil der Sache Jesu auf einen uniformistischen Einheitsbegriff festlegen läßt. Eine Gleichschaltung der Kirche hat es in der Geschichte deshalb immer nur um den Preis schmerzlicher Spaltungen gegeben.

Christsein, das ist der Kern der Aussage, tendiert auf gelebte Gemeinschaft; gelebte Gemeinschaft aber ist nur möglich als gelebte Beziehung; und Beziehung setzt wiederum auf eine ganz bestimmte

¹⁶ Zu den ekklesiologischen Grundlagen der hier vorgetragenen Konzeption vgl. bes. H. Küng, *Die Kirche* (München 1977) = Serie Piper 161; *Ders.*, *Das Christentum. Wesen und Geschichte* (München 1994).

Weise *Gesprächs- und Kommunikationsfähigkeit* voraus. »Der Glaube« S schreibt Paulus im Römerbrief schlicht S »kommt vom Hören [der verkündigten Botschaft Jesu]« (Röm 10,17). Kirche ist »Geschöpf des Wortes« (»*creatura verbi*«). Ist »das Wort«, die Botschaft, die es mit sich trägt, verständlich, kann Kirche entstehen, bildet sich Gemeinde. Gemeint ist mit Verständlichkeit hier allerdings weit mehr als das bloß akustische und logische Verstehen von Worten und Sätzen, nämlich ein experimentelles (von lat. *experientia*), kommunikatives, erfahrungsbereicherndes Verstehen, in dem sich den Gesprächspartnern heute, so wie es Gesprächspartnern Jesu erging, gegenseitig die Bedeutung ihres eigenen Daseins erschließt. Es geht mit anderen Worten um ein Verstehen mit *sozialisierender Wirkung*, ein Verstehen, aus dem solidarische christliche Lebensbezüge hervorgehen: eben *Gemeinde*.

Gerade in dieser Hinsicht hat das Zweite Vatikanische Konzil mit seiner Kirchenauffassung eine für kirchliche Verhältnisse geradezu revolutionäre Wende vollzogen. Die wiederentdeckte »Volk-Gottes«-Metapher brach das einseitig hierarchie-fixierte katholische Kirchenbild der Gegenreformation auf und brachte die im Mittelalter doch faktisch in die Ordensgemeinschaften abgedriftete *Gemeindetheologie* wieder ins Bewußtsein. Sie wurde im synodalen Prozeß der siebziger Jahre mit Begeisterung aufgenommen. Eine *Gemeindekirche* sollte entstehen, die nicht mehr S wie das Auslaufmodell Volkskirche S eine »Kirche für das Volk« sein würde, sondern eine »Kirche des Volkes«. Dies bedeutete eine Grundentscheidung dafür, daß Kirche von der gelebten Gemeinschaft her konzipiert werden sollte und nicht vom Amt her. Im Zeichen eines zunehmenden Priestermangels sollten immer mehr die ›Laien‹ *aktive Mitverantwortung* für die Kirche am Ort übernehmen.

Die *Bilanz* blieb dennoch eher bescheiden: Zwar beteiligen sich heute mehr Laien aktiv an allen wichtigen Grundfunktionen der Gemeinde. Fast überall entstanden Gemeinderäte. Gleichzeitig bewahrheitet sich aber der Traum eines neuen Frühlings der Kirche nicht. Tatsächlich kann sich nur eine (schwindende) Minderheit für die Idee eines solchen aktiven Christentums begeistern. Überarbeitete Pfarrer, die zwei, drei, vier und mehr Pfarreien versorgen müs-

sen, fühlen sich ausgebrannt und ratlos. Überforderte Mitarbeiter ziehen sich entmutigt und resigniert zurück. Nicht nur, daß realistische Handlungskonzepte fehlen; was vor allem fehlt, sind umsetzbare Vorstellungen, was eine Gemeinde im Zeitalter individualisierter Religion eigentlich sein sollte, was sie ausmacht und wie und wo sie denn Gestalt gewinnen soll.

Wenn wir diese Fragen aus systemischer, sozialpsychologischer und historischer Perspektive betrachten, stoßen wir auf drei Beobachtungen, aus denen sich Elemente für ein differenzierteres Verständnis künftiger Gemeinde ergeben:

1. Aus *institutioneller Perspektive* fällt zunächst auf: Das Wort ›Gemeinde‹ ersetzt seit den siebziger Jahren zwar immer mehr den praktisch-theologisch seither in Ungnade gefallenem Begriff der ›Pfarrei‹. Tatsächlich haben wir es aber oft nur mit einem modernisierten Pfarreibegriff zu tun. An die Stelle des früheren pfarrherrlichen Einmannbetriebs sind das Pfarrteam und der Pfarrgemeinderat mit seinen Arbeitskreisen, Initiativgruppen und kategorialseelsorglichen Betreuungs- oder Leitungsteams getreten. Sie bilden mit den regelmäßigen Teilnehmern an ihren Angeboten die sogenannte *Kerngemeinde*. Tatsächlich ist die Kerngemeinde Gemeinde im vollen theologischen Sinne des Wortes. Jedoch spiegelt sie in ihrer Binnenstruktur nach wie vor die Problematik der einseitig hierarchischen Kirchenverfassung wider. Zwar werden die Hauptamtlichen vermehrt unterstützt durch aktive und engagierte Gemeindeglieder, letztlich bleibt aber die traditionelle Aufteilung in aktiv Handelnde und solche, die lediglich teilnehmen, erhalten. Obwohl die Verantwortung in der Kerngemeinde breiter verteilt wird, besteht die Gefahr der Überforderung gerade der aktiven Gemeindeglieder weiter.

2. Aus *sozialpsychologischer Perspektive* zeigt sich: Gemeinde wird heute von vielen immer noch als eine Art *Megagruppe* angesehen, der eigentlich alle Christen vor Ort gleichzeitig angehören sollten. Allerdings kann eine solche Megagruppe, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar keine Gruppe mehr ist, weder die ›Nestwärme‹ noch die personale Nähe vermitteln, welche Menschen heute von einer Gemeinschaft erwarten. Hinzu kommt, daß Soziologen in

den letzten Jahren eine sogar noch zunehmende Abneigung konstatieren, sich durch formelle Mitgliedschaft an Institutionen, Vereine, Parteien oder Verbände zu binden oder diesen gegenüber Verpflichtungen einzugehen. Man bindet sich weniger exklusiv an eine bestimmte Großgruppe; das Leben spielt sich eher in wechselnden und unverbindlichen Bezugssystemen ab, die je nach Interesse und Zweck aufgesucht werden. Als Institution ist die Kirche in der Tat bloß ein Anbieter unter vielen.

3. Aus *historischer Perspektive*: In diesem zuletzt genannten Punkt unterscheidet sich die aktuelle Situation des Christentums grundlegend von den neutestamentlichen Entstehungsbedingungen. Der rasche Erfolg des Christentums in der griechisch-römischen Welt wäre nicht denkbar gewesen ohne die spezifische Organisationsform des privaten Lebens, welche die antike Gesellschaft prägte: die *Institution der privaten Hausgemeinschaft* (›oikos‹). Das ›Haus‹ bildete nicht allein die Basis der antiken Wirtschaftsordnung, sondern besaß auch als religiöser Ort hohe Bedeutung.¹⁷ Das antike ›Haus‹ unterschied sich freilich grundlegend von unserer heutigen Familienvorstellung: Es umfaßte neben den ständig im Hause lebenden Familienmitgliedern der verschiedenen Generationen, Gesinde und Mitarbeiter, Klienten und Freunde des Hauses. Man schätzt die mittlere Größe einer solchen Hausgemeinschaft auf etwa 10–20 Personen.

Für das Judentum in der hellenistischen Diaspora war der soziale Schutzraum der antiken Hausgemeinschaft von überlebenswichtiger Bedeutung. Denn so konnte man im öffentlichen Leben römischer Bürger sein und gleichzeitig im eigenen Hause gesetzestreu nach der Tora leben. Der Diasporajude Paulus stützte seine Missionsgründungen ganz selbstverständlich auf die private Hausgemeinschaft. Seit der Gründung der ersten selbständigen christlichen Gemeinden in Antiochien bewährte sich die *Hausgemeinde* auch als christliche Organisationsform. So wurde das antike *Haus* »im Sinne von Haus als Wohnraum und familiärem Hauswesen überhaupt

¹⁷ Vgl. J. Becker, Paulus und seine Gemeinden, in: Ders. u. a., Die Anfänge des Christentums (Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1987) 125.

Missionsstützpunkt, Gründungszentrum einer Ortsgemeinde, Stätte der Versammlung zum Gottesdienst, Herberge für Missionare sowie Gesandtschaften und natürlich zugleich auch unmittelbarer und entscheidender Ort christlicher Lebensgestaltung.«¹⁸ *Neutestamentliche Hausgemeinden* waren (im Unterschied zur heutigen Kleinfamilie) Gemeinden im Vollsinn des heutigen ekklesiologischen Verständnisses. In der Hausgemeinschaft wurde in der Regel auch Eucharistie gefeiert.

Die paulinische Kirchenverfassung betrachtete die ›ekklesia‹ allerdings weder als *Privatsache* noch als *öffentliche Institution* S wie dies heute im geltenden Staatskirchenrecht der Fall ist S, sondern als Sache des erweiterten Beziehungsbereichs, der geprägt ist durch Bekanntheit, Freundschaft, Solidarität und Nachbarschaftlichkeit. Die Hausgemeinde und erst in einem erweiterten Sinne dann die gesamte Kirche am Ort bildete somit den vorherrschenden *Kommunikationsraum* der Christen, ein christliches Milieu, eine christliche Lebenswelt inmitten einer überwiegend heidnischen Gesellschaft.

Selbstverständlich läßt sich dieses Modell nicht einfach auf unsere Verhältnisse übertragen. Niemand möchte ja heute die Zeiten eines engstirnigen, konfessionalistischen Milieukatholizismus oder -protestantismus wiederhaben. Feststeht aber, daß auch heute ohne einen wie immer gearteten sozialen *Binnenraum*, in dem etwa das *neue Leben im Geiste Jesu* praktisch und ganzheitlich ausgelebt werden kann, eine erfolgreiche religiöse Sozialisation kaum gelingen wird.¹⁹

Unser gegenwärtiges Problem besteht nun darin: Tatsächlich gibt es heute keine vergleichbare soziologische Struktur, die ähnlich wie das antike Haus sich so selbstverständlich als Basis des Gemeinschaftslebens anböte und als Gruppe gerade groß genug und intim genug wäre, um als Zentrum und Verwirklichungsort gestalteter ekklesialer Lebensgemeinschaft in Frage zu kommen. Darum muß, wer heute Gemeindebildungsprozesse in Gang bringen will, sich gleichzeitig darum kümmern, daß soziale Rahmenbedingungen ent-

¹⁸ Becker, 125.

¹⁹ Vgl. Berger, Luckmann, ebd.

stehen können, welche eine Gemeinschaftsbildung etwa im Sinne offener christlicher Basisgruppen oder Basisgemeinden überhaupt ermöglichen. Aber wie und mit welcher Zielsetzung soll das geschehen? Wer soll diese anspruchsvolle und zeitaufwendige Arbeit leisten? Ist nicht die Idee einer Gemeindekirche letztlich unrealistisch, ja illusionär?

d. Zielvorstellungen: Gemeinde als Selbstorganisationsprozeß

*Gemeindekirche*²⁰ bedeutet nach unserem Verständnis, daß Kirche als offenes Angebot befreiender *Kommunikation* im eigenen Lebenskontext erfahren werden kann. Ähnlich wie die Hausgemeinden des Neuen Testaments S freilich unter den ganz anderen Bedingungen einer ›postmodernen‹ pluralistischen und individualisierten Gesellschaftsform S, könnten sich zum Beispiel Haus- und Freundeskreise, Jugend-, Eltern- oder Familiengruppen, die sich bewußt an einer christlichen Lebenspraxis orientieren wollen, private Initiativen, Basis- und Selbsthilfegruppen gemeinsam als *Ortskirche* verstehen: dies im Sinne eines lokalen christlichen Netzwerks. Auf einzigartige Weise würde ein solches Beziehungsnetz mit seiner Vielfalt, differenzierten Funktionalität und bunten Lebendigkeit die Kirche Jesu Christi *ökumenisch* repräsentieren. Die *gemeindlichen Gruppen* werden in dieser dezentralen Gemeindekonzeption zu den *bevorzugten* Brennpunkten kirchlichen Lebens,

²⁰ Zum Begriff und zur Debatte um den Gemeindebegriff vgl. u. a. R. Ullmann, Hat die Gemeinde noch eine Zukunft?, in: Den Menschen nachgehen. Offene Seelsorge als Diakonie in der Gesellschaft, Festschrift für H. Schilling (St. Ottilien 1987) 101–116; H. Frankemölle, Die Jesusbewegung als Basisgemeinde? Fakten und Impulse aus dem Neuen Testament, in: Kirche von unten. Alternative Gemeinden (München-Mainz 1982) 36–61; H.-J. Venetz, Die vielgestaltige Kirche und der eine Christus. Was an Amts- und Gemeindeverständnis der Bibel (nicht) zu entnehmen ist, in: Diakonia 16 (1985) 41–51; H. Steinkamp, Selbst »wenn die Betreuten sich ändern«, in: E. Schillebeeckx (Hg.), Mystik und Politik, Festschrift für J. B. Metz (Mainz 1988) 354–363; N. Greinacher, Kirchliche Gemeinde S Voraussetzung für das Überleben von Kirche, in: H. Frankemölle (Hg.), Kirche von unten (München 1981) 295–315; Ders., Die Chancen der vorhandenen Pfarreien wahrnehmen, in: Diakonia 19 (1988) 90–93.

wo Kinder getauft, Ehen eingesegnet werden und immer wieder auch eucharistische Gemeinschaft gepflegt wird, wo Feste gefeiert, Trauernde getröstet, Sterbende begleitet, wo Menschen in Problemsituationen Verständnis finden und in Lebenskrisen von der Gemeinschaft gehalten werden.

Kirche soll also da stattfinden, wo die Menschen tatsächlich leben und Gemeinschaft pflegen. Die Lokalfarrei und die Ortskirche verlieren dadurch keineswegs ihre praktische und theologische Bedeutung; ebenso wenig wie die Gesamtkirche, in der sich ja gerade aufgrund des Austausches der Teilkirchen untereinander die Einheit der Kirche realisiert. Denn nach dem neutestamentlichen Befund hat das Wort Kirche/Gemeinde (*ekklesia*) von Anfang an die dreifache Bedeutung von Kirche als hier und jetzt versammelter Gemeinde, als Kirche an einem bestimmten Ort und als Kirche im Sinne weltumspannender Gemeinschaft aller derer, die an Jesus als den Christus glauben.

Verstehen wir nun die Gesamtgemeinde als *Netzwerk* und *Drehscheibe*, deren erste subsidiäre Aufgabe es ist, gemeindliche Gruppen personell und organisatorisch zu unterstützen sowie theologisch und methodisch zu begleiten, verändert sich allerdings die Funktion und Aufgabe der Ortsgemeinde beziehungsweise Pfarrei. An die Stelle eines hierarchisch von oben nach unten konzipierten Teamgemeindeunternehmens tritt das *Beziehungsnetz* der Gesamtgemeinde und der Gesamtkirche. Integriert werden die einzelnen gemeindlichen Gruppen in dieses Netzwerk durch einen kontinuierlichen, partnerschaftlichen und paritätischen *Gesprächsprozeß*, in dem Leitende und Anleitende kommunikativ voneinander lernen. Kirche versteht sich so als Weggemeinschaft, Lerngemeinschaft und Gesprächsgemeinschaft, die offen ist für alle Menschen, ob sie nun Christentum und Kirche näher oder ferner stehen:

M als *Weggemeinschaft* im Sinne einer spirituellen und lebenspraktischen Begleitung, welche die Begleiteten nicht entmündigt, sondern ihnen Horizonte selbstbestimmten Lebens und Handelns im Rahmen einer christlichen Praxis der Befreiung (Leonardo Boff) erschließt;

M als *Lerngemeinschaft* im Sinne eines kompetenten Angebots und

christlicher Anleitung zu lebenslangem sozialem Lernen über Wertorientierungen und Lebensformen S und dies schließt in der gegenwärtigen schwierigen sozialen Situation vermehrt auch soziales Lernen im Sinne von therapeutischen Angeboten zur Lebens- und Beziehungsgestaltung mit ein;

M als *Gesprächsgemeinschaft* in einem doppelten ökumenischen Sinne: nach innen, insofern sie aktiv Gemeinschaft vermittelt und Spaltungen überwindet; nach außen, indem sie am Aufbau und an der Vertiefung eines vom Geiste christlicher Freiheit getragenen sozialen Konsenses in der Gesellschaft mitarbeitet.

Aber werden mit einem solchen Gemeindekonzept nicht einmal mehr die Amtsträger überfordert und an den Rand des Zusammenbruchs getrieben? Dies wäre allerdings der Fall, wenn am Ende doch wieder die ganze Last einer solchen einschneidenden pastoralen Umorientierung auf ihre Schultern abgeladen würde. Ohne die für die Anleitung der hier notwendigen gruppenorientierten Prozesse notwendige *professionelle Kompetenz* bestünde in der Tat die Gefahr, daß Ortsgemeinden in rivalisierende, ja vielleicht sogar sektenhafte Gruppen und Grüppchen zerfallen. Dies muß aber nicht der Fall sein. Vielmehr kann eine *Netzwerkgemeinde*, kompetent angeleitet, tatsächlich der *Heilung der menschlichen Lebens- und Sozialbezüge* wichtige Dienste leisten. Hilfreiche Elemente können sein:

1. Ein *Multiplikatorenmodell* (wie es heute in der Erwachsenenpädagogik weithin üblich ist), in dem Lernende selbst zu Lehrenden werden können. Es will Menschen in Stand setzen, zu selbstverantwortlichem und selbständigem Handeln zu gelangen, indem es ihnen sachliche und personale Kompetenz vermittelt, eine Kompetenz, die zum Beispiel Eltern befähigt, ihre Kinder selbstverantwortlich religiös anzuleiten und mit anderen Eltern gemeinsam Erfahrungsräume christlichen Lebens zu gestalten, Lebensräume, in denen wiederum die Kinder selbständig religiös lernen können.

2. Ein basisorientierter Gemeindebildungsprozeß muß auf allen Ebenen von eigenständiger *Verantwortung und Freiheit* geprägt sein. Das heißt: Die Mitglieder einer ekklesialen Gruppe sind nicht

Objekte außengesteuerter pastoraler Leitung oder ›Betreuung‹, sondern selbstverantwortliche *Subjekte* auch ihres gemeinsamen religiösen und weg begleitenden Handelns. Sie sollen angeleitet werden zu *selbstbestimmtem* sozialen und religiösen Lernen. Dies erfordert bei denen, welche Gemeindebildungsprozesse anleiten sollen, die doppelte theologische und kommunikative Kompetenz: einerseits denen, die sie anleiten, ihre Freiheit ohne Einschränkung zu lassen, und andererseits die Fähigkeit, die Qualität eigenständigen Handelns in gemeindlichen Gruppen bewußt zu unterstützen, sicherzustellen und kontinuierlich zu vertiefen.

3. Erfolgreiches gemeinbildendes Handeln setzt voraus, daß auch Gemeindeleiter nicht nur über eigene Kompetenz verfügen, sondern die Möglichkeit haben, ihr Handeln in Supervisionsgruppen fortlaufend zu reflektieren. *Seelsorgliche Supervision* bedeutet nicht, daß sie einer entmündigenden Kontroll- oder Visitationspflicht unterstellt würden. Weil aber Gemeindeleitung heute zu einer methodisch-didaktisch höchst anspruchsvollen Aufgabe geworden ist, die sich nicht mehr darauf beschränken kann, Gemeinden bloß zu verwalten oder moralisch zu ›kontrollieren‹, sondern sich vor allem darum kümmern muß, Gemeinde kommunikativ zu strukturieren, müssen Seelsorger die Möglichkeit haben, ihre Arbeit unter entsprechender Anleitung immer wieder zu reflektieren und in Problemsituationen Lösungen im Gespräch mit anderen gemeinsam zu entdecken. Konkret bedeutet das: übergemeindliche und innergemeindliche Supervisionsgruppen für hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger.

4. *Leitungskompetenz* bedeutet im Rahmen des beschriebenen Gemeindekonzepts schließlich die Fähigkeit, *selbstinitiiierende, gemeinbildende Prozesse* inhaltlich und das heißt auch theologisch-spirituell zu begleiten durch eigenes modellhaftes Verhalten und souveräne persönliche und theologische Sachkompetenz. Das heißt: Der Pfarrer, die Gemeindeleiterin, der Gemeindeferent muß gelernt haben, die Sache Jesu selbstständig und kongruent mit seiner/ihrer Person zu verkörpern. Die Aufgabe der Gemeindeleitung ist mithin als *induktives* Geschehen zu begreifen und nicht als *deduktive* ›Vollstreckung‹ kirchlicher Anordnungen. Mit anderen

Worten: Leitung verwandelt sich in *Moderation*. Die Amtsträger stehen nicht mehr außerhalb des Gemeindeprozesses, sondern sind selber Teil des Geschehens. Sie brauchen nicht mehr für alles und jedes zuständig zu sein, sondern partizipieren an einem *Selbstleitungsvorgang*, in dem sie von den selbständig handelnden Einheiten der Gemeinde selbst wieder lernen und helfende Anleitung für ihre Aufgabe empfangen dürfen.

Zusammenfassend: Wollen wir lernen, mit der gegenwärtigen Situation von Christentum und Kirche konstruktiv umzugehen und das ist ja das Anliegen unseres pastoralen Lernprogramms S, dann müssen die Anstrengungen in zwei Richtungen gehen:

- M in die Richtung des *beratenden, wegbegleitenden, therapeutischen (seelsorgerlichen) Gesprächs* mit Menschen, denen über die alltagspsychologische Lebensberatung in Problemsituationen hinaus die Möglichkeiten einer religiösen Lebensbewältigung aus der Dimension zeitgemäßen Glaubens heraus erschlossen werden sollen, und
- M in die Richtung einer qualifizierten *Anleitung kommunikativer, selbstbestimmter Gemeindebildungsprozesse*.

Was dies konkret bedeutet, wird später ausführlich zur Sprache gebracht.

2. SELBSTORGANISIERENDE SEELSORGE

Aber: Wird auf diese Weise Christentum nicht in Psychologie aufgelöst, Seelsorge in Therapie, Pastoral in ein soziologisches Projekt oder in ›bloße‹ Gemeinwesenarbeit? Ist das Menschenbild, das hier im Hintergrund mitschwingt, denn überhaupt christlich und biblisch vertretbar? Wir versuchen diese Fragen in zwei Schritten zu klären: Wir nehmen zuerst zur Frage der biblischen Leitbilder Stellung (a.), um dann unser Verständnis von Seelsorge genauer zu umschreiben (b.).

a. Zur biblisch-theologischen Grundlegung (Tobias Heisig)

»Seelsorge« im Sinne eines »Heildienstes der Kirche« liegt für viele Christen heute weit außerhalb ihres Erfahrungshorizontes. Ja, der Begriff Seelsorge ist mit dem Fortschreiten des »pastoralen Notstandes« zunehmend zum Inbegriff für den unbeholfenen Versuch geworden, auf nicht selten entmündigende und vordergründig missionarische Weise für die (unsterblichen) Seelen der Menschen sorgen zu wollen.²¹ In diesem betulichen und einseitigen Sinne ist das Wort »seelsorglich« im Rahmen unseres pastoralen Lernprogramms selbstverständlich nicht gemeint. Vielmehr verstehen wir darunter verschiedene Formen der Gesprächsführung, der Begleitung und Beratung, die über ihren unmittelbaren Anlaß und Zweck hinaus Menschen eine aufbauende, befreiende und tröstende Erfahrung der Heilzusage Gottes erschließt.

Das Neue Testament ist voll von eingängigen Bildern und Erzählungen, die dieses Anliegen aus Jesu Verhalten bezeugen. Im folgenden soll eine Auswahl solcher Bilder besprochen werden. Diese können freilich nur Bausteine seelsorglichen Handelns liefern, nicht aber konkrete Handlungsanweisungen. Es geht uns hier vielmehr um die grundlegende Konstellation seelsorglicher Handlungsaspekte, wie sie unser Modell der »seelsorglichen Gesprächsführung« zu realisieren sucht.

1) *Der Emmausgang (Lk 24,13–35)*

In der Begegnung der beiden Jünger mit dem auferstandenen Christus auf dem Weg nach Emmaus²² erzählt Lukas nicht nur eine Ostergeschichte oder eine Deutung der Eucharistie, sondern er zeigt

²¹ O. Fuchs, N. Greinacher, L. Karrer, N. Mette, H. Steinkamp: Der pastorale Notstand. Notwendige Reformen für eine zukunftsfähige Kirche (Düsseldorf 1992).

²² Vgl. J. Ernst, Das Evangelium nach Lukas (Regensburg 1977) 654ff. und J. Kremer, Lukasevangelium (Würzburg 1988) 239ff.

uns in verdichteter Weise, wie sich seelsorgliche Begleitung angesichts von Lebenskrisen ereignen kann. Die beiden Jünger sehen sich in ihren Lebensplänen gescheitert: Jesus, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt hatten, ist ans Kreuz geschlagen worden. Enttäuscht verlassen sie den Ort des Geschehens und gehen zurück nach Emmaus. Unterwegs reden sie miteinander über ihre Traurigkeit und Kränkung (VV. 14ff.). Mit diesem Bild entwickelt Lukas ein ganz bestimmtes Wegschema heilender Seelsorge:²³

Der erste Schritt der Seelsorge des Auferstandenen besteht darin, daß er zu den Hoffnungslosen und Verzweifelten hinzutritt und sich ihnen auf ihrem Weg anschließt (V. 15). Im Dazukommen und Mitgehen erweist sich Jesus Christus als derjenige, der in den Krisen des Lebens an unserer Seite steht. Jesus tritt begleitend in das Gespräch ein und nimmt die Jünger in ihrem Unglück ernst. Er verharmlost oder entwertet ihre Erfahrungen nicht, sondern er läßt sie stehen.

Mit seiner Frage »*Was sind das für Dinge, über die ihr auf eurem Weg miteinander redet?*« (V. 17) dringt Jesus bald zum Kern der Krise vor. Die Jünger entziehen sich dem nicht. Sie halten in ihrer Fluchtbewegung inne und so ihrer Leidenserfahrung stand (V. 17). »*Der Begleiter mutet zu und ermutigt, die erlebten Verletzungen zu erinnern, zu wiederholen und durchzuarbeiten.*«²⁴ Eine solche Trauerarbeit ist die Voraussetzung für das Suchen und Finden neuer tragfähiger Hoffnungen.

Die Jünger erzählen also »*das mit Jesus von Nazaret*« (V. 19). Dabei tritt ihre ganze Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zutage. Mit jedem weiteren Tag, der vergeht, drängt sich ihnen die Erkenntnis auf, daß ihre Hoffnung auf Erlösung Israels eine trügerische Hoffnung war. Schließlich liegt die Kreuzigung nun bereits drei Tage zurück, und nichts hat sich seither getan.²⁵ Die verzweifelte

²³ Vgl. dazu I. Baumgartner, Seelsorgliche Begleitung in Lebenskrisen, in: Lebendige Seelsorge 40 (1989) 36–42.

²⁴ A. a. o., 37.

²⁵ Die Bemerkung vom dritten Tag darf nicht mit der Auferstehungshoffnung verwechselt werden. Nach jüdischer Vorstellung umschwebt die Seele nach dem Tod drei Tage lang den Leib. Sobald diese Frist abgelaufen ist, besteht keine Hoffnung mehr auf eine Rückkehr zum Leben.

Trauer macht verschlossen, so verschlossen, daß die beiden Jünger noch nicht einmal auf die wundersamen Nachrichten der Frauen reagieren (VV. 22–24). Statt nach Emmaus hätten sie doch eigentlich unverzüglich zum Grab Jesu laufen müssen, um sich Gewißheit über die von den Frauen berichtete Engellerscheinung und das leere Grab zu verschaffen.²⁶ Die Tatsache der Engellerscheinung ist offensichtlich für die Erzählenden genauso unglaubwürdig wie die Botschaft, daß Jesus lebt. Die Jünger haben jegliche Hoffnung verloren.

Nachdem Jesus den Schilderungen der Jünger zugehört hat, legt er ihnen die Schrift aus und deutet so die Erfahrungen der Jünger um. Jesus gibt ihnen damit den Schlüssel für das Verständnis seines Leidens und Sterbens in die Hand. Er versucht, die Erfahrungen der Jünger im Licht der Schrift und des Glaubens zu deuten und damit ihre Situation aus einem anderen Blickwinkel erscheinen zu lassen. Die Jünger können sich mit der Offenheit und Unsicherheit des menschlichen Lebens anfreunden, die sie am Beispiel Jesu direkt erlebt hatten. Sie entdecken die Solidarität Gottes, der durch seinen Tod das Kreuz und die Leiden der Menschen in seine Auferstehungsbewegung mit hineingenommen hat.

In der gemeinsamen Mahlfeier²⁷ schließlich (V. 29) wird ihnen dann die volle Wahrheit über ihr eigenes Leben offenbar. Jesus durchbricht den von der aktuellen Situation eigentlich gegebenen Rahmen, nach dem die beiden Männer die Gastgeber sind, und übernimmt an ihrer Stelle die Rolle des Hausvaters. Er nimmt das Brot, spricht das Dankgebet, bricht es und teilt es aus. Daran erkennen die beiden Jünger den Herrn, der die ganze Zeit an ihrer Seite ging, als den Heiland, dessen Kennzeichen das Brotbrechen ist. Da brannte das Herz in ihrer Brust (V. 32). Indem sie das Brot brechen,

²⁶ Für Lukas selbst war dies, so die Meinung von Josef Ernst, allerdings nur ein literarisches Stilmittel, um eine Rückkopplung zu bereits Erzähltem und deshalb den Adressaten Bekanntem zu erhalten.

²⁷ Im vorliegenden Zusammenhang fehlt ein expliziter Bezug zur Eucharistiefeyer. Jesus hat deshalb hier keinesfalls als Auferstandener das Abendmahl wiederholen wollen. Seine Handlung ist vielmehr durch die jüdische Tischsitten festgelegt und war bei jeder Mahlzeit üblich. Der Begriff »Brotbrechen« als terminus technicus für das Herrenmahl entstammt einer späteren Entwicklungsstufe (*Ernst*, 663).

teilt Jesus sein Leben mit ihnen in sinnhafter Weise. Das Entdeckte wird liturgisch begangen. Die rituelle Mahlfeier wird zum Ort der nachösterlichen fortwährenden Begegnung mit dem Herrn.

Jesus jedoch entzieht sich in dem Augenblick, da sie ihn wiedererkennen. Die Erscheinung des auferstandenen Christus will nicht einfach die alte Form der vorösterlichen Gemeinschaft mit Jesus wiederbeleben. Vielmehr wird deutlich, daß Jesus auf eine neue Weise gegenwärtig ist, die vom Standpunkt der äußeren empirischen Tatsachen her gleichzeitig als Abwesenheit verstanden werden kann.

Aber, dies ist noch nicht das Ende des Weges: Die Begegnung mit dem Auferstandenen gibt den Jüngern Mut und Kraft, trotz vorgerückter Zeit sofort zurückzukehren an den Ort ihrer Enttäuschung, um dort den versammelten Jüngern zu erzählen, »*was sie unterwegs erlebt und wie sie ihn erkannt hatten, als er das Brot brach*« (V. 35). Mit dem Aufbruch nach Jerusalem und der Mitteilung an die Jünger suchen die Geheilten die Kirche als »*Erzählgemeinschaft der Glaubenden*«. ²⁸ Sie ist keine »*Jammerngemeinschaft*« mehr wie am Anfang der Perikope, wo die Jünger sich beide in ihrer Verlassenheit bereden. Jetzt erzählen sie voller Begeisterung das Handeln Gottes und stärken einander im Glauben. Es ist bezeichnend, daß die Erzählung mit einem Hinweis auf das Brotbrechen endet. Die lukanische Gemeinde kann so das gegenwärtige gottesdienstliche Handeln als die von jetzt an gültige Weise der Begegnung mit Christus erkennen.

Was ist der Ertrag der Emmausgeschichte für unser Seelsorgeverständnis? Sie klärt uns über einen entscheidenden Sachverhalt auf: Seelsorge besteht nicht im bloßen Belehren eines Ratsuchenden durch den Seelsorger, sondern im Mitgehen, gemeinsamen Erzählen und Umdeuten, das von einer positiven Grundhaltung geprägt ist. Bei diesem inneren Weg aus Lebenskrisen werden vom Begleiter unterschiedliche Methoden verlangt: *Koinonia* S das Mitgehen und Begleiten in Geduld, Offenheit und Einfühlungsvermögen, *Diakonia* S die Zumutung und Fähigkeit, zum Kern des Problems

²⁸ Baumgartner, 37.

vorzudringen, *Martyria* S die Auslegung der Schrift im Sinne eines Perspektivenwechsels, der das Herz in der Brust zum Brennen bringt, die *Leiturgia* S die Feier der Eucharistie zumal, welche die neue Perspektive in sinnhafter Weise zum Leben erweckt und zu konstruktiver Gemeinschaft führt. Die Seelsorge Jesu kann auf diese Weise zu Eigeninitiative ermutigen und zu neuen Erfahrungen befähigen.²⁹

2) Die Begegnung mit dem reichen Mann (Mk 10,17–22)

In Mk 10,17–22 wird ein Dialog zwischen Jesus und einem Mann geschildert.³⁰ Zunächst verläuft das Gespräch auf der rein sachlichen Ebene. Der Mann stellt seine Frage nach dem Weg zum ewigen Leben, und Jesus antwortet ihm mit einem knappen Hinweis auf die Gebote.³¹ Der Mann ist jedoch mit dieser Antwort nicht zufrieden, denn er hält, wie er in V. 20 betont, bereits seit seiner Jugend all diese Gebote strikt ein.

Jesus läßt sich nicht nur sachlich auf das Anliegen des Mannes ein, sondern er fühlt sich in diesen hinein und ermöglicht so eine nahe und intensive Beziehung: »Da sah Jesus ihn an, und weil er ihn liebte, sagte er: ›Geh, verkaufe, was du hast, gib das Geld den Armen, und du wirst einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach‹« (V. 21).

Jesus versucht dem Mann hier nicht nur aus dessen eigener Perspektive heraus zu helfen, sondern, weil er ihn liebt, möchte er ihm ein Lebensmodell eröffnen, das ihn frei und offen machen kann für die Nachfolge. Jesus erkennt, daß das Leben des Reichen mit der

²⁹ A. a. o., 38ff.

³⁰ Vgl. E. Schweizer, Das Evangelium nach Markus (Göttingen 1989) 112ff.; J. Gnilka, Das Evangelium nach Markus 2. Mk 8,27–16,20 (Zürich 1979) 83ff. und M. Limbeck, Markusevangelium (Stuttgart 1989) 142ff.

³¹ J. Gnilka vermutet, daß der Erzähler in einer bestimmten interpretationsgeschichtlichen Tradition steht, da er ein Gebot aufführt, das so nicht im Dekalog zu finden ist (›du sollst keinen Raub begehen‹). Gnilka interpretiert dies in Bezug auf Sir 4,1 und Dtn 24,14: Der Lebensunterhalt beziehungsweise Lohn des Armen darf nicht zurückgehalten werden. Ist hier tatsächlich auf eine solche soziale Verpflichtung angespielt, so bekäme die Antwort Jesu einen bewertenden Impetus (86f.).

Erfüllung der Gebote noch nicht ausgefüllt ist. So stellt Jesus klar, daß sich das Leben eines Menschen keineswegs darin erschöpft, nur eben gerade die Gebote Gottes zu erfüllen. Er zeigt seinem Gesprächspartner deshalb Perspektiven und Handlungsräume auf, die dieser selbst für sich noch gar nicht entdeckt hat. Ja, seinem Leben stehen noch ganz andere Möglichkeiten offen.³²

Nach Markus allerdings läßt sich der Mann nicht auf die ihm gezeigte Möglichkeit ein. Er kommt nicht über sein Gesetzesdenken hinaus und hält an seinem Besitz fest. Die liebevolle Zuwendung ist deshalb keine Garantie, den anderen zur Nachfolge zu bewegen. Im Gegenteil, sie beläßt ihm die Möglichkeit, »nein« zu sagen und sich zu verschließen. Dennoch erfüllt den Mann Trauer, als er weggeht. S offensichtlich hat die Begegnung mit Jesus etwas in ihm bewegt. Vielleicht hat Jesus die Hoffnung, daß sein Wort einmal später in irgendeiner Form zu reifen beginnt.³³

Wir fragen wieder nach den Konsequenzen für das Seelsorgeverständnis: Die Seelsorge Jesu ist geprägt von seiner vielfach bezeugten Fähigkeit, einen anderen Menschen so anzunehmen, wie er ist. Ob die andere Person ein Angebot mitvollzieht, liegt in deren eigener Verantwortung. Deshalb ist die Freiheit, »nein« zu sagen, immer gegeben. Die Flexibilität, eine solche Freiheit bei anderen zuzulassen, ist gerade bei Themen, die einem selbst sehr wichtig sind, oft eine Herausforderung. Das gemeinsame Suchen nach einer neuen Perspektive läßt aber den eigenen bisher verfolgten Weg in einem neuen Licht erscheinen. Infolgedessen hat dieses »nein« nichts Destruktives an sich.

³² Da der Mann sich nicht zur Nachfolge entschließen kann, spricht Jesus in V. 23 davon, wie schwer es für Menschen, die viel besitzen, ist, in das Reich Gottes zu kommen. Wenn die Jünger daraufhin erschreckt einander fragen »Wer kann dann noch gerettet werden?« (V. 26), dann verwechseln sie nach Meinrad Limbeck (ebd., 144) die Ebenen. Jesus sagte ja nichts über das ewige Leben des Mannes. Dieses hatte zu Beginn der Erzählung zur Debatte gestanden. Jesus hatte dort die entsprechende Auskunft gegeben: Das Einhalten der Gebote führt zukünftig ins ewige Leben. Demgegenüber ist das Reich Gottes schon angebrochen (vgl. Mk 1,15). Wenn wir Jesus nachfolgen, können wir schon heute dorthin gelangen. Nach unserem Evangelium hindert der Reichtum nicht am ewigen Leben, sondern am Eintritt in das Reich Gottes, da dieses eigene Gesetze hat (vgl. Mk 10,15; Mk 9,35; anders *J. Gnilka*, 88, der davon ausgeht, daß das ewige Leben mit dem Reich Gottes identisch ist).

³³ Vgl. das Gleichnis vom Sämann, Mk 4,1–9.

3) Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37)

Anlaß für Jesus, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu erzählen, ist offensichtlich ein theologischer Schulstreit. In ihm wird ebenfalls, nun von einem Gesetzeslehrer, die Frage nach dem Weg zum ewigen Leben gestellt. Die einfache Antwort Jesu, der sich unter dem Aspekt der Nächsten- und Gottesliebe äußert, befriedigt den Fragenden auch hier nicht.³⁴

Jesu Aufforderung (V. 28), gemäß der zitierten Gesetze aus Deuteronomium 6,5 und Levitikus 19,18 zu handeln, macht deutlich, daß Schriftauslegung für Jesus keine theoretische Sache ist.³⁵ Erst im wirklichen Leben erweist sich das rechte Verstehen. Das wahre Leben findet der, der sich nicht nur theoretisch, sondern auch in seinem Fühlen und Handeln auf die Weisung Jesu einläßt. Dagegen verlangt der fragende Lehrer des Gesetzes eine exakte kasuistische Definition des Geltungsbereiches für das Gesetz aus Levitikus. »Wer genau ist der Nächste, den ich lieben soll so wie mich selbst?« fragt der Theologe deshalb. Ihn interessiert somit strenggenommen die »Grenze der Liebe zum anderen Menschen«.³⁶

Jesus läßt sich jedoch auf keine abstrakte Diskussion ein und durchkreuzt so von vornherein alle theologischen Spitzfindigkeiten, die ihm entgegengebracht werden könnten. Statt dessen antwortet er mit einem Gleichnis. Nicht nur vom Inhalt, sondern auch schon von der Lehrmethode her wird damit deutlich, wie sehr sich Jesus

³⁴ Vgl. z. B. J. Jeremias, *Die Gleichnisse Jesu* (Göttingen 1984) 200ff.; Ernst, 343ff.; Kremer, 120ff.

³⁵ Bei den zitierten gesetzlichen Forderungen aus Dtn 6,5 und Lev 19,18 handelt es sich um zwei Einzelsatzungen innerhalb des jüdischen Gesamtkatalogs von 613 Geboten. Durch die Verknüpfung und Betonung dieser beiden Gebote führt nach Ernst Jesus die gesamte Ethik auf ein einziges Grundprinzip zurück. Diese Absolutsetzung der Liebe in der Identifikation von Gottes- und Nächstenliebe ist das Neue und Typische dessen, was hier vermittelt werden soll, und erinnert an 1 Kor 13. Beide Gebote behalten dabei ihren Eigenwert, so daß weder das Gebot der Gottesliebe noch das Gebot der Menschenliebe zugunsten des jeweiligen Gegenübers eingeschränkt werden. Sie stehen in wechselseitiger Zuordnung und Spannung (vgl. Ernst, 349ff.).

³⁶ W. Grundmann, zitiert nach Ernst, 347. Nach Ernst entspricht dies der damaligen jüdischen Ethik, die realistisch erkannt habe, daß es nicht möglich sei, allen Menschen ohne Unterschied Hilfe zukommen zu lassen. Das Gesetz habe zwar die Nächstenliebe in allgemeiner Form verlangt, aber vielfältige Interpretationen des Spätjudentums schränkten diesen Anspruch ein.

von den Erwartungen des Gesetzeslehrers unterscheidet. Mit seiner Reaktionsweise, die einen unmittelbaren Bezug zum Leben herstellt, bringt Jesus zum Ausdruck: Nächstenliebe ist nicht eine Sache theoretischen Nachdenkens, sondern beginnt mit dem Herzen, sie geschieht vor allem intuitiv. Wenn ein Mensch, sei er noch so verhaßt und fremd, in Not kommt, ist spontane, tatkräftige Hilfe gefragt. So sagt das Gleichnis.³⁷ Einzig die Frage zählt, ob man zu geschwisterlicher Gemeinschaft fähig ist, ohne jede Aus- und Abgrenzung, die alle Menschlichkeit wieder zuschütten kann. Angesichts einer solchen Herausforderung sind theologische Gedankenspiele belanglos.

Am Ende der Perikope (V. 36) greift Jesus nach Art eines rabbinischen Streitgesprächs die Frage von V. 29 (*»wer ist mein Nächster«*) wieder auf, allerdings in auffallend abgewandelter Form. Man könnte vorsichtig die folgende Erklärungsmöglichkeit dafür bedenken: Während der Schriftgelehrte in V. 29 nach dem Objekt der Nächstenliebe fragt, richtet Jesus in V. 36 seinen Blick auf das Subjekt der Liebe. Der Schriftgelehrte fragt nach den Grenzen seiner Pflicht, wohingegen Jesus von den Notleidenden ausgeht. Sein Gleichnis wird so zur Aufforderung, sich in die Lage des anderen zu versetzen.³⁸

Nächstenliebe kennt keine Grenzen, weder in der Intensität noch in der Extensität. Gleichzeitig ist solche Liebe im Sinne Jesu zu unterscheiden von einer undifferenzierten Verbrüderungsideologie, die jeden natürlichen Unterschied mißachtet. Jesus verkündet wohl die Nächstenliebe, aber keine *»All-Liebe«*.³⁹ Der Nächste ist das ist nicht jeder, sondern der Mensch, der mir hier und jetzt und als Einzelfall in seiner Hilfsbedürftigkeit und Not begegnet.

Für unser Seelsorgeverständnis ist wichtig: Jesus warnt vor der Gefahr, sich in abstrakten und komplexen Lehrgebäuden fangen zu lassen. Demgegenüber betont er die Fähigkeit, aus dem Herzen her-

³⁷ Ob der von Räubern so Zugerichtete Jude oder Nichtjude ist, bleibt offen, womit schon zu Beginn ein Hinweis auf die im wahrsten Sinne des Wortes grenzenlose Liebe gegeben wird.

³⁸ Vgl. *Kremer*, 121.

³⁹ *Ernst*, 352.

aus die Welt wahrzunehmen und spontane Nächstenliebe zu praktizieren. Diesen Anspruch realisiert Jesus bereits durch seine Lehrmethode. Indem er Metaphern und Gleichnisse erzählt, Geschichten und Analogien benutzt, gelingt es ihm, den jeweiligen Zusammenhang plastisch und nachvollziehbar zu machen. Darüber hinaus lassen sich diese gut weitererzählen.

4) Das 13. Kapitel des Ersten Korintherbriefes

Auch der erste Korintherbrief ist nicht eine abstrakte theologische Abhandlung, die in der Abgeschlossenheit eines Studierzimmers entstanden ist. Er steht inmitten einer bewegten Geschichte, in einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung des Apostels Paulus mit seiner Gemeinde in Korinth, in der er Mißstände, Streit, sittlichen Zerfall, soziale Ungerechtigkeit und anderes mehr sieht. All dies ist geeignet, die Gemeinde als christliche Gemeinschaft in Frage zu stellen. In seinem ersten Brief an die Korinther, und besonders in dessen dreizehntem Kapitel, versucht Paulus deshalb neben der richtigen Gottesdienst- und Lebenspraxis vor allem die Fundamente seines Glaubens mitzuteilen, aus dem er die Kraft für seine hingebungsvolle Lebensweise schöpft. Eines dieser zentralen Glaubensfundamente ist für Paulus die Agape, die selbstlose Liebe.⁴⁰ Sie ist die grundlegende Antriebskraft seines Handelns⁴¹ S an ihr möchte er die Gemeinde teilhaben lassen.

Warum kann aber gerade die Agape eine solche Schlüsselgröße sein, und nicht zum Beispiel der Glaube? In der Person Jesu erkennt Paulus die Offenbarung der Liebe Gottes (vgl. Röm 5,8). Aufgrund dieser Gewißheit beschreibt er im zweiten Teil des Kapitels die hin-

⁴⁰ In den neutestamentlichen Schriften ist Agape der zentrale Begriff für Liebe (Vgl. ThWNT I, 20ff.). Das heißt nicht, daß sich Liebe etwa im Altruismus selbst-loser Hingabe, Nächstenliebe und Entfeindungslove »erschöpfte«. Die affektiv-gefühlshafte, auf Gegenseitigkeit und Austausch ausgerichtete Vorzugslove zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, wie auch die Freundschafts- und Nachbarschaftslove haben neben der Agape ihren eigenen Wert. Von daher versteht es sich denn auch, wenn zum Beispiel das Verhältnis Gottes zu Israel und umgekehrt mit agapao beschrieben wird (vgl. ThWAT I, 110ff.).

⁴¹ So kann er in 2 Kor 5,14 sagen: »Die Liebe Christi drängt uns...«.

gebende Liebe mit Prädikaten, die auch Gott oder Christus zugeordnet werden könnten. Das heißt: 1 Kor 13 kann nicht anders verstanden werden denn als Zeugnis der Liebe Gottes *in Christus*, die in den Glaubenden und durch sie weiterwirken will S auch wenn von Christus hier nicht ausdrücklich die Rede ist. Durch seinen Geist wird Gottes am Kreuz offenbarte Liebe zur Macht, die das Leben bestimmt. Damit erhält die Agape ein Element der Vollkommenheit, das dem Glauben fehlt, der stets ein rein menschliches Verhalten bleibt. Auf diese Weise wird die Rolle der Agape als umfassende Existenzbestimmung des Menschen deutlich. Nur eine derart erschöpfende Größe kann das übersteigerte Selbstbewußtsein der Korinther in seine Schranken weisen.⁴²

Die Existenzweise der Agape steht mithin nicht mehr in einer Dimension, die von der irdischen Zeit beherrscht wird. Sie ist nicht fixiert auf die Zukunft und wird auch nicht aus der Vergangenheit genährt. Von daher hat solche Liebe ihre eine ausgesprochen endzeitliche Bedeutung.

Paulus beschreibt die selbstlose Liebe damit als umfassende Existenzbestimmung des Menschen. Sie ist für ihn Ausdruck für die gelungene Beziehung von Menschen untereinander und zu Gott. Aufgrund dieser doppelten Ausrichtung kann unser menschliches Handeln zum Zeugnis der Liebe Gottes in uns und durch uns selbst werden. Entsprechend begründet die vertrauensvolle Beziehung zu Gott auch ein Vertrauen zu uns selbst, welches uns ein Handeln ohne Hintergedanken wie Ruhm, Autorität oder Macht ermöglicht; ein solches, in der Liebe Gottes begründetes ›Selbstvertrauen‹ ist schließlich auch die unverzichtbare Voraussetzung für die Glaubwürdigkeit jedes seelsorglichen Handelns.

⁴² »Glaube« wird in 1 Kor 1,5 und 2 Kor 8,7 als Charisma ausgewiesen. Im 13. Kapitel wird er zunächst in V. 2 näher definiert als Glaube, der Berge versetzt, also als Wunderglaube. In V. 7 hingegen fehlt dem Verb »glauben« ein konkretes theologisches Objekt. Am ehesten läßt sich diese Stelle wohl mit »überzeugt sein von« übersetzen. O. Wischmeyer, *Der höchste Weg. Das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes* (Gütersloh 1981) 73, sieht deshalb im 13. Kapitel des Korintherbriefes zurecht einen Zusammenhang von »Wunder-« und »Kerymaglauben« gegeben.

b. Zum Verständnis und zum Begriff der
»Seelsorge«
(Urs Baumann)

Das Neue Testament kennt die Begriffe »Seelsorge« oder »Seelsorger« nicht, doch werden vielfältige Tätigkeiten und Haltungen beschrieben, die aus heutiger Sicht eindeutig als seelsorglich zu betrachten sind⁴³: trösten (Röm 12,8), ermutigen (1 Thess 5,14), raten (Kol 3,16), ermahnen und zurechtweisen (Tit 2, 5), beherbergen und sorgetragen für verwundete Menschen (Lk 10,34), Gastfreundschaft erweisen (Röm 12,13). Auch die Bildrede vom guten Hirten, der seine Schafe hütet und weidet, ist ein solches Bild von Seelsorge, selbst wenn es heute für viele Menschen den negativen Beigeschmack einer bevormundenden Versorgungspastoral erhalten haben mag, an der man nicht aktiv, sondern lediglich als ›Konsument‹ amtlicher Heilsangebote beteiligt wird.

Die neutestamentlichen Bilder und Beispiele für das, was wir heute als seelsorgliches Handeln bezeichnen, lassen sich traditionell in vier Grund-Dienste seelsorglichen Handelns zusammenfassen: *martyria* (den Dienst der Verkündigung in Wort und Leben), *diakonia* (den Dienst am notleidenden Nächsten), *leiturgia* (den Gottesdienst) und *koinonia* (den Dienst in und an der Gemeinschaft und Einheit der Glaubenden).⁴⁴ Diese vier Dienste charakterisieren zentrale Handlungsfelder der Seelsorgearbeit.

Nun ist freilich die Verwendung der Begriffe ›*Pastoral*‹ und ›*Seelsorge*‹ alles andere als problemlos. Sie sind mit der Last einer Kirchengeschichte befrachtet, die von mancherlei Störungen und Überzeichnungen im Menschenbild wie auch im Kirchen- und Amtsverständnis geprägt ist. So führte die hierarchische Kirchenvorstellung zu einem Mißverständnis des biblischen Bildes vom

⁴³ Vgl. K. Baumgartner, Seelsorge, in: K. Baumgartner, W. Müller (Hg.), *Beraten und Begleiten. Handbuch für das seelsorgliche Gespräch* (Freiburg-Basel-Wien 1990) 14. Der vorliegende Abschnitt verwendet Vorarbeiten einer Diplomarbeit von Anja Blattert, *Seelsorge S therapiebedürftig? Eine kritische Würdigung therapeutischer Elemente in der Seelsorge* (Tübingen 1994).

⁴⁴ Ebd., 15.

Hirten: Sprach die Bibel vom Hirten als einem, der seiner Herde vorausgeht, um sie zu saftigen Weideplätzen zu führen, und der, keine Anstrengung scheuend, dem verirrtten Tier nachsteigt, so verwandelte sich der Hirt in der späteren Kirche zu einem Hierarchen, der seinen Kirchenschafen mißtrauisch hinterhergeht, unsicher, ob sie ihm denn folgten, wenn er ihnen voranginge. Dies hat das Wort vom Hirtenamt verdorben.

Nicht weniger problematisch liegt der Fall beim Begriff *Seelsorge*: Die ›*Seele*‹ wurde unter dem Einfluß antiker Leibfeindlichkeit faktisch zum Gegenbegriff des ›*Leibes*‹. Christlich gewendet, ging es danach in der ›*Seelsorge*‹ immer einseitiger nur noch um die *Rettung der unsterblichen Seele*, das »ewige Seelenheil«.

Es versteht sich aus unserem bisherigen Argumentationsgang fast von selbst, daß wir die Begriffe ›*Seelsorge*‹, ›*seelsorglich*‹, ›*seelsorgerlich*‹ oder ›*Pastoral*‹, ›*pastoral*‹ keineswegs in einem solchen verkürzten Sinne verwenden wollen. ›*Seelsorge*‹ bedeutet für uns: in der Gesinnung Jesu um das Wohlergehen des Menschen in allen seinen Lebensbezügen besorgt zu sein: im Sinne des Zeugnisses und der Verkündigung, der diakonischen Hilfe in Notlagen und der Beratung, durch das gottesdienstliche Handeln und die Sorge für die kirchliche Gemeinschaft. Dabei sprechen wir von ›*seelsorglich*‹, sofern damit die Richtung und Qualität des Handelns gemeint ist; ›*seelsorgerlich*‹ dagegen bezieht sich auf die Person und das Handeln der Seelsorgenden. ›*Pastoral*‹ verstehen wir als offene, die Autonomie anderer Menschen unbedingt achtende Wegbegleitung. Wegbegleitung meint, daß die Menschen nicht zuerst mit uns gehen (müssen), sondern daß *wir* als von Christus her motivierte Menschen zuerst mit ihnen gehen. In diesem Kontext stellt sich für uns jetzt die Frage nach der praktisch-theologischen Konzeption unseres eigenen Seelsorgeverständnisses.

1) Seelsorgeverständnisse

Was Seelsorge ist, was ihr Wesen ausmacht, was seelsorgliches Handeln konkret beinhaltet, läßt sich kaum eindeutig beantworten,

zu unterschiedlich sind die Seelsorgekonzeptionen und Einzelbereiche seelsorglicher Tätigkeit. Leichter zu betrachten sind da die jeweiligen praktisch-theologischen Denkvoraussetzungen und Gedankenlinien. Wir beginnen mit zwei Denkrichtungen, die gewissermaßen die äußersten Eckpunkte darstellen, zwischen denen sich Seelsorgekonzeptionen bis heute bewegen.

SEELSORGE: EIN KLERIKALES VERSORGUNGSSYSTEM?: Im Sinne eines immer noch streng nachtridentinischen Katholizismus versteht unser erstes Beispiel Seelsorge als *Funktion und Monopol des Amtsträgers*, der mit fester Hand und hierarchischer Autorität die (unmündigen) Schafe der Gemeinde hütet. Das Vorstellungsmodell ist im Kern klerikalistisch, paternalistisch und moralistisch. Subjekt (Priester) und Objekt (Gemeinde) der Seelsorge werden streng getrennt: »Ich der Hirt, ihr die Herde. Ihr braucht nur zu laufen, ich bin verantwortlich fürs Vorwärtskommen, für Richtung und Ziel.«⁴⁵ Die Funktion »Hirte« ist dabei meistens exklusiv mit der Person des Priesters verbunden, der zugleich Träger und Subjekt der Seelsorge ist. Seelsorge und Pastoral, »cura animarum« und Hirtenamt, das Gesamt der Jurisdiktionsgewalt auf Gemeindeebene, werden also gleichgesetzt. Wolfgang Offele stellt bei seiner Untersuchung pastoraltheologischer Entwürfe aus diesem Lager grundlegende Gemeinsamkeiten fest. Seelsorge erscheint aufgrund des klerikalistischen Kirchenverständnisses ganz »auf die Hierarchie und ihre örtlichen Repräsentanten hingeeordnet«⁴⁶. Deren Hauptaufgabe ist die »geistliche Formung und Versorgung der Treuen«. Seelsorge wird als Bemühen definiert, »die Menschen für den Gottesdienst sowie die von der Kirche verkündete Sitten- und Lebensordnung zu erwärmen und sie darin zu erhalten, als Gewinnung der Menschen also für ein Leben mit der Kirche«⁴⁷.

Obwohl in der praktischen Theologie und in der Seelsorgepraxis

⁴⁵ R. Zerfuß, *Menschliche Seelsorge. Für eine Spiritualität von Priestern und Laien im Gemeindedienst* (Freiburg-Basel-Wien 1985) 70f.

⁴⁶ Vgl. W. Offele, *Das Verständnis der Seelsorge in der pastoraltheologischen Literatur der Gegenwart* (Mainz 1966) 77.

⁴⁷ Ebd., 76.

das klerikalistische Mißverständnis der Seelsorge weithin überwunden scheint, hat es doch seine Rolle noch keineswegs ausgespielt. Eine Verordnung der Diözese Fulda aus dem Jahr 1984 (die von den Diözesen Augsburg und Regensburg übernommen wurde) zum Beispiel macht dies auf geradezu entwaffnende Weise deutlich:

»Der Titel ›Seelsorger‹ ist geschützt. Aus gegebenem Anlaß machen wir alle im pastoralen Dienst stehenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Laienstand (...) darauf aufmerksam, daß niemand von ihnen den Titel ›Seelsorger(-in)‹ in Anspruch nehmen darf und dies auch nicht in Verbindungen wie Krankenhaus-Seelsorger u. dgl. Diese Bezeichnung ist den Priestern vorbehalten, die die hl. Weihe empfangen haben. Die Mitarbeit in der Seelsorge, wozu die Laien berufen werden und kraft Taufe und Firmung befähigt sind, verleiht nicht den Anspruch oder das Recht, den Titel ›Seelsorger(-in)‹ zu führen.«⁴⁸

Die »Verordnung« ist allein schon dadurch problematisch, daß Seelsorge ohne alle diejenigen, die seelsorglich tätig, aber nicht Priester sind, heute schlechterdings nicht mehr funktionsfähig wäre.⁴⁹ Von daher betrachtet ist es kaum noch nachvollziehbar, weshalb die, welche tatsächlich Seelsorge leisten, nicht auch als »Seelsorger und Seelsorgerinnen« bezeichnet werden »dürfen«. Nun steht freilich das klerikalistische Mißverständnis der Seelsorge nicht erst seit heute unter Kritik. Es provoziert seit langem zum Widerspruch und zur Entwicklung alternativer Konzeptionen.

SEELSORGE: EIN SUBSIDIÄRES UND PARTNERSCHAFTLICHES BEZIEHUNGSSYSTEM?: Die Alternative zu einer klerikalistischen und ekklesiozentrischen Pastoral ist zunächst ein Menschenbild, das jeden Menschen grundsätzlich in seiner Freiheit und in seiner Autonomie partnerschaftlich respektiert. Seelsorge wird als Beziehung verstanden, als Angebot *ganzheitlicher Glaubens- und Lebensbegleitung* aus christlicher Motivation. »Weiter gefaßt« ist dieses Seelsorgeverständnis in zweierlei Hinsicht:

⁴⁸ Das Kirchliche Amtsblatt für das Bistum Fulda, Nr.111 (1984).

⁴⁹ So wurden sogar schon Lehrer, Ärzte oder Strafrichter als »Berufsseelsorger« bezeichnet. Vgl. E. Nase, Oskar Pfisters Analytische Seelsorge (Dissertation, Manuskript 1993) 141.

1. Seelsorge hat wesentlich die Funktion, Menschen *partnerschaftlich* zu *begleiten* und S wenn erforderlich S prozeßorientiert zu beraten, das heißt, sie nicht von sich abhängig zu machen, sondern zu befähigen, *ihren* Glauben und *ihr* Leben selbstverantwortlich und autonom zu gestalten und nach ihrem eigenen Gewissen zu handeln. Friedrich D. E. Schleiermacher war ein früher Vertreter dieser Denkrichtung. Er lehnte jede autoritäre Belehrung ab. Wichtig war schon ihm, daß »das seelsorgerliche Gespräch auf einem frei eingegangenen Vertrauens-, nicht aber auf einem Vormundschaftsverhältnis beruht.«⁵⁰ Auf katholischer Seite setzte sich seit den fünfziger Jahren Karl Rahner energisch für eine konsequente Anwendung des *Subsidiaritätsprinzips* in der Pastoral der Kirche ein. Er vertrat den Standpunkt, daß die/der Gläubige, wenn nötig, sehr wohl »Widerstand leisten muß ... gegen die Meinung, es sei ein christliches Ideal, daß alles möglichst uniform und möglichst zentralistisch von oben her gesteuert werde, als ob nicht auch in der Kirche das Subsidiaritätsprinzip gelte.«⁵¹

2. »Weiter gefaßt« ist ein solches Seelsorgeverständnis auch deshalb, weil es Seelsorger-Sein nicht exklusiv auf Priester beschränkt, das heißt, hier wird nicht länger zwischen Objekten und Subjekten von Seelsorge unterschieden, vielmehr werden alle *Menschen als Subjekte der Seelsorge* begriffen. Auch das Zweite Vatikanum spricht den Laien eine wichtige Mitarbeit in der Seelsorge zu, obschon zwar die Laien nie ausdrücklich als »Seelsorger« bezeichnet werden, sondern von »Laienapostolat« die Rede ist.⁵² Das Apostolat der Laien S so das Konzil S »wird um so dringlicher, als die Autonomie vieler Bereiche des menschlichen Lebens ... sehr gewachsen

⁵⁰ F. Wintzer (Hg.), Seelsorge. Texte zum gewandelten Verständnis und zur Praxis der Seelsorge in der Neuzeit (München³1988) XVII.

⁵¹ K. Rahner, Sendung und Gnade (Innsbruck-München 1959) 337.

⁵² Unter »Apostolat« ist jede Tätigkeit der christlichen Gemeinschaft zu verstehen, die zur Verwirklichung des Zieles der Kirche dient. Damit ist ein sehr umfassender Sprachgebrauch in den kirchenamtlichen Wortschatz übernommen, der im Grunde den Selbstvollzug der Kirche meint. Der theologische Ort der Laien wird durch ihre Teilhabe am dreifachen Amt Christi und durch ihren Anteil an der Sendung der Kirche bestimmt. Von dieser ursprünglichen Würde her ist der Auffassung der kirchlichen Struktur, die durch das Bild von »Hirten und Schafen« viel Ärger erregt hat, die Grundlage genommen. Vgl. K. Rahner, H. Vorgrimler, Kleines Konzilskompendium (Freiburg-Basel-Wien 1966), Einzeleinleitung zum Dekret über das Laienapostolat, 383f.

ist ... Zudem könnte die Kirche in vielen Gebieten, in denen es nur ganz wenige Priester gibt oder diese ... der für ihren Dienst notwendigen Freiheit beraubt sind, ohne die Arbeit der Laien kaum präsent und wirksam sein.«⁵³ Tatsächlich haben sich auch die Tätigkeitsbereiche, in denen heute Seelsorge geleistet wird, vervielfacht und Spezialisierungen notwendig gemacht, die von einer einzelnen Berufsgruppe S etwa der der Priester S gar nicht mehr ausgefüllt werden könnten. So zählt die praktische Theologie inzwischen an die zwanzig sogenannte »Kategorial- oder Sonderseelsorgebereiche« auf, die alle ihre je eigenen Anliegen, Zielgruppen, Zielsetzungen, Methoden und damit oft auch unterschiedliche Konzeptionen verfolgen.⁵⁴

Das seelsorgliche Handeln beschränkt sich also nicht auf den amtlichen Auftrag der Priester und Ordensleute. Nach dem Zweiten Vatikanum gilt der Seelsorgeauftrag für das gesamte *Volk Gottes*. Den Auftrag dazu erhalten Christinnen und Christen durch Taufe und Firmung:

»Pflicht und Recht zum Apostolat haben die Laien kraft ihrer Vereinigung mit Christus, dem Haupt. Denn durch die Taufe dem mystischen Leib Christi eingegliedert und durch die Firmung mit der Kraft des Heiligen Geistes gestärkt, werden sie vom Herrn selbst mit dem Apostolat betraut.«⁵⁵

Somit kann tatsächlich von einem allgemeinen Seelsorgeauftrag des Christentums gesprochen werden. Das Zweite Vatikanum beschreibt in der pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute »Gaudium et Spes« an verschiedenen Stellen auch die Notwendigkeit, die *heutige Zeit und ihre Anforderungen* an die Menschen zum Ausgangspunkt pastoraler Bemühungen zu machen. Es ging dem Konzil in erster Linie darum, daß Menschen in der komplexen Lebenswelt der Gegenwart in allen gesellschaftlichen,

⁵³ Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam Actuositatem*, Einleitung, Nr. 1.

⁵⁴ So gibt es Aids-, Gefängnis-, Militär-, Kinder-, Jugend-, Frauen-, Männer-, Arbeiter-, Krankenhaus-, Camping-, Aussiedler-, Ausländer-, Behinderten-, Blinden-, Gehörlosen-, Schul und Studierendenseelsorge, um nur einige Bereiche zu nennen.

⁵⁵ Dekret über das Laienamt (*Apostolicam Actuositatem*) 3.

politischen, beruflichen sowie außerberuflichen Lebensbereichen als einzelne und als Glieder der Gesellschaft menschenwürdig und gut leben können. Seelsorgliche und pastorale Tätigkeit schließt demnach ein, die verschiedenen Bedürfnisse der Menschen wahr- und ernstzunehmen und ihnen im Lichte des Evangeliums Glaubens- und Lebens*begleitung* anzubieten. Denn letztlich hängen Glaubwürdigkeit und Dynamik der Seelsorge »wesentlich davon ab, daß die Anliegen und Nöte der Menschen in den verschiedenen Lebensbereichen aufgegriffen werden«.⁵⁶

Von hier aus betrachtet ist das Bild der *Gastfreundschaft* für Rolf Zerfaß das maßgebliche Leitbild einer »menschlichen Seelsorge«.⁵⁷ Gastfreundschaft beruht wesentlich auf der Fähigkeit, zunächst die Bedürfnisse seiner Gäste wahrzunehmen und soweit möglich zu erfüllen. In diesem Sinne ist eine gastfreundschaftliche Seelsorge *bedürfnisorientiert*. Denn eine gastfreundschaftliche Seelsorge hat nicht in erster Linie im Sinn, Menschen von außen etwas überzustülpen, dessen sie vielleicht gar nicht bedürftig sind, sondern ihnen einen Raum anzubieten, in dem sie einfach dasein dürfen, in dem Veränderung gerade dadurch in den Bereich des Möglichen kommt. Gastfreundschaftliche Seelsorge nimmt mit anderen Worten den anderen Menschen als Subjekt seiner eigenen Lebensgeschichte ganz ernst. Sie will deshalb den Gast auf keinen Fall von seinem Gastgeber/seiner Gastgeberin abhängig machen, sondern versteht sich als »ein zeitlich befristetes Angebot«.⁵⁸

Bedürfnisorientierte Seelsorge versteht sich also subsidiär. Sie bietet zwar Gastfreundschaft und seelsorgliche Begleitung an, wann immer diese vonnöten sind, aber sie drängt sich nicht auf. Vielmehr begegnet sie der Entscheidungs- und Handlungsfreiheit der Menschen, mit denen sie es zu tun bekommt, wie Jesus mit Respekt. »Denn« S so hatte einst Romano Guardini zu denken gegeben S »zu-

⁵⁶ *Pastorale Perspektiven in der Diözese Rottenburg-Stuttgart*, Materialdienst 34, April 1992, 28.

⁵⁷ Zum Folgenden vgl. *Zerfaß*, 13–22.

⁵⁸ Ebd., 28; im Beratungswesen gibt es eine vergleichbare zeitliche Einschränkung, die den Berater vor physischer und psychischer Überlastung bewahren soll, was wiederum den Ratsuchenden nur von Nutzen sein kann.

tiefst lebt der Mensch aus *seiner* Entscheidung, und die ist frei.«⁵⁹ Das heißt, daß jeder Mensch seine eigenen Bedürfnisse selbst am besten kennt und einschätzen kann. Seelsorgliche Begleitung setzt mit anderen Worten *Freiwilligkeit* auf beiden Seiten voraus: Sie nötigt niemanden; sie nützt die Lage der Schwächeren nicht aus; sie mißbraucht ihre Machtstellung nicht, um andere mit sanftem Zwang für die eigene Sache zu überreden. Kurz: »Ehrliche Gastfreiheit heißt, daß wir den Neuankömmling zu seinen oder zu ihren Bedingungen, und nicht zu unseren eigenen, in unsere Welt bitten.«⁶⁰ Dies setzt auf Seiten der Seelsorger nicht nur Sensibilität, sondern auch eine gewisse professionelle *Kompetenz* voraus, seelische Bedürfnisse und Anliegen anderer Menschen zu erkennen, ihnen auf den Grund zu gehen und die Betroffenen richtig zu begleiten. »Seelsorge als strukturierte, kontinuierliche Beratung und Begleitung auf dem Lebens- und Glaubensweg«, schreibt Konrad Baumgartner zu diesem Thema, »ist eine Weggemeinschaft, die von einer fundierten menschlich-psychologischen und geistlich-theologischen Kompetenz getragen sein muß.«⁶¹

2) Radikalisierungen: Seelsorge als Anleitung zur Selbstorganisation christlicher Lebenspraxis

Vor dem bis dahin geschilderten Hintergrund gewinnt unser Verständnis von Seelsorge sein besonderes Profil. Wir gehen davon aus: In einer Zeit ›postmoderner‹ Vielfalt von Lebensentwürfen und Sinnbegründungen sind nicht allgemeinverbindliche Lösungen gefragt, sondern *individuell lebbare und existentiell überzeugende Konzepte*. Die Frage, die sich auf diesem Hintergrund stellt, ist deshalb nicht die, wie sich nun letztlich etwa das Geschäft der Psychotherapie von dem der Seelsorge unterscheide, sondern: Welche Instrumente (pl!) der Gesprächsführung bieten sich an, um Menschen,

⁵⁹ R. Guardini, *Sorge um den Menschen* (Würzburg 1962) 46.

⁶⁰ *Zerfaß*, 27.

⁶¹ *Baumgartner*, 18.

wo immer sie stehen und was immer sie erlebt haben, etwas von jener Wärme spüren zu lassen, von der die Emausjünger erzählten: »Wie wurde uns heiß ums Herz, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloß?« (Lk 24,32)

Ausgangspunkt unserer Überlegungen beim Aufbau des Lernprogramms »Seelsorgliche Gesprächsführung« war ursprünglich die Frage nach Kommunikationsformen, die man als spezifisch ›seelsorglich‹ bezeichnen könnte. Schließlich mußten wir einsehen, daß für ein gutes Seelsorgegespräch keine anderen Regeln gelten als jene, die für jedes gute Gespräch gelten. Grammatik und Einmaleins der menschlichen Kommunikation ändern sich nicht plötzlich, wenn Religion mit ins Sprachspiel kommt. Deshalb lassen sich keine besonderen Techniken und Methoden einer *seelsorglichen* Gesprächsführung eruieren, die nicht genauso in anderen Lebensbereichen Anwendung finden, wo es auf das Gelingen zwischenmenschlicher Kommunikation ankommt (sei es auf dem Gebiet der Psychotherapie oder nüchterner Management-Techniken).

Dies ändert freilich nichts an unserer Begeisterung für den Bilderreichtum und die Vielfalt der Kommunikationsformen, die uns als Theologen und religiöse Menschen in der Bibel begegnen. Denn tatsächlich bietet die Schrift einen bis heute unerschöpflichen Reichtum an Metaphern, Worten und Zeichen für das, was wir als seelsorgliches Handeln beschreiben. Und: Diese Metaphern, Worte und Zeichen zeigen uns auf immer wieder überraschend neue Weise, wie Suchende Unterstützung finden und Fragende Orientierung. Dennoch müssen wir zur Kenntnis nehmen: Gute Kommunikation ist keineswegs ein Monopol christlicher Seelsorge, sondern findet überall statt, wo menschlich hilfreiche Gespräche stattfinden.

Tatsache ist auch, daß heute viele Menschen seelische/seelsorgliche Unterstützung und Orientierung eher im nichtreligiösen Bereich etwa bei einer professionellen Beratungsstelle oder psychotherapeutischen Praxis suchen. Aber auch nichtprofessionelle Gespräche S wie der Ratschlag guter Freunde S wirken sich im Alltag hilfreich aus und bieten seelische Unterstützung. Die praktizierten Gesprächs- und Interaktionsformen sind also weder einem bestimmten Personenkreis vorbehalten, noch scheint es im alltagspsy-

chologischen Kontext dazu unbedingt einer professionellen Ausbildung zu bedürfen. Daraus wird verständlich: Seelsorge läßt sich nicht als Sonderaufgabe für einen exklusiven (klerikalen) Personenkreis reklamieren, und das seelsorgliche Gespräch läßt sich nicht auf eine bestimmte Gesprächsform oder ein bestimmtes, nämlich ein ›pastorales‹ Handlungsmotiv eingrenzen. Ein spezifisches ›seelsorgerliches‹ S womöglich noch salbungsvolles S Gehaben scheint somit nicht nur entbehrlich, sondern es wirkt nach vielfacher Beobachtung sogar noch eher abschreckend. Wenn sich nun jedenfalls im Blick auf die Methode kein besonderes »Proprium« der Seelsorge benennen läßt, was macht dann überhaupt die *Aufgabe der Seelsorge* aus?

1. *Seelsorge* ist zunächst *wesentlich Kommunikation*: Wenn wir hier nicht über einzelne Formen und Kategorien von Seelsorge sprechen, dann bedeutet dies nicht, daß wir uns dieser Unterscheidungen nicht bewußt wären. Wir sind allerdings der Ansicht: So sehr sich die Bereiche kategorialer Seelsorge unterscheiden, so geht es doch im Hintergrund immer um mitmenschliche Kommunikation und Interaktion als entscheidenden Faktor des Gelingens seelsorglicher Beziehung. Ganz unabhängig davon, ob Gottesdienst gefeiert, ein Sakrament gespendet wird, ob es sich um Gruppenarbeit mit Jugendlichen, Eltern oder Betagten handelt, um Taufgespräche, Ehevorbereitung oder ein Trauergespräch, um Predigt, Katechese und Religionsunterricht, der ›Erfolg‹ hängt wesentlich davon ab, *wie* die Beteiligten verbal miteinander umgehen, *wie* durch nonverbale Gesten Verständigung vermittelt wird, *wie* sich die Beteiligten untereinander und zueinander verhalten. Seelsorge als Kommunikationsgeschehen muß mit anderen Worten in ganz elementarer Weise auf das »*Wie*«, auf die Form der Interaktion und Kommunikation achten S und nicht nur auf das »*Was*«, also auf das, was gesprochen wird, den *Inhalt*, der mitgeteilt werden soll.

Wir sind der Überzeugung, daß das »*Wie*« der Kommunikation der entscheidende Faktor für die ›*seelsorgliche*‹ *Wirkung* bei Gesprächspartnern ist. Wenn es im Rahmen seelsorglichen Handelns also darum geht, die befreiende Botschaft Jesu Christi zu kommunizieren, dann ist auch hier nicht nur wichtig, »*was*« gesagt wird, son-

dem »wie« es zur Sprache gebracht wird. Dies haben die biblischen Bilder und Szenen, von denen zu Anfang dieses Teiles schon exemplarisch die Rede war, unmißverständlich deutlich gemacht.

Natürlich überlegen sich pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, wie sie die christliche Botschaft der Befreiung am besten im Gespräch vermitteln oder wie sie einen Gottesdienst möglichst einladend gestalten können. Aber gerade diejenigen, die sich am meisten darum bemühen, werden sich immer wieder bewußt, wie viel unentdecktes Entwicklungspotential gerade auf dem Gebiet der seelsorglichen Kommunikationsformen bei ihnen noch brach liegt. Leider wird aber dem »Wie«, der Methode, bis heute häufig eine lediglich untergeordnete Hilfsfunktion im Dienste des Eigentlichen, des Inhalts zugestanden und damit seine Bedeutung gründlich verkannt. Gerade im religiösen und seelsorglichen Kontext kann es sich verheerend auswirken, wenn man die Bedeutung des Methodischen unterschätzt, wenn etwa die Form der Vermittlung nicht mit dem Inhalt der Botschaft Jesu korrespondiert oder ihr sogar im Wege steht. Die heutige Autoritäts- und Tradierungskrise der Kirchen hat zweifellos damit zu tun, daß die große Mehrheit der Gläubigen die offiziellen Umgangsformen, mit denen ihnen ihre Kirche begegnet, oft als der Würde erwachsener Menschen unangemessen, beleidigend erfährt und aus dieser negativen Erfahrung heraus dann das ganze Christentum negativ beurteilt.

Daß die Kommunikationsformen sich selbst zum Eigentlichen verselbständigen können, das sich dann seinerseits an die Stelle der zu vermittelten Inhalte setzt, zeigt sich geradezu exemplarisch in der Werbung, wo mit schönen Bildern von Genuß und Erleben der Wunsch nach dem Besitz bestimmter Produkte erzeugt wird, ohne daß sich die Adressaten überhaupt noch der dahinterstehenden Inhalte bewußt werden oder sich, mit ihnen kritisch auseinandersetzen. Es besteht also die Gefahr des Mißbrauchs. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, daß ein verantwortungsvoller Einsatz moderner psychologischer Kommunikations- und Gesprächstechniken, der Inhalt und Methode sachgetreu und menschengemäß aufeinander bezieht, die Chance erheblich verbessern kann, Botschaft und Sache Jesu Menschen von heute wieder neu zugänglich zu machen.

Um diese Chance zu nutzen, braucht es allerdings auf Seiten der Seelsorge eine hohe Flexibilität und Bereitschaft, unterschiedliche S und warum auch nicht ganz unkonventionelle S Kommunikationsformen einzusetzen, um die Aufmerksamkeit der Adressaten zu bündeln und sie persönlich anzusprechen. Manchmal bedarf es dazu nur kleiner Änderungen in den gewohnten Abläufen: Ein Pfarrer zum Beispiel, der während seiner Predigt im Mittelgang des Kirchenschiffes auf- und abgeht und seine Predigt frei vorträgt, ermöglicht es seinen Zuhörern, aktiver zuzuhören und sich gegebenenfalls selbst zu Wort zu melden, wenn sie dies möchten. Kommunionsspender, die bei der Austeilung der Eucharistie die Abendmahlsgäste ansehen und ihnen zulächeln, stellen eine persönliche Ebene her und werden vermutlich nicht mehr nur als eine Art ›Hostienverteilungsautomat‹ wahrgenommen. Voraussetzung für eine solche Änderung der Praxis ist freilich, daß die Seelsorge-teams sich der eigenständigen Wirkweise der Formen bewußt werden, selbst eine breite Palette an unterschiedlichen Kommunikationsformen kennen und über ihren Einsatz praktisch verfügen können.

2. Entscheidend ist also, *wie seelsorgliche Kommunikation von ihren Adressaten verstanden wird*. Sie sind es ja, die letztlich darüber entscheiden, ob ein Gespräch für sie religiös bedeutsam wird. Die Aktualisierung der religiösen Gesprächsdimension kann mit anderen Worten nur dadurch erfolgen, daß entweder die ›*Kommunikationsquelle*‹ (die seelsorgerliche Kontaktperson, der Priester, die Kirche) als religiös interpretiert wird, *oder* daß das Kommunikationsgeschehen in einer *Form* geschieht, die für die Adressaten eine religiöse Bedeutung hat, *oder* daß die seelsorgliche Kommunikation in einer *Situation* erfolgt, die vom Empfänger als religiös wahrgenommen wird. Entscheidend ist mithin die religiöse Kontextualisierung auf Seiten der Adressaten. Sie stellt sich im wesentlichen als besondere, eben religiöse Form kognitiver Kommunikationsverarbeitung dar.

Hier besteht in der Tat vielleicht ein Unterschied zur nicht-religiösen Kommunikation. Religiöse Kommunikation verläuft unter spezifischen Rahmenbedingungen, die sich von den Rahmenbedingungen nicht-religiöser Kommunikation in wichtigen Punkten un-

terscheiden. Zum Beispiel ist der seelsorgliche Kontext mehr davon geprägt, daß die Seelsorger aktiv auf andere zugehen (Geh-Struktur), während in der Psychotherapie die Klienten den Therapeuten aufsuchen (Komm-Struktur). Zudem sind der situative Rahmen und die Rollenaufteilung einer Therapie eindeutiger definiert als bei einem seelsorglichen Gespräch: Therapie findet normalerweise im psychologischen Behandlungszimmer statt, Zeitpunkt und Dauer der Behandlung sind genau festgelegt, ebenso die Rolle und Funktion des Therapeuten, das Verhältnis zwischen Klient und Therapeut ist ausschließlich themenorientiert. Seelsorge dagegen kann von ganz unterschiedlichen Personen ausgeübt werden, in ganz unterschiedlichen Situationen (vom Beichtstuhl bis zum Gespräch am Gartenzaun) und auch bei ganz unterschiedlichen Anlässen.

3. Das besondere Ziel seelsorglicher Kommunikation ist es, einen Beitrag zu liefern zur *Selbstorganisation des eigenen Lebens im Lichte der christlichen Botschaft*. Anders ausgedrückt: Im Rahmen der Lebensgestaltung eines Menschen gelingt Seelsorge dort, wo seelsorgliche Kommunikation als *Ressource* erlebt wird: als Quelle des Trostes bei Trauer, als eine Idee für ein neues Verhalten, als Rat in einer offenen Entscheidungssituation zum Beispiel. Die Ressourcenorientierung ist vielleicht das entscheidende Element, das die momentane Perspektive beziehungsweise Perspektivlosigkeit in einer konkreten Situation übersteigt und beim Empfänger als Bereicherung, Hoffnung oder Neubeginn erlebt wird. Wird solche Ressourcenerfahrung explizit religiös interpretiert, handelt es sich um explizite religiöse Kommunikation/Seelsorge, fehlt der für eine religiöse Einordnung vom Empfänger als wesentlich erachtete Bestandteil dieses Kommunikationsprozesses, handelt es sich eher um implizite religiöse Kommunikation oder implizite Seelsorge. Beide Formen haben ihre Berechtigung. Zusammenfassend betrachtet:

Das *klerikalistische Seelsorgeverständnis* ist ein versorgendes, paternalistisches und einseitig verkündigendes, das heißt es begreift die Priester und Ordensleute als Subjekte und die Menschen als Objekte von Seelsorge. Es sieht die hauptsächliche Aufgabe von Seelsorge darin, den Menschen, die in erster Linie als ›arme Sünder‹ betrachtet werden, die Lehre der Kirche nahezubringen.

Bedürfnisorientierte Seelsorge stellt den jeweiligen Menschen mit seinen Wünschen, Bedürfnissen und seinem Lebenshintergrund in den Mittelpunkt. Das allen Teilzielen übergeordnete Ziel bedürfnisorientierter Seelsorge ist es, Menschen dort zu unterstützen und zu begleiten, wo sie es brauchen, wenn sie in ihrer Lebens- oder Glaubenssituation alleine nicht mehr zurecht kommen.

Selbstorganisierende Seelsorge als (christlich verstandene) Kommunikation der Hoffnung nimmt die Adressaten seelsorglicher Kommunikation in den Blick und nutzt alle Elemente guter Gesprächsführung. Ziel ist die (religiöse) Unterstützung der Selbstorganisation des Menschen.

Es kann aber auch sein, daß seelsorgliche Kommunikation als Ressource erlebt wird, ohne tatsächlich religiös gedeutet zu werden. Auch hier geschieht gelungene Seelsorge S wenn auch nicht offen, so doch impliziter Art. Deutlich wird bei unserem Verständnis von Seelsorge, daß die Adressaten des Kommunikationsaktes der entscheidende Faktor sind. Der ›Erfolg‹ hängt mit anderen Worten entscheidend davon ab, ob und wie gut es denen, die Seelsorge anbieten, gelingt, Kommunikation in Form und Inhalt auf die Adressaten und *ihre* Lebensbewältigungsprozesse auszurichten. Die gegenwärtige Erfahrung zeigt, wie vielfältig und unterschiedlich die Lebensentwürfe von Menschen sein können, wie viele verschiedene Wege zur Gestaltung des persönlichen wie sozialen Lebens sich dem Menschen heute anbieten, unter denen er auswählen kann. Unter diesen Voraussetzungen ist leicht einzusehen, daß auch seelsorgliche Kommunikation individuell maßgeschneidert werden muß, wenn sie bei den Adressaten ankommen soll.

Hoffnungsorientierte Seelsorge muß sich bewußt sein: In einer Zeit ›postmoderner‹ Vielfalt von Lebensentwürfen und Sinnbegründungen sind nicht allgemeinverbindliche Lösungen gefragt, sondern Angebote, welche die Adressaten instandsetzen, individuell überzeugende Lebenskonzepte selber zu entwickeln. Nicht das besondere methodische Repertoire zeichnet mit anderen Worten die Arbeitsweise der Seelsorge aus; vielmehr kann die christliche »Perspektive der Hoffnung« auf unterschiedliche und unterschiedlich gute Weise vermittelt werden. Wichtig ist aber sehr wohl, daß Seel-

sorger auf ein möglichst breites methodisches Repertoire zurückgreifen können.

Utopieziel hoffnungsorientierter Seelsorge ist es somit, die Glaubens- und Lebenskraft von Menschen so zu fördern, daß sie ihr Leben selbstbestimmt verwirklichen können. Ja, eine Seelsorge, die darauf ausgerichtet ist, durch verschiedenste Kommunikationsformen beim Empfänger neue Visionen, neue Ideen des Handelns und Fühlens, überzeugende Sinn- und Hoffnungsperspektiven entstehen zu lassen, um sie im Prozeß ihrer Selbstverwirklichung zu unterstützen, trägt in ihrem innersten Kern wahrhaftig die Gute Nachricht Jesu.

Welche Voraussetzungen nun seelsorgliche Kommunikation erfüllen muß, um dieses hohe Ziel zu erreichen, soll im Zweiten Teil (B.) näher begründet und praktisch entfaltet werden.

B. SEELSORGLICHE GESPRÄCHSFÜHRUNG LERNEN

1. ZUR ENTSTEHUNG DES PROJEKTS (STEPHAN TEUBER)

»Schränkte sich das Lernen auf bloßes Empfangen
ein,
so wäre die Wirkung nicht viel besser,
als wenn wir Sätze auf das Wasser schreiben.«

G. W. F. Hegel

»Es ist gut, so ernst genommen zu werden.
Es ist aber auch verdammt anstrengend«.

Eine Teilnehmerin

Während des Hauptstudiums in Theologie wuchs bei Mark Reuter und mir eine gewisse Unzufriedenheit über die Art und die Inhalte der durch die Universität vermittelten theologischen Ausbildung. Wir gewannen den Eindruck, daß uns vor allem Theorie über die Theorie seelsorglichen Handelns vermittelt wurde, wir aber nicht für die Praxis des seelsorglichen Handelns befähigt wurden. Im Gemeindepraktikum wurden uns die Defizite unserer Ausbildung noch schmerzhafter bewußt. Wir empfanden uns als hilflos in typischen Handlungsfeldern der Seelsorge wie zum Beispiel bei Trauergesprächen, oder wenn es in einem Team ehrenamtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu Konflikten kam, bei Problemgesprächen mit Ehepartnern während eines Familienwochenendes und ähnlichen Belastungssituationen. Ein typisches Schlüsselerlebnis war für mich etwa:

In einem Arbeitskreis liturgischer Laienhelfer entstand die Frage, ob zu Beginn der Heiligen Messe die Helfer und Helferinnen in liturgischer Kleidung zusammen mit dem Priester in die Kirche einziehen sollten, oder ob es angemessener sei, daß sie jeweils zur Lesung, Kommunion-

verteilung... aus der Bank heraus in ihrer normalen Kleidung nach vorne kommen sollten, um ihren Dienst zu versehen. Die Argumentation des Priesters und eines Laienhelfers verlief konträr. Der Priester betonte den symbolhaften Gehalt des aus der Mitte der Gemeinde zum Dienst Hervorkommens und danach wieder in die Gemeinde Zurückkehrens. Dadurch sollte seiner Meinung nach verdeutlicht werden, daß alle Gemeindeglieder auf ihre jeweilige Weise ihren Teil zur Eucharistiefeier beitragen. Für den Laienhelfer war wichtig, gleich von Beginn an mit seinem Dienst in die Liturgie eingebunden zu sein, was für ihn insbesondere durch die liturgische Kleidung und den gemeinsamen Einzug in den Altarraum deutlich wurde.

Da der Konflikt durch Austausch der Argumente nicht gelöst werden konnte, begann sich ein Laienhelfer fachlich kompetent zu machen. Angefangen von der Lektüre liturgischer Handbücher und kirchlicher Verlautbarungen bis hin zu Briefen an das bischöfliche Ordinariat.

Die Diskussion wurde jetzt als Schlagabtausch fachlicher Argumente fortgeführt, eine Einigung wurde nicht erzielt, vielmehr stellte der Laienhelfer aufgrund der Fachlektüre immer neue Verletzungen der Formvorschriften in der Gottesdienstgestaltung des Priesters fest...

Die Erfahrung, daß bei Konflikten, Meinungsunterschieden oder in ähnlichen Situationen nicht nur Fachargumente, wie wir sie in unserem Studium erwerben, sondern auch die Art und Weise, wie miteinander kommuniziert wird, eine entscheidende Rolle spielen, motivierte uns, nach zusätzlichen Ausbildungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Auch entsprach die oben erwähnte Art und Weise des miteinander Umgehens nicht gerade unseren Erwartungen an gelebte christliche Praxis.

Mit der Seminarreihe »Beratungspraxis I–IV«, die damals von Christian-Rainer Weisbach am Institut für Erziehungswissenschaften II angeboten wurde, lag das passende Ausbildungsangebot sozusagen vor unserer Tür. Während unserer Teilnahme und auch im Anschluß daran machten wir gute Erfahrungen mit Umsetzungsmöglichkeiten der erworbenen Kenntnisse und Handlungsfertigkeiten zum Beispiel in Gemeinden bei (Konflikt-)Gesprächen mit einzelnen Gemeindegliedern oder in der Arbeit mit Gruppen wie etwa den selbstorganisierten studienbegleitenden Gruppen im Rahmen des theologischen Mentorates. Nachdem die Seminarreihe »Be-

ratungspraxis I–IV« am Institut für Erziehungswissenschaften II nicht mehr angeboten wurde, überlegten wir uns, wie diese oder ähnliche Inhalte auch weiterhin Theologiestudierenden zugänglich gemacht werden könnten. Da wir im Laufe von »Beratungspraxis« ausreichend Möglichkeiten hatten, Lerngruppen anzuleiten und Tutorengruppen auszubilden, durften wir uns trauen, ähnliche Seminare selbständig anzubieten.

Nach Enttäuschungen über nur geringe Resonanz seitens der Fakultät, des theologischen Mentorats und des Wilhelmstiftes sprachen wir im Sommer 1990 Herrn Urs Baumann in seiner damaligen Funktion als Lehrstuhlvertreter für praktische Theologie an, um die Idee des Projektes »Beratungspraxis« an der Katholisch-Theologischen Fakultät weiterzuentwickeln. Er übernahm in unserem Team die Funktion des kritischen (theologischen) Begleiters und Lehrverantwortlichen gegenüber der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen sowie gegenüber der Diözese.

Im Sommersemester 1991 haben wir das Theorie-Praxis-Seminar »Seelsorgerliche Gesprächsführung« erstmals im Probelauf angeboten. Da die Teilnehmerinnen und Teilnehmer den Wunsch äußerten, sich intensiver mit den Hintergründen und Praxisteilen der seelsorgerlichen Gesprächsführung auseinanderzusetzen, kamen weitere Trainingsstufen hinzu. Schließlich konzipierten wir ein vierstufiges Ausbildungskonzept »Seelsorgliche Gesprächsführung I–IV« (S I bis S IV), das Studierenden eine professionelle Grundbefähigung zur seelsorglichen Gesprächsführung vermitteln soll. Nach dem »Probelauf« von S I im Sommersemester 1991 und dem kompletten Durchlauf durch S I–S III im Wintersemester 1991/92, und einem erneuten Durchlauf S I–S III im Sommersemester 1992 und Wintersemester 1992/93, wurde im Sommersemester 1993 für die Studierenden zum ersten Mal die Gelegenheit angeboten, auch S IV besuchen zu können.

In der Zwischenzeit sind die ersten Teilnehmer über die Stufe der Tutoren hinweg auch in die Rolle der Ausbilderinnen und Ausbilder geschlüpft, so daß wir, die ursprünglichen Initiatoren, uns mehr und mehr auf den Bereich Supervision der Ausbilder und Weiterentwicklung des Konzepts sowie Transfer des Konzeptes von der

Universität in andere Bereiche (Kirchengemeinden, Familienpastoral...) konzentrieren können.

Die aktuelle Teilnehmerstatistik verzeichnet eine Zunahme in den Seminaren I–III und stark schwankende Teilnehmerzahlen für S IV sowie eine immer stärkere Mitwirkung von ehemaligen Teilnehmern im Leitungsteam. Probleme bereitet es, die studentischen Ausbilder und Ausbilderinnen für längere Zeit im Projektteam zu halten, da nach Abschluß der Diplomprüfung in der Regel Tübingen als Lebensschwerpunkt wegfällt und somit eine Mitarbeit im Projektteam auf ehrenamtlicher Basis zu aufwendig wird.

Teilnehmerbilanz SS 1991–WS 1995/96

Semester/ Jahr	S I	S II	S III	S IV	ehem. TN als Aus- bilder
SS 91	5				
WS 91/92	9	2	2		
SS 92	16	11	6		
WS 92/93	15	11	6		
SS 93	13	12	7	5	
WS 93/94	18	12	6	4	1
SS 94	14	13	3	3	2
WS 94/95	22	15	8	0	3
SS 95	30	22	8	2	5
WS 95/96	18	ca. 15	4	4	4

Um der hohen Fluktuation auf Seiten der Tutoren etwas entgegenzuwirken, laufen Bemühungen, ihre Mitarbeit angemessen honorieren zu können. Es bleibt freilich abzuwarten, ob dies aufgrund der allgemein angespannten Haushaltslage gelingt, oder weiterhin die permanente Unsicherheit (Wer ist bereit wann welches Seminar anzuleiten?) in Kauf genommen werden muß.

Wichtig für das Programm ist auch die Tatsache, daß nicht davon ausgegangen wird, daß eine einmalige Konzeption des Programms für alle Zeiten konstant aufrecht erhalten werden muß. Vielmehr unterliegt das Programm einer ständigen Überprüfung und Evaluation durch Teilnehmende, Tutoren und Tutorinnen sowie durch die Projektleitung selbst.

Da in jedem Seminare durchgang in der Regel ein Teil der Tutoren neu dabei ist, modifizieren diese mit jedem neuen Durchgang das Programm zumindest in Details. Das Programm bleibt dadurch flexibel, weil auch die Mitglieder des Projektteams stets Lernende bleiben im Rahmen ihres eigenen Programms. Zudem paßt sich so der didaktische Stil der Seminare den sich im Laufe der Zeit verändernden Bedürfnissen der Zielgruppe automatisch an, da die Tutorenpaare dieselben Ausbildungsstufen erst kurz zuvor durchlaufen haben. Dieser Anpassungsprozeß wird durch ihre fortlaufende Supervision unterstützt. Die Entwicklungsbreite wird durch als Mindestanforderungen formulierte Inhaltskataloge der einzelnen Seminarstufen und die begleitende Supervision unterstützt. Dabei wird vom Projektteam und den Supervisoren darauf geachtet, daß die den einzelnen Seminarbausteinen zugrundeliegenden Ideen kritisch weiterentwickelt werden. Neues kann von den Tutoren und Tutorinnen also immer unter Reflexion mit Hilfe der Supervisoren eingebracht werden.

Für die Zukunft ist geplant, das Programm durch eine »Seelsorgeambulanz« (Arbeitstitel) zu ergänzen. Hier soll ehemaligen Teilnehmern die Gelegenheit geboten werden, unter Supervision ihr Wissen und Können in der Beratung und Begleitung von Einzelklienten weiter zu vertiefen.

2. ZUR SITUATION VORHANDENER AUSBILDUNGSANGEBOTE (TOBIAS HEISIG)

Das Tübinger Projekt der »Seelsorglichen Gesprächsführung« steht als Initiative, seelsorgliche Kompetenzen praxisorientiert zu ver-

mitteln, keineswegs alleine da. Eine von uns durchgeführte Umfrage an etwa dreihundert Instituten, die an der Ausbildung von Seelsorgern und Seelsorgerinnen beteiligt sind (evangelische und katholische Fakultäten sowie diözesane und landeskirchliche Einrichtungen), ergab, daß sich im deutschsprachigen Raum mindestens einhundert derartige Ansätze finden.¹ Sie sind unterschiedlichster Couleur, dienen aber doch alle einer ähnlichen Zielsetzung. Einige Akzente, Trends und Charakteristika dieser Veranstaltungen werden im folgenden Überblick kurz skizziert und anschließend der Tübinger Konzeption gegenübergestellt. Dieser Vergleich erhebt freilich weder Anspruch auf Vollständigkeit, noch beabsichtigt er, die verschiedenen Vorgehensweisen zu bewerten oder gar gegeneinander auszuspielen. Vielmehr soll der Blick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Modelle helfen, das Spezifische des Tübinger Ansatzes zu verdeutlichen.

a. Ziele der Veranstaltungen

»Entwicklung eines beziehungsfördernden Gesprächsstils« im Zusammenhang mit der »Schulung des Einfühlungsvermögens« und der »Wahrnehmungsfähigkeit für die emotionalen Begleiterscheinungen eines Gespräches«: So oder ähnlich kann das primäre Lernziel von mindestens sechzig Angeboten zur Vermittlung seelsorglicher Handlungsmöglichkeiten im deutschsprachigen Raum beschrieben werden. Der theoretische Hintergrund dieser praxisorientierten Konzepte baut häufig auf den Veröffentlichungen von Carl Rogers, Annemarie und Rainer Tausch oder Friedemann Schulz

¹ Die Umfrage wurde mittels Fragebogen durchgeführt, welche Informationen über die verschiedenen Ansätze erbrachten. Gefragt wurde zunächst, inwieweit an den verschiedenen Instituten derartige Veranstaltungen angeboten werden, sodann nach den jeweiligen Zielperspektiven, den theoretischen Grundlagen, der Form der Veranstaltung (Vorlesung, Seminar, Übung usw.), den Lehrmethoden sowie nach Art und Weise der Evaluation. Da der Rücklauf bei etwas mehr als 30% lag (ca. 120 Antworten bei 300 Anschreiben), ist diese Studie nicht repräsentativ. Dennoch kann sie einen Eindruck der Fülle und der Vielfalt der Veranstaltungen vermitteln, da in etwa 100 der Antworten von entsprechenden Angeboten berichtet wurde.

von Thun auf. Vor allem diese drei Autoren propagieren sogenannte »unspezifische Wirkfaktoren« als förderliche Ingredienzen zwischenmenschlicher Kommunikation.² Dazu gehört zum Beispiel die warme, emotional umfassende und respektvolle Beziehung zwischen dem Seelsorger oder der Seelsorgerin und der ratsuchenden Person. Aufgrund der Erfahrung, akzeptiert und angenommen zu sein, kann diese zu neuem Lebensmut und verantworteter Eigeninitiative finden.³ Handlungsmöglichkeiten, die der Herstellung eines guten und vertrauensvollen Kontaktes zu anderen Personen dienen, stehen offensichtlich als Basiskompetenzen an erster Stelle der in den Kursen zu vermittelten Inhalte.

Einige Veranstalter sprechen jedoch auch die Leitung von Gruppen und die Teamfähigkeit explizit als Lernziel ihrer Kurse an. Diese, unter dem Begriff der »sozialen Kompetenz« zusammenzufassenden Fähigkeiten werden zum Beispiel bei Alwin Hammers vom Priesterseminar Trier und bei Martha Fehlker vom Institut für Diakonat und pastorale Dienste im Bistum Münster geschult:

Im Priesterseminar Trier wird ein studienbegleitendes Curriculum angeboten, das im Diplomstudiengang beginnt und sich bis in die zweite Ausbildungsphase erstreckt. Das Thema des fünften Abschnitts lautet: »Arbeiten mit Gruppen und Gremien in Theorie und Praxis«. Auch in Münster wird ein gestuftes Curriculum durchgeführt.

Einer seiner acht Themenbereiche hat das Gruppenkräftefeld in Klein- und Großgruppen zum Gegenstand. Es wird dabei etwa folgenden Fragen nachgegangen: Woran kann ich ein bestimmtes Gruppenkräftefeld erkennen? Wie kann ich es beeinflussen? Welche Leitungs- und Entscheidungsformen gibt es? Welche Erwartungen und Werte bringe ich als Gruppenleiter mit? Wie nehme ich mich selbst wahr, wie die Teilnehmer der Gruppe?

² Vgl. zum Begriff: *D. Revenstorff*, Psychotherapeutische Verfahren. Band I: Tiefenpsychologische Therapie (Stuttgart 1982) 37–43.

³ Bei Revenstorff werden für diesen Prozeß vier Komponenten als Ursache angenommen: Zum einen die »effektive und instrumentelle Aktivität in der Therapie, (...) in der der Klient Lernender ist, aber zur Initiative angehalten wird«. Zum anderen »der gute persönliche Kontakt zwischen Klient und Therapeut, (...) der in gegenseitiger Bestätigung resultiert« (a. a. O., 42).

»Spezifische Wirkfaktoren«, also Interventionen, die nur in fest umrissenen Situationen, bei ganz bestimmten Personen und im Zusammenhang mit einer konkreten Zielsetzung anzuwenden sind, werden zwar unter Umständen theoretisch diskutiert, als praktisch anzuwendende Handlungsmöglichkeit verschiedener Therapieschulen jedoch nur selten vermittelt. Genannt wurden hier Elemente der Rational-Emotiven Therapie (RET) und des Neurolinguistischen Programmierens (NLP).

Inhalte der Rational-Emotiven Therapie werden auch am evangelischen Institut für Praktische Theologie in Erlangen-Nürnberg (Manfred Seitz) und im Priesterseminar Trier (Alwin Hammers) gelehrt. Nach diesem kognitiven Ansatz werden Destruktive Gedanken, die mit aversiven Gefühlen einhergehen, mit Hilfe eines bestimmten (rationalen) Schemas hinterfragt und gegebenenfalls durch neue förderliche Gedanken ersetzt.

In Reutlingen bietet Studentenpfarrer Lothar Hinderer an der Evangelischen Fachhochschule Seminare an, in denen unter anderem einzelne Techniken des Neurolinguistischen Programmierens zum Tragen kommen. Zentral ist zum Beispiel das sogenannte Kalibrieren, eine Vorgehensweise, die ein genaues Verstehen des Zustandes einer anderen Person durch Lesen ihrer nonverbalen Signale ermöglicht. Besonders für Situationen, die als belastend empfunden werden, ist die Technik des Reframing geeignet. Sie hilft, den Bezugsrahmen einer Aussage so zu verändern, daß sie eine neue (positive) Bedeutung erhält.

Charakteristisch für alle Veranstaltungen ist, daß die Glaubens-thematik von Anfang an eine wesentliche Rolle spielt. »Durch das Aufsuchen von Kräften, die im eigenen Glauben liegen, können Wege gefunden werden, wie Glaube für Patienten fruchtbar werden kann.« Ähnlich wie Rudolf Albisser (Priesterseminar Luzern) beschreiben die meisten Veranstalter und Veranstalterinnen den religiösen Anteil ihres Konzepts. Die religiösen Inhalte kommen überwiegend in freier Weise zum Tragen, das heißt sie fließen dort mit ein, wo sie gemäß dem Paradigma der Themenzentrierten Interaktion (welches fast immer entweder Methode der Gruppenarbeit oder eigenes Lernziel ist) wichtig werden. Dies gilt zum Beispiel für das

Priesterseminar Trier. Demgegenüber bietet das »Studium Spirituale« am evangelischen Institut für Praktische Theologie in Erlangen-Nürnberg eine konkrete »Einführung ins geistliche Leben und Übungen zur Formung des Glaubens«.

Typisch für die überwiegende Mehrzahl der Veranstaltungen ist auch, daß theoretische Hintergründe als Basiswissen gelehrt werden. Oft gehen diese Hintergründe über die konkreten Kenntnisse der zu erlernenden Handlungsmöglichkeiten hinaus. Dies gilt zum Beispiel für das Angebot der evangelischen Fakultät in Bern. Christian Morgenthaler nennt unter anderem folgende Themenbereiche:

- S Theologische und psychologische Begründung der Seelsorge als Gespräch;
- S theoretische Grundinformationen zu pastoral-psychologischen Grundstrukturen;
- S psychologische Aspekte christlichen Glaubens und Handelns;
- S verschiedene Schulen der Psychotherapie;
- S Seelsorge in Verbindung und im Unterschied zur Psychotherapie.

Es wird also zumeist auch auf »Schulen« oder Theoriekonzepte zurückgegriffen, die im Unterschied zu den oben genannten »unspezifischen Wirkfaktoren« nicht unmittelbar auf dem nondirektiven Ansatz aufbauen. Mit ihrer Hilfe werden die zentralen Inhalte kontextuiert:

Morgenthaler nennt als Basiskonzepte: TZI, Psychoanalyse, Systemische Therapien, Gestaltarbeit und Verhaltenstherapie.

Etliche der Ausbildungsangebote zielen auf ein konkret umrissenes Praxisfeld ab, den Umgang mit kranken und leidenden Menschen. Dies gilt zum Beispiel für Angebote in Augsburg⁴, Würzburg⁵, Luzern⁶ und viele andere mehr.

⁴ Lehrstuhl für Pastoraltheologie, H. Heinz.

⁵ Lehrstuhl für katholische Religionslehre und -pädagogik, P. Neuenzeit.

⁶ Priesterseminar, R. Albisser.

b. Methode

Die Lehrmethoden sind gleichermaßen vielfältig wie klassisch: Übungen und Rollenspiele kommen zur Anwendung, aber auch Gesprächsprotokolle und Videoanalysen. Die erfahrungsorientierte Vorgehensweise kann auch Entspannungsübungen und strukturierte Vorstellungsabläufe⁷ oder Übungen der Gestalttherapie enthalten. Wichtig ist vielen Veranstaltern, die Gruppe selbst als Lernfeld wahrzunehmen: Das Verhalten der Teilnehmenden kann ebenso wie das der Tutoren und Tutorinnen Modellcharakter besitzen. Darüber hinaus sind aber auch die bewährten traditionellen Methoden Lektüre, Referate und Arbeitsblätter vertreten. Deduktives Vorgehen wird also verschränkt mit erfahrungsorientiert-induktivem Vorgehen.

Fast immer werden die Seminare als Blockveranstaltungen angeboten: Wochenkurse, Wochenendkurse und mehrwöchige Kurse. Vereinzelt kommen aber auch andere Formen vor, wie zum Beispiel wöchentliche Seminarsitzungen, Krankenbesuche, Supervisionen oder Seminare, die eine bestimmte Vorlesung ergänzen. In Bern wird unter Leitung von Christian Morgenthaler ein praktisches Studiensemester angeboten, begleitet durch Supervision und spezielle Supervisionswochen.

Die Teilnehmerzahl der Veranstaltungen schwankt in der Regel zwischen zehn und zwanzig Personen.

Über die genannten Methoden hinaus wird auf unterschiedliche Weise versucht, maximale Realitätsnähe herzustellen. Dies kann durch Gespräche mit Ärzten und Schwestern⁸ oder durch wöchentliche Krankenbesuche, die supervidiert werden⁹, geschehen. Josef Schwermer, der bis zu seiner Emeritierung an der Ruhr-Universität Bochum Hauptseminare zum Thema »Das Einzelgespräch in der Seelsorge« durchführte, betont ganz besonders die Notwendigkeit, Praxis von Anfang an nach außen zu richten: »Trockenschwimm-

⁷ Z. B. bei I. Baumgartner, der in Passau, Wien und Bamberg lehrt.

⁸ So bei H. Heinz in Augsburg am Lehrstuhl für Pastoraltheologie.

⁹ Etwa in Leipzig am Institut für praktische Theologie unter Leitung von J. Ziemer.

übungen«, die sich nur innerhalb der Gruppe abspielen, brächten zwar eine gewisse Selbsterfahrung mit sich, verführten aber auch zu einer Anwendung von »eingetübten Techniken der Gesprächsführung«.

c. Evaluation

Der Begriff der Evaluation ist außerordentlich vielfältig. Entsprechend der Variationsbreite, der damit assoziierten Vorstellungen, findet die Erfolgs- und Wirkungskontrolle der Veranstaltungen auf sehr unterschiedliche Weise statt:

Sie kann zum Beispiel als schriftliche Auswertung anhand eines Leitfadens durchgeführt werden, über den in der Gruppe dann Reflexionsmöglichkeit besteht.¹⁰ Am Institut für Praktische Theologie an der Universität Leipzig werden regelmäßige Feedbackrunden oder ein Abschlußgespräch im Plenum durchgeführt (Jürgen Ziemer). Wulf-Volker Lindner (Hamburg) läßt von den Teilnehmern einen Abschlußbericht anfertigen. An der Katholischen Fakultät Linz (Matthias Scharer) besteht neben einer Klausur die Möglichkeit, unter Anwendung der im Seminar erlernten Techniken ein eigenes Projekt zu erarbeiten und durchzuführen.

Häufig jedoch wird eine systematische Evaluation, geschweige denn eine Evaluationsforschung, die explizit auf wissenschaftliche Methoden zurückgreift, nicht durchgeführt.¹¹

d. Das Charakteristische des Tübinger Projekts

Vor dem Hintergrund der oben skizzierten Modelle soll nun das Tübinger Lernprogramm näher umrissen werden:

¹⁰ So z. B. im bereits erwähnten Trierer Priesterseminar.

¹¹ Vgl. zum Begriff der Evaluation: H. Wottawa, H. Thierau, Lehrbuch Evaluation (Bern 1990).

1. *Ziele der Veranstaltung:* Die vierstufige Tübinger Seminarreihe möchte den Teilnehmenden zum einen die Fähigkeit vermitteln, spezifische Situationen differenziert reflektieren zu können. Zum anderen sollen zu den jeweiligen Situationen passende Handlungsmöglichkeiten theoretisch durchdrungen und praktisch eingeübt werden. Die aufeinander aufbauenden Seminare sind deshalb so konzipiert, daß zunächst im ersten Seminar unspezifische Wirkfaktoren eingeübt werden. Diese am personenzentrierten Ansatz von Carl Rogers und an Ruth Cohns Themenzentrierter Interaktion orientierten Grundkenntnisse werden in den drei nachfolgenden Seminaren durch Theorie und Praxis spezifischer Wirkfaktoren ergänzt, die sich sowohl auf die Begegnung mit einzelnen Personen als auch auf die Leitung von Gruppen beziehen (soziale Kompetenz). Die Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer und Teilnehmerinnen werden somit von Seminar zu Seminar immer situationsspezifischer. Dies gilt für die im zweiten, dritten und besonders im vierten Seminar eingeübten Techniken des NLP (z. B. das Reframing) und der RET (z. B. die ABC-Methode) ebenso wie für systemische (z. B. das zirkuläre Fragen) und lösungsorientierte Interventionen (z. B. die »Wunderfrage«).

2. *Methode:* Die Lehrmethoden im engeren Sinne unterscheiden sich kaum von den oben beschriebenen. Auch in Tübingen wechseln Rollenspiele, Gesprächsprotokolle, Videoanalysen, Einzel- und Gruppenreflexion usw. einander ab. Angeboten werden die Seminare als Blockveranstaltungen. Auf der vierten Stufe kommt sodann wöchentlich ein dreistündiges Seminar hinzu. Dabei schwankt die Gruppengröße jeweils zwischen 6 und 15 Teilnehmenden.

Der Anteil theoretischer Diskussionen und des spezifischen Literaturstudiums nimmt mit jeder Seminarstufe zu. Im ersten Seminar spielt die differenzierte Reflexion eigener Gesprächserfahrung eine ganz entscheidende Rolle. Theoriemodelle werden nur insoweit besprochen, als sie für die zu erlernenden Kompetenzen unmittelbar relevant sind (z. B. das Kommunikationsmodell von Friedemann

Schulz von Thun¹²). Damit wird dem zentralen Lernziel der Reflexionsfähigkeit Rechnung getragen. Im abschließenden vierten Seminar hingegen stehen induktives und deduktives Vorgehen gleichberechtigt nebeneinander: ausführliche Buchbesprechungen im wöchentlichen Seminar auf der einen, die Erfahrung des Beratungsgesprächs auf der anderen Seite.

Ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal des Tübinger Projekts ist die »Neutralität« der Kompetenzen. Damit ist gemeint, daß religiöse Inhalte nur insoweit thematisiert werden, als diese von den Teilnehmenden eingebracht und eingefordert werden.¹³ Eine Konsequenz aus dieser Vorgehensweise ist, daß immer mehr Studierende aus anderen Fakultäten (Psychologie, Medizin, Pädagogik...) an den Seminaren teilnehmen. Dieser fakultätsübergreifende Bezugsrahmen ermöglicht in erfrischender Weise ein interdisziplinäres Lernen und Arbeiten.

Wichtiger Bestandteil der Tübinger Konzeption ist der projektartige Kontext der Kurse. Das Programm kann nur bestehen, wenn es von den Teilnehmenden mitgetragen und mitgestaltet wird. Vermittelt wird dies zum einen mit Hilfe des Tutorensystems, das heißt durch Planung, Gestaltung und Durchführung der ersten beiden Seminare durch die Teilnehmenden der Seminare drei und vier. Zum anderen ist aber auch die Mitarbeit von Teilnehmern im Leitungsteam des Programms gefragt. Studierende, die alle vier Seminare durchlaufen haben, können so dazu beitragen, die Konzeption der Seminarreihe weiter zu optimieren. Den Lernenden wird von vornherein also viel Verantwortung und Selbständigkeit zugetraut. Auf solche Weise werden sie ermutigt, sich dieser Verantwortung zu stellen und sie auch durchzuhalten. Gerade aufgrund dieser Verantwortung richtet sich die Praxis der Seminare nicht von Anfang an, sondern erst ab dem vierten Kurs nach außen. Im Verlauf des vierten Kurses führen die Teilnehmenden ein zehnstündiges Beratungs-

¹² F. Schulz von Thun, *Miteinander Reden. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation* (Reinbek/Hamburg 1981) 44-68.

¹³ Für die spezifische religiös-spirituelle Verarbeitungsebene bietet U. Baumann seit dem Wintersemester 1994/95 im Rahmen der fachtheologischen Ausbildung Seminare an, die zentrale Themen der Theologie gezielt im Horizont des methodischen Zugangs zur eigenen Religiosität bearbeiten.

gespräch mit einer (zumeist über Aushang angesprochenen) Person. Von »gespielter Praxis« kann jedoch auch in den ersten drei Seminaren nicht die Rede sein: Die intensive Arbeit an den Videoaufzeichnungen des eigenen Gesprächsverhaltens ist für die meisten Teilnehmenden aufgrund der häufigen Feedbackschleifen eine ausreichende Herausforderung. Dies gilt auch für die tutorielle Leitung der Seminare eins und zwei.

3. *Evaluation*: Die Evaluation vollzieht sich einerseits unstandardisiert im Rahmen der intensiven Gesprächskontakte zwischen Teilnehmenden, Tutoren und Tutorinnen sowie dem Leitungsteam. Erfahrungen der Teilnehmenden können auf diese Weise bei der permanenten Weiterentwicklung unserer Konzeption gut berücksichtigt werden. Auch dem intensiven Gespräch mit Institutionen der Diözese, wie zum Beispiel Beratungsstellen oder der Ausbildungsstätte für Pastoralreferenten und -referentinnen, wird eine große Bedeutung für die Optimierung der Konzeption beigemessen, weil dadurch ein Vergleich der dort geltenden Kriterien für Seelsorger und Seelsorgerinnen mit unseren Lernzielen möglich wird.

Andererseits werden verschiedene Techniken der Gruppendiagnose eingesetzt: das Gruppentagebuch¹⁴, das Blitzlicht¹⁵, die Reste-Runde¹⁶ sowie schriftliches und mündliches Feedback¹⁷.

Eine Beurteilung des Lernerfolges erlauben die Kassettenaufzeichnungen aus Übungsgesprächen des ersten Seminars sowie die Gesprächsprotokolle des zweiten Kurses.

¹⁴ S. u., 107.

¹⁵ S. u., 107.

¹⁶ S. u., 108.

¹⁷ S. u., 107.

3. DAS INHALTLICHE KONZEPT (MARK REUTER)

a. Empowerment als Prozeß der Selbstorganisation

Der Prozeß, sein Leben und seinen Glauben angesichts der Vielfalt an Angeboten von Weltbildern und Einstellungen selbst zu gestalten, wird von manchen Menschen als ein Losgelöstsein von Orientierung erlebt, als eine Last, sein Leben selbst immer wieder neu entwerfen zu müssen. Sie sehnen sich nach einer verlorenen umfassenden Gewißheit letztgültiger Sinnhaftigkeit. Andere erleben dieselbe Situation als Abenteuer Autonomie. Für Letztere ist die gegenwärtige Situation durchaus positiv: Mündiges Christsein passiert als ein selbstreflexiver Diskurs, in den sich ganz unterschiedliche Personen mit ganz unterschiedlichen Perspektiven und Motivationen einbringen und in den ganz unterschiedliche Prozesse und Entwicklungen in jedem Menschen ablaufen. In diesem Diskurs spielt der eigene Glaube *einen* Beitrag für den Selbstorganisationsprozeß, und gleichzeitig ist die Glaubensentwicklung *ein* Element der Selbstorganisation.

Beim schrittweisen Erlernen und Praktizieren der Selbstorganisation handelt es sich um einen Entwicklungsprozeß. Man kann ihn in unterschiedlichen Lebensbereichen sowohl auf der individuellen Ebene als auch auf der sozialen Ebene beobachten und bezeichnet ihn als »Empowerment«: Bezogen auf eine Einzelperson bedeutet Empowerment, eine Person mehr und mehr dazu zu befähigen, selbständig zu werden und das eigene Leben auch selbständig zu regeln. Empowerment bedeutet für uns dabei nicht nur, eine Person zur Selbständigkeit zu führen, sondern wenn die Person ihre Selbständigkeit erreicht hat, dies auch zu respektieren. Man kennt eine solche Entwicklung aus der Erziehung der Kinder durch die Eltern. Eltern befähigen durch die Erziehung ihre Kinder zur Selbständigkeit. Später besteht die Aufgabe der Eltern dann darin, die Selbständigkeit, wie sie sich die »Kinder« erworben haben, zu respektieren und zu akzeptieren. In Sozialsystemen bedeutet Empowerment die

Übergabe der Verantwortung für bestimmte, fest umrissene Aufgaben an die beteiligten Personen. Die Beteiligten sind jetzt nicht nur für die Ausführung bestimmter Aufgaben zuständig, sondern sie tragen für diesen Handlungsbereich die Verantwortung, sie sind für die Qualität und das Ergebnis voll selbst verantwortlich.

Dies bedeutet für den religiösen Bereich: Ein Christsein, das für die Selbstentwicklung eine echte Ressource darstellen will, kann sich nicht mehr nur an vorhandenen Leitpfosten und Markierungspunkten von Institutionen und Traditionen orientieren. Deshalb kommen auch religiöse Gruppen, Praktiken und Einstellungen zu Tage, die, weil autonom entwickelt, gänzlich anders sind, als man sie bisher kennt. Dabei ist diese Selbstorganisation und Autonomie aber nicht mit einer von vornherein kirchenfeindlichen Einstellung zu verwechseln. Alternative religiöse Formen stellen eher eine Erweiterung des kirchenreligiösen Spektrums dar. Der Kirche wird sehr wohl noch eine Relevanz für die eigene Suche nach Orientierung zugestanden, allerdings haben die Vorgaben der Institutionen ihre fraglose Geltung verloren. Stattdessen muß sie sich immer wieder neu behaupten. Sie ist in einem Prozeß involviert, in dem sie ihre Botschaft gegenüber einer ungeheuren Vielfalt an anderen Informationen weitergeben muß, und wo es täglicher Kampf ist, seine Adressaten zu erreichen. Daraus ergeben sich einschneidende Konsequenzen:

1. *Selbstorganisation und Glauben setzen die Fähigkeit zur intensiven Kommunikation und zum Dialog voraus.* Das Verlangen nach Selbstbestimmung und nach Selbstentscheidung muß S auch und gerade im religiösen Bereich S akzeptiert werden. Im »Supermarkt der Wirklichkeit« befindet sich in der Abteilung Religion nicht nur eine Kirche oder eine Religion im Angebot, sondern es stehen viele zur Auswahl. Letztlich entscheidet der ›Konsument‹, welche Religion ihm schmeckt. Die ›Kaufentscheidung‹ zu beeinflussen ist hier keine Frage der Werbesprache, sondern die Überzeugung des ›Herstellers‹, einen Markenartikel zu bieten. Diese Überzeugung gilt es zu kommunizieren und dem ›Kunden‹ so erfahrbar zu machen, daß er erlebt, wie seine Selbstorganisation mit diesem ›Kauf‹ wächst. Dazu ist zum einen viel mehr an Kommunikation nötig als bisher,

da es die Heterogenität der Zielgruppen mehr denn je zu berücksichtigen gilt, zum anderen ist auch die Art der Kommunikation entsprechend zu gestalten. Gerade im religiösen Bereich sollte sie ohne theologische Besserwisserei und kirchliche Rechthaberei stattfinden in einem intensiven Dialog, der konkrete Wege benennt, die eigene Lage selbständig zu durchschauen, kritisch zu hinterfragen und konstruktiv religiös zu bewältigen.

2. *Selbstorganisation und Glauben erfordern ein hohes Maß an sozialer Kompetenz.* Der Austausch von Information und damit der Aufbau von Beziehung ist Voraussetzung für die Selbsterhaltung S sowohl des Sozialsystems als auch der Einzelperson. Allerdings bedingt dies, den Gesprächspartner als eigenständiges Subjekt ernst zu nehmen, und zwar in einer Weise, welche die Individualität der Erfahrungen des anderen radikal akzeptiert. Die Akzeptanz der Individualität gilt es in der Kommunikation konkret umzusetzen, ohne jedoch das eigene, individuelle Profil zu verleugnen: Denn in dem Maße, wie jeder die Individualität und Selbstorganisation des Glaubens anderer respektiert, läßt er die anderen ihren Glaubens-Entwurf leben und darf so den Respekt und die Toleranz der anderen auch für sich erwarten. Fremde Einstellungen zu tolerieren, zu akzeptieren, Neues zu wagen und auch für sich selbst Grenzen ziehen zu können S sind somit entscheidende soziale Fähigkeiten, die der einzelne für die Gestaltung des Glaubens braucht.

3. *Selbstorganisation und Glauben brauchen die Fähigkeit, auch immer wieder eigene und fremde Einstellungen reflektieren zu können,* das heißt Abstand zu nehmen und »mit Methode« Prozesse zu durchleuchten. Wenn Seelsorge S das ist ja genau die These, die wir hier vertreten S wesentlich auf Kommunikation basiert und diese Kommunikation eine bestimmte und auch beabsichtigte Wirkung beim Adressaten erreichen soll, dann brauchen Seelsorger und Seelsorgerinnen die Fähigkeit, ihre jeweiligen Kommunikationspartner sehr differenziert wahrnehmen zu können, anschließend ihre eigene Kommunikation auf die wahrgenommene Anforderung maßzuschneidern, um schließlich wiederum die Wirkung ihrer eigenen Aussagen beim anderen wahrnehmen und überprüfen zu können. Mit anderen Worten: Der Seelsorger muß aus der Anforderung ei-

ner konkreten Kommunikationssituation heraus die richtige Kommunikationsstrategie für den Gesprächspartner auswählen. Dies setzt voraus, daß der Seelsorger über verschiedenste Kommunikationsformen verfügt, und daß er die Fähigkeit besitzt, nach bestimmten Wahrnehmungskriterien eine bestimmte Strategie auszuwählen. Die Fähigkeit bei pastoralen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, über eigenes kommunikations-psychologisches Wissen und Können reflexiv zu verfügen, ist gemeint, wenn wir von der Professionalisierung der Seelsorge sprechen. Dies bedeutet, daß Seelsorger neben ihrer Fähigkeit der theologischen Interpretation in gleichem Maße kommunikativ kompetent sein müssen.

4. *Selbstorganisation und Glauben wollen gepflegt werden.* Wer meint, Selbstorganisation bedeute, die Dinge auf sich beruhen zu lassen und sich möglichst nicht einzumischen, irrt. Entscheidend ist allerdings die Art, wie das Sozialsystem, die Gemeinde oder die einzelne Person geleitet wird. Autonome Entwicklungen brauchen Pflege und Förderung durch einen Leiter, der die Beteiligten dazu befähigt, ihre Selbstorganisation bewußt, kompetent und verantwortlich zu gestalten.

b. Selbstorganisation des Glaubens leben

Den eigenen Glauben selbst zu steuern und dafür Verantwortung übernehmen? Mancher Theologe betrachtet eine solche Entwicklung eher mit Mißtrauen, und auch bei einigen Gläubigen löst ein solches Ansinnen eher zwiespältige Gefühle aus. Zu gerne machen viele Menschen für Glaube und Religion immer noch vor allem Priester, Gurus und Kirchen verantwortlich. Aber auch manche Seelsorger und Seelsorgerinnen denken immer noch von ihrer eigenen religiösen Einstellung und ihrem Wissen her. Sie sind von ihrer eigenen religiösen Einstellung so geprägt, daß sie sich nicht auf unkonventionelle Antworten im Religiösen einlassen. Doch, geht es um Selbstorganisation und Selbstverantwortung im Religiösen, verlangt dies von allen Beteiligten Neues und Ungewohntes.

Von den Gemeindemitgliedern verlangt es die Bereitschaft und die Fähigkeit zu hoher Eigenverantwortung und reflexiver Eigensteuerung. Diese Tugenden sind zu ergänzen mit der Fähigkeit zu einer konstruktiven inhaltlichen Auseinandersetzung, das heißt einer theologischen Qualifizierung. Denn: Mißverständnisse oder einseitige Informationen müssen korrigiert und relativiert werden, will man sich die Möglichkeit erhalten, Glauben und Kirche nicht nur von vorgeprägten Einstellungen und Vorurteilen her zu erleben.

Der Priester, der Pastor oder die Pastorin und die anderen Hauptamtlichen müssen auf inhaltlicher, sozialer und methodischer Ebene die Selbstentwicklung der Gemeindeglieder mitreflektieren und so den Prozeß der Eigensteuerung strukturieren und unterstützen. Der Seelsorger wird bei Einzelkontakten zum religiösen Begleiter für die Selbststrukturierungsprozesse Fragender. Entscheidend ist, daß der Reflexionsprozeß eines Gesprächspartners oder einer Gesprächspartnerin gezielt unterstützt wird.

In diesem Konzept müssen nicht mehr alle Entwicklungen durch Hauptamtliche gesteuert werden, sondern können durch »Laien«-Leiter und Leiterinnen strukturiert werden. Diese »Laien« brauchen die Hauptamtlichen zur inhaltlichen Diskussion, um Einseitigkeiten zu vermeiden, um eigene blinde Flecken zu entdecken, zur Reflexion und zur Unterstützung bei schwierigen Situationen. Auch die Hauptamtlichen brauchen die Laien, da hauptamtliche Leiter und Laien-Leiter Partner sind, um Entwicklungsprozesse für die verschiedensten Gemeindemitglieder fruchtbar werden zu lassen.

Auf der Ebene der Gesamtgemeinde wird die Regelungsdichte abnehmen statt zunehmen, wenn die Gemeinde als ganze eine eigene Entwicklung erleben soll. Gefordert ist allerdings mehr wirkliche Führung und Leitung (was persönliche Flexibilität und Verantwortungsbereitschaft voraussetzt) und weniger Verwaltungsbürokratie. Dies erfordert einen Leitungsstil, der weder in eine personenzentrierte Machtfülle noch in ein laissez-faire abgeleitet: Weder eine rein spontane noch eine pauschale Entscheidungsregelung, sondern nur die gemeinsame und für jeden Beteiligten einsichtige Festlegung von Handlungsspielräumen garantiert innovative Entwicklungen und Bewahrung des Bewährten.

Fazit: Die Aufgabe der Hauptamtlichen besteht darin, Stagnation in den Entwicklungen zu vermeiden. Sie unterstützen Einzelne und Gruppen, wenn diese sie darauf ansprechen. Der Hauptamtliche wird also zum religiösen Berater und Begleiter. Er regelt die Kommunikationsprozesse so, daß sie für die Beteiligten unmittelbar als wirkungsvoll erlebt werden können. Eine wesentliche Unterstützung liefert ein Seelsorger durch Beiträge, die für den Empfänger als hilfreiche religiöse oder theologische Angebote interpretiert und erlebt werden können. In der Auswahl der Form ist der Seelsorger frei beziehungsweise orientiert sich an den vorhandenen Zugangsmöglichkeiten beim Gesprächspartner. Je nachdem kann er also die Form des Sakraments, der Katechese oder des Alltagsgesprächs nutzen.

Empowerment ist damit Arbeit an der Selbständigkeit der Gemeindemitglieder in ihrer eigenen religiösen Sache. In diesem Zusammenhang meint Empowerment die Selbstorganisation der Seelsorge durch die Betroffenen selbst.

Bei der Einführung eines solchen partnerschaftlichen Verständnisses ist allerdings damit zu rechnen, daß auf Seiten der Gemeindeglieder zunächst die Bedenken überwiegen, in der Regel werden ja der Pfarrer und die »Hauptamtlichen« immer noch als die Spezialisten verstanden, welche allein das für den religiösen Bereich notwendige ›know how‹ besitzen. Ist es also nicht ihre selbstverständliche Pflicht und die letztlich auch Verantwortung, den Betrieb am Laufen zu halten? »Empowerment« gelingt dann am besten, wenn seine Einführung schrittweise erfolgt und als positive Erweiterung bisheriger Erfahrungen mit dem Glauben von seiten der Betroffenen erlebt wird.

c. Empowerment als Leitungsprinzip lernen

Bis jetzt wurde dargestellt, daß Selbstorganisation am besten durch ein Modell des Empowerments betreut werden kann. Wer auf diese Weise ein System leiten und führen will, muß spezifische Anforder-

rungen erfüllen. Welche Anforderungen (fachliche und persönliche) werden von einem Gemeindeleiter im Rahmen des Empowerments erwartet?

1. Persönliche Kompetenzen:

Flexibilität, Neugierde und Einfühlungsvermögen: Seelsorge hat es heute mit Gesprächspartnern zu tun, die ein breites Spektrum unterschiedlichster Werte und Einstellungen verkörpern. Seelsorger und Seelsorgerinnen sollten sehr flexibel sein, um sich auf das Welt- und Selbstbild des Gegenübers einzustellen, ja, eine gewisse Neugierde dafür mitbringen, um wahrnehmen zu können, wie anders jemand denkt, fühlt, handelt, glaubt.

Geduld und Offenheit: Selbstklärungsprozesse brauchen Zeit, sowohl für denjenigen, der diesen Prozeß durchläuft, als auch für denjenigen, der diesen Prozeß begleitet.

Positive Grundhaltung: Hinter den verschiedenen praktizierten Verhaltensweisen steht für die Person, die diese Handlungen praktiziert, prinzipiell eine individuell und dem persönlichen Leben entsprechende förderliche Absicht. Auch wenn der Seelsorger oder die Seelsorgerin im Rahmen eines Gesprächskontaktes diese positive Absicht beim Gesprächspartner nicht unmittelbar erkennen kann, ist davon auszugehen, daß hinter allem Denken und Handeln eine bewußte oder unbewußte positive Absicht steht.

2. Fachliche Kompetenzen:

Kommunikative Kompetenz: Kommunikative Kompetenz meint die eigene Einstellung und entsprechende Fertigkeiten, um mit anderen Personen *Kontakt aufzunehmen*, sich auf den Suchprozeß nach einer neuen »Ordnung« einzulassen, sowie die Fähigkeit, mit Gesprächspartnern *im Gespräch neue Perspektiven für bestimmte Problemstellungen zu erarbeiten*. Dies gilt für wechselnde Gesprächssituationen wie Einzelgespräche von Angesicht zu Angesicht oder auch am Telefon, für Paargespräche oder aber auch in Familien, für kurze Kontakte, wie sie bei telefonischer Krisenintervention nötig sind, oder auch für langandauernde Kontakte wie bei der Sterbebegleitung.

Soziale Kompetenz: In einer Welt zunehmender Vernetzung von Entscheidungs- und Arbeitsprozessen wird nach Teamfähigkeit verlangt. Dies setzt im einzelnen voraus: *Konfliktfähigkeit:* Es geht nicht um ein rücksichtsloses Durchsetzen eigener Interessen (Ellenbogenphilosophie), sondern um die Fähigkeit, eigene Interessen anderen Personen gegenüber zu verbalisieren, kurz- und langfristige Ziele abzuwägen, und die Toleranz, auch unangenehme Gefühle auszuhalten. Kurz: Es geht um die Fähigkeiten einer Gruppenleitung durch *Moderation*, zum Beispiel wenn es darum geht, gemeinbildende Prozesse in Gang zu bringen und so verschiedene Gesprächsgruppen zu leiten wie den Pfarrgemeinderat, Jugendgruppen oder Seniorenkreise, deren unterschiedliche Anliegen, Aufgaben und Bedürfnisse es wahrzunehmen gilt. Schließlich geht es um die eigene *Teamfähigkeit*, denn die Hauptamtlichen sind meist selbst Mitglied des Pastoralteams.

Didaktisch-beraterische Kompetenz: Sie befähigt dazu, Entwicklungs-Programme für Einzelpersonen, Gruppen sowie für die Gesamtgemeinde systematisch aufbauen, strukturieren und betreuen zu können (z. B. durch einen Multiplikatoreneinsatz). Zu dieser Fähigkeit gehören das Kennen und Können der Grundsätze der Erwachsenenpädagogik sowie Kenntnisse und Übung in der Anwendung von einschlägigen Methoden zum Beispiel der Visualisierung.

d. Kooperative Selbstqualifikation als Lehr-Lernweg zum Gemeindeleiter, zur Gemeindeleiterin

Der Gemeindeleiter beziehungsweise die Gemeindeleiterin der Zukunft ist vor allem religiöse Beraterin und Begleiterin. Dazu ist neben einer guten fachlich-theologischen Ausbildung ein hohes Maß an kommunikativer, sozialer und methodischer Kompetenz erforderlich. Diese Kompetenzen gilt es nach Möglichkeit schon im Laufe der Ausbildung zu erwerben. Geht man davon aus, daß Lerninhalt und Lernprozeß sich gegenseitig beeinflussen, das heißt för-

dern oder behindern können, braucht es eine Lehr/Lernmethode, die der Sache des Empowerments am ehesten entspricht: Soll Anleitung zur Selbstbestimmung gelernt werden, muß dies auch in der Form der Selbstbestimmung erfolgen.

Das bisherige schulische und universitäre Lernen ist in vielen Bereichen einseitig auf den Erwerb analytischer Wissensinhalte und deren kognitive Aneignung ausgerichtet. Lernen ist hier nur Rezeption von Wissen, das zu bestimmten Anlässen reproduziert wird. Persönliche Erfahrungen können zeitlich erst später oder nur nebenbei einbezogen werden. Diese zeitlich-räumliche Isolierung von Lernprozessen einerseits und Erfahrungsprozessen andererseits ist sowohl unter theologischen als auch lernpsychologischen Erwägungen fragwürdig:

Theologisch ist fragwürdig, daß Berufung als ein »Sich-persönlich-angesprochen-Fühlen« und theologisches Wissen im Studium der Theologie zwei völlig getrennte Welten sind. Das, wofür ich als Theologe oder Theologin eintrete und wie ich dies mit meinem persönlichen Leben verbinde, bleibt im Rahmen des Studiums weithin unthematisiert. Auch die Motivation der Studierenden, die sich in der Regel ihr Fach aus persönlicher Neigung oder aufgrund bisheriger Erfahrungen (»Berufung«) gewählt haben, wird im Rahmen des universitären Lernprozesses kaum als Ressource genutzt. Konfrontation mit persönlichen Glaubensfragen wird während des Studiums (etwa im Alltagskontakt mit Kommilitonen, Mitbewohnern) zwar erlebt, bleibt aber vom fortschreitenden kognitiven Lernprozeß ausgeklammert. So ebenso wie auch eine personale Verarbeitung des erworbenen Wissens nicht stattfindet. Diese Verarbeitung muß entweder neben dem Studium stattfinden, oder auf einen späteren Zeitpunkt, die zweite Ausbildungsphase als Vikar beziehungsweise Pastoralassistent oder -assistentin, verschoben werden, obwohl eine Parallelität von Studium, spiritueller Entwicklung und pastoralpraktischer Befähigung von den Rahmenstatuten der Ausbildung gefordert wäre.

Lernpsychologisch ist gegenüber der zeitlich-räumlichen Isolierung von Lern- und Erfahrungsprozessen anzumerken, daß Einsicht und Veränderung der Einstellung nicht automatisch auch Verhal-

tensänderungen zur Folge hat. Ein gutes Beispiel ist das allen bekannte Problem der Schädigungen durch Alkohol- oder Nikotingenuß. Obwohl die Betroffenen durchaus um die Schädlichkeit der beiden Stoffe wissen, gelingt es vielen nicht, auf sie zu verzichten oder sie maßvoll zu genießen. Selbst wenn man weiß, warum etwas sinnvoll ist und sogar genau weiß, wann es sinnvoll sein könnte etwas zu tun und anderes zu lassen, besteht noch lange keine Gewähr dafür, daß man das eine tatsächlich tut und das andere unterläßt. Hinzu kommt, daß sich Studierende meist im Übergang zwischen schulischem Lernprozeß und Erwachsenenlernen befinden. Ein erwachsenengerechtes Lehren und Lernen macht bewußt den persönlichen Entwicklungsstand und Erfahrungshintergrund zum Ausgangs- und Zielpunkt des Lernprozesses. Nun werden im Bereich der Seelsorglichen Gesprächsführung zudem Methoden vermittelt, wie sie auch im therapeutischen Kontext verwendet werden. Hier ist es unabdingbar, daß die Teilnehmer und Teilnehmerinnen die Wirkung solcher Methoden an sich erfahren, bevor sie theoretisch reflektiert und bei anderen angewandt werden.

Fazit: Was wir brauchen, ist eine zeitliche und räumliche Verzahnung, ein Aufeinanderbeziehen von Theorie und Erfahrung, eine induktiv-deduktive Lernspirale, in der erlebte Praxis durch Beschäftigung mit Theorien reflektiert wird und umgekehrt Theorie wiederum durch Praxis auf ihre Tauglichkeit hin überprüft wird. Leben und soziale Umwelt werden hier direkt in das Lernen miteinbezogen. Lernen findet dann so nahe wie möglich vor Ort statt, das heißt Qualifizierung wird in der Anwendungssituation betrieben.

Solches Lernen impliziert mit anderen Worten, daß man Inhalte nicht nur als Wissens Elemente vermittelt bekommt, sondern sie erlebt. Wesentlicher Bestandteil ist das eigene Ausprobieren und die unmittelbare Rückmeldung der anderen, wie mein Verhalten auf sie wirkt. Erst wenn alle Beteiligten bereit sind, ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen einzubringen, sind alle Beteiligten aktiv in das Lerngeschehen involviert. Die Trennung von Lehrenden und Lernenden wird durch partnerschaftliches Verhalten aufgehoben. Unterschiede in Qualifikation und Erfahrung werden nicht ignoriert, sondern für die einzelnen nutzbar gemacht, indem sie vom Wissen

und den Erfahrungen der anderen profitieren können, die ihnen ihre Eindrücke rückmelden. Lernen geschieht hier gemeinsam mit anderen in der Form kooperativer Selbstqualifikation.¹⁸

Ziel eines solchen *zirkulären Praxis-Theorie-Lernprozesses* ist somit nicht das Anhäufen von Wissen oder das Lernen auf Vorrat, sondern die Verfügbarkeit und Umsetzung von Kompetenzen. Es geht um die Ausbildung zu einer theologisch informierten und in sozialen und kommunikativen Bereichen kompetenten religiösen Begleitung.

Kooperative Selbstqualifikation kann im Rahmen des Studiums in Form eines *tutoriellen, generativen Trainingsdesigns* verwirklicht werden, wie es zum Beispiel das Tübinger Seelsorge-Projekt praktisch verwirklicht:

Tutoriell bedeutet dabei, daß die einzelnen Ausbildungsgruppen von Studierenden geleitet werden. Diese befinden sich selbst noch in Ausbildung S allerdings auf einer höheren Stufe. Das Anleiten einer Lerngruppe ist also Teil der Ausbildung. Die Tutoren und Tutorinnen ›bezahlen‹ ihre Ausbildung, indem sie andere Studierende ausbilden. Auf diese Weise können mit je zwei Ausbildern für S III und S IV bis zu 42 Studierende in einem intensiven kleingruppenorientierten Trainingsprozeß über vier Semester hin ausgebildet werden. Zusätzlich bedeutet dies für die Tutoren, daß sie nicht nur durch eigenes Üben, sondern vor allem durch das Weitergeben lernen. Erst im Vermitteln der erworbenen Fähigkeiten an andere festigen sich diese. Zudem ist eine hohe Lernmotivation der Teilnehmenden dadurch gewährleistet, daß sie an ihren eigenen Tutoren erleben können: solche Fertigkeiten sind tatsächlich erlernbar, haben doch die Tutoren zeitlich nur wenig Vorsprung.

Generativ meint: Das Programm pflanzt sich in seinem personellen Bedarf in Form von Ausbildern/Tutoren selbst fort und trägt sich damit selbst. Durch die Einbindung von Studierenden in die Aufgabe als Tutoren eröffnet sich die Möglichkeit, schon nach Teilnahme an zwei Ausbildungsseminaren selbst als Ausbilder und Tu-

¹⁸ C. von Heidack (Hg.), Lernen der Zukunft. Kooperative Selbstqualifikation S die effektivste Form der Aus- und Weiterbildung im Betrieb (München ²1993).

tor oder Tutorin im Programm weitere Lernschritte unter Supervision zu unternehmen. Die Projektleitung hat in diesem Modell vor allem für konzeptionelle Weiterentwicklungen und die sorgfältige Supervision der Ausbilder Sorge zu tragen.

Training bedeutet: »Zielgerichteter Erwerb einer spezifischen Qualifikation, die durch Verhaltenseinübung erworben wird und durch Transfer in das Arbeitsfeld eingebracht werden soll«. ¹⁹

e. Die Umsetzung der Lernziele in Form und Inhalt

Gesprächsführung gegenüber Einzelpersonen beziehungsweise in der Arbeit mit Gruppen sollte auf vorhandene Fähigkeiten zur Selbstorganisation ausgerichtet werden. Dazu sind verschiedene Kompetenzen auf Seiten der Begleitenden notwendig. Offen ist bis jetzt allerdings, welche Inhalte (Methoden und Techniken) in den einzelnen Kompetenzbereichen dazu genau erlernt werden müssen, um dieses Ziel zu erreichen.

Um zu bestimmen, welche Lerninhalte und Lernziele für die einzelnen Kompetenzbereiche relevant sein sollten, orientierten wir uns bewußt nicht an einem bestimmten Modell der Gesprächsführung, der Gruppenleitung oder an einem bestimmten Beratungsmodell. Unsere Entscheidung wird vielmehr von einem gewissen Pragmatismus geprägt, ist aber andererseits das Ergebnis der Reflexion der gegenwärtigen Forschungssituation:

Bei einer Inflation von über 200 verschiedenen Therapierichtungen, die heute miteinander konkurrieren, ist statt nach ›Schulkonformität‹ eher nach den Wirkprinzipien zu fragen, die sich hinter den verschiedenen Ansätzen verbergen und die Wirksamkeit eines Gesprächskontaktes ausmachen. Klaus Grawe (1994) entdeckte in einer umfassenden wenn auch nicht unumstrittenen vergleichenden Therapie-Studie, daß einige wenige Wirkfaktoren für den Erfolg

¹⁹ Vgl. W. Pallasch, W. Mutzeck, H. Reimers (Hg.), Beratung, Training, Supervision. Eine Bestandsaufnahme über Konzepte zum Erwerb von Handlungskompetenz in pädagogischen Arbeitsfeldern (Weinheim-München 1992), 10.

einer Therapie ausschlaggebend sind²⁰. Diese Faktoren sind faktisch in verschiedensten Therapierichtungen enthalten und tragen nur unterschiedliche Bezeichnungen. Zumindest der alte Streit, welche Therapieform der anderen überlegen ist, dürfte damit hinfällig geworden sein. Statt dessen ist heute zu fragen, bei welchen Symptomen welcher Wirkfaktor am hilfreichsten ist, und welche Therapieform diesen Faktor am ehesten zur Geltung zu bringen vermag.

Damit wird offensichtlich: Ein ›guter‹ Therapeut ist in der Lage aus unterschiedlichen Methoden auszuwählen und diese einzusetzen, um auf eine spezifische Problemstellung seines Klienten optimal zu reagieren. Ein ›guter‹ Therapeut muß mit anderen Worten über ein breites und gut reflektiertes Methodenwissen und Methodenkönnen verfügen. Dazu gehört nicht zuletzt auch, über die Grenzen des eigenen Kompetenzbereiches gut Bescheid zu wissen.

Entsprechend klärt sich dann so mancher Unterschied in der Wirksamkeit verschiedener Hilfsangebote auf. Der Unterschied liegt oft nicht in der verwendeten Gesprächstechnik oder Gesprächsform, sondern darin, daß ein hilfreicher Kommunikator über verschiedene Techniken verfügt und in der Lage ist aufgrund seiner Reflexion der Anforderungssituation methodisch die hier am besten passende Alternative auszuwählen. Dies bedeutet nicht zwangsläufig, daß nichtprofessionelle Helfer nicht ebenso erfolgreich sein können wie professionelle Helfer: Häufig verfügt zum Beispiel der nichtprofessionelle Helfer über eine bessere weil persönlichere Kenntnis des Gesprächspartners.

Ob aber das persönliche Wissen in einem Gespräch sich als hilfreich erweist, wird auch in diesem Falle davon abhängen, wie weit der Gesprächsführende in der Lage ist, die »passende« Gesprächstechnik jeweils passend und kompetent auszuwählen. Gute Gesprächsführer sollten daher über eine möglichst breite Palette unterschiedlicher Gesprächsformen verfügen sowie über die Fähigkeit, aufgrund ihrer unmittelbaren Wahrnehmung des Gesprächspartners die passende Interaktionsform auszuwählen. Welches sind nun die entscheidenden *Wirkfaktoren*, die ein hilfreiches Gespräch kenn-

²⁰ K. Grawe, R. Donati, F. Bernauer, Psychotherapie im Wandel (Göttingen ³1994).

zeichnen? Nach Grawe spielen in allen hilfreichen Therapiekontakten eine Rolle:

1. *positive Unterstützung* des Klienten, der Klientin (*Ressourcenaktivierung*), die darauf abzielt, Klienten auch ihre positiven Seiten und Stärken erfahren zu lassen;
2. *reale Erfahrung*, das heißt das konkrete Erfahren von Veränderung im Leben eines Klienten, in dem dieser sich zum Beispiel anders verhält;
3. *aktive Hilfe* zur Problembewältigung, damit Klienten ein neues Können verfügbar wird;
4. *Klärungsarbeit*, mittels derer Klienten die Bedeutung ihres Verhaltens besser verstehen und Einblick auch in die unbewußten Anteile erhalten.

Übersetzt man die vier Wirkfaktoren in das *Handlungsfeld der Seelsorge*, könnte dies konkret bedeuten: Positive Unterstützung des Gesprächspartners zum Beispiel bei Krankenbesuchen, bei Kriseninterventionen und überhaupt bei Gesprächen, die scheinbar von Ausweglosigkeit, Mutlosigkeit oder Hilflosigkeit geprägt sind. Hier kann S je nach konkreter Situation direkt oder indirekt S der oder die Seelsorgerin die Botschaft des Angenommenseins des Menschen durch Gott vermitteln, kann spüren lassen, daß der Mensch Teil hat am Heil Gottes.

Das Prinzip der realen Erfahrung wird lebendig bei vielen Möglichkeiten der Gemeindegemeinschaft: Dazu gehört das Schaffen von konkreten Erfahrungs- und Erlebnisräumen, in denen die Beteiligten sich anders erleben können, als sie es sonst in ihrem Alltag gewohnt sind, und sich in neuen oder anderen Rollen ausprobieren können. Zurückgezogene Menschen können zum Beispiel erleben, daß sie gebraucht werden, Verzweifelte, daß sie wichtig sind. Aktive Hilfe zur Problembewältigung zeigt sich in der handlungsorientierten Seelsorge, die konkrete Hilfsangebote für Menschen in Not bietet: Unterstützung von Hilflosen (Asylbewerber, Katastrophenopfern, Drogenabhängige, Behinderte), Einrichtung von Gesprächskreisen für Alleinerziehende, Vermittlung von Wissen über konkrete Hilfsangebote.

Die Klärungsarbeit wird lebendig in den vielleicht auch manchmal provozierenden Anfragen an das Ethos des eigenen wie des fremden Handelns, in den Formulierungen, Um-Formulierungen und Neu-Formulierungen der persönlichen Antworten zu den Fragen über Sinn und Bedeutung des eigenen Handelns in der Frage nach der Begründung des eigenen Menschsein, des Woher und des Wohin und des Warum.

Wie diese *Wirkprinzipien in den einzelnen Lernphasen* konkret werden, zeigen folgende Beispiele:

Die Ressourcenaktivierung steht im Hintergrund beim Erlernen der Einstellung »positive Wertschätzung« gegenüber Gesprächspartnern (S I), beim Anwenden der Gesprächselemente der nondirektiven Beratung (S I), den Techniken zum Aufbau von Rapport (S II), der lösungsorientierten Beratung mit ihrer Zielorientierung und den Fragen nach Ressourcen und Ausnahmen (S IV).

Das Prinzip der realen Erfahrung zeigt sich vor allem im tutoriellen Aufbau des Trainings: In den einzelnen Phasen wird nicht nur über Vertrauensbildung und Beziehungsaufbau gesprochen, sondern Beziehungen werden in der Kleingruppenarbeit lebendig (S I bis S IV), es wird nicht nur über Formen der Gruppenleitung gesprochen, sondern Gruppen werden aktiv geleitet (S III, S IV), es wird nicht nur über Beratung gesprochen, sondern es wird eine Beratung praktisch durchgeführt (S IV).

Die aktive Hilfe zur Problembewältigung wird lebendig in den Kompaktphasen von S III und S IV mit ihren Bestandteilen aus Konfliktlösetraining, Techniken zur Planung und Durchführung von Gruppenprogrammen und in den vorbereitenden und nachbereitenden Supervisionen welche die Ausbildungsphasen begleiten.

Klärungsarbeit wird zum Beispiel gelernt mit den Gesprächstechniken des »konkretisierenden Nachfragens« (S II), des »Reframings« (S IV) sowie den Techniken »Disput irrationaler Gedanken« und (S IV), »zirkuläres Fragen« (S IV).

In den folgenden Kapiteln sollen nun die einzelnen Ausbildungsphasen näher beschrieben werden.

4. DIE VIER LERNSTUFEN DER SEELSORGLICHEN GESPRÄCHSAUSBILDUNG

a. Verlaufsorientierte Gesprächsführung (S I) (Mark Reuter und Stephan Teuber)

1. Ziel:

Ziel der ersten Stufe (S I) ist es, das praktizierte Gesprächsverhalten zu optimieren, indem jeder Teilnehmer sich über die eigene Haltung im Gespräch bewußter wird. Die vermittelten Techniken stellen kein fertiges »Rezeptbuch« zur Gesprächsführung dar, sondern sind als Ausdrucksmöglichkeiten der eigenen Einstellung im Gespräch zu verstehen.

2. Inhalte:

- S Aktives Zuhören und Verstehen gegenüber dem beziehungsweise der Gesprächspartnerin.
- S Ansprechen von Gefühlen sowie bewußter und unbewußter Wünsche beim Gesprächspartner.
- S Umgang mit Gesprächspartnern, die ihren Emotionen freien Lauf lassen oder aber sich völlig davon abgeschnitten haben.
- S Einfache Fragen, um bei Gesprächspartnern neue Gedanken zu entwickeln.
- S Selbstwahrnehmung im Gesprächsverlauf (Einfluß eigener Ängste, unrealistischer Selbsterwartungen und Assoziationen).

3. Methodik:

Stufe I geht nach einem *Dreischritt-Modell* vor. Ausgangspunkt bildet die Analyse des Gesprächsverhaltens anhand einer Videoaufzeichnung (*Erstgespräch*). Die Teilnehmer werden sich dabei ihres *Ist-Zustandes* bewußt und können daraus selbständig Veränderungswünsche (*Lernziele*) entwickeln. Ab dem zweiten und dritten Wochenende können neue Möglichkeiten des Gesprächsverhaltens kennengelernt und ausprobiert werden. Ergänzt wird dieser Teil durch praktische Übungen zur Erweiterung und Abrundung des Sprach- und Handlungsrepertoires. Den Abschluß bildet am vierten Wochenende eine erneute Analyse des nun bewußteren Gesprächsverhaltens, ebenfalls anhand einer Videoaufzeichnung (*Zweitgespräch*). Alle haben dadurch die Möglichkeit, ihre Lernfortschritte zu beobachten und zu überprüfen. Geleitet wird die erste Phase der Ausbildung durch Teilnehmer der Stufe III.

4. Durchführungsbedingungen:

Pro Semester können bis zu 30 Studierende an 4 Wochenenden im Semester (jeweils Freitag und Samstag = 72 Semesterwochenstunden) teilnehmen. Die Teilnehmer werden in 4–5 Gruppen aufgeteilt; jeweils 6 Teilnehmende werden von je einem Tutorenpaar betreut. Zu Beginn des ersten Wochenendes findet ein Eingangsplenum statt, am Ende des vierten Wochenendes ein Abschlußplenum. Während das Eingangsplenum sehr kurz gehalten ist und vor allem für organisatorische Fragen zuständig ist (z. B. Auslosung der Teilnehmenden, wenn mehr Interessenten als Teilnehmerplätze vorhanden sind), dient das Abschlußplenum der gemeinsamen Diskussion von Fragen, die in den einzelnen Lerngruppen aufgetaucht sind.

1) Die erste Kompaktphase

Eröffnung und Abschluß der ersten Seminarstufe finden im Plenum statt. Hauptaufgabe des *Einstiegsplenums* ist die Einführung in die Idee, die globalen Lernziele und das Programm der Seelsorglichen Gesprächsausbildung. Gleichzeitig vermittelt es einen ersten Überblick über die vier Seminarstufen. Die Tutorenteams werden vorgestellt; und schließlich gilt es, den definitiven Teilnehmerkreis festzustellen. Dies geschieht in einem Losverfahren, da in der Regel nicht alle Interessenten aufgenommen werden können. Danach werden die Ausgelosten aufgefordert, sich einem der Tutorenteams zuzuordnen und sich mit ihren Tutoren in die Seminarräume zu begeben. Jede Trainingsgruppe setzt sich aus einem Tutorenpaar und sechs Teilnehmenden zusammen.

1. KURSTAG: Da die Teilnehmer sich in der Regel kaum kennen, stellt das *gegenseitige Kennenlernen* in der neugebildeten Achtergruppe (zwei Tutoren, sechs Teilnehmende) die erste wichtige Aufgabe dar. Die für universitäre Verhältnisse ungewohnte Seminarsituation verunsichert die Teilnehmer und Teilnehmerinnen zusätzlich. Hier gilt es, über ein rasches Kennenlernen erste Vertrautheit und damit Sicherheit für alle zu schaffen. Der Prozeß des Kennenlernens selbst stellt die Teilnehmer und Teilnehmerinnen vor zwei gegenläufige Probleme. Einerseits: Wird der Phase des Kennenlernens nicht genügend Beachtung geschenkt, erschwert dies den Auf-

bau von Offenheit und Vertrauen unter den Gruppenmitgliedern. Offenheit und Vertrauen sind jedoch für ein erfahrungsbezogenes Lernen unabdingbar. Wird doch den Teilnehmenden zugemutet, von gewohnten Gesprächs-Mustern abzurücken, Alternativen für sich zu finden und auszuprobieren, die zunächst neu und unvertraut sind. Hier gilt es allen zunächst ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln, daß ihr neues Verhalten lebbar ist und von den anderen akzeptiert und mitgetragen wird. Dabei darf sich ihr alternatives Verhalten nicht auf die intellektuelle Einsicht beschränken, sondern muß die Person in ihrer Ganzheit aus Gefühl, Intellekt und Verhalten erfassen. Kurz: Offenheit und Vertrauen stehen am Beginn jeder Kommunikation. Und was zu Beginn der Gruppe erfahrbar wird, hat nicht nur Bedeutung für die Frage, »wie« gelernt wird, sondern auch für die Frage, »was« eine Kommunikation zu Beginn kennzeichnet.

Andererseits: Wird das Kennenlernen überbetont, kann es für einzelne schnell zu »dicht« werden, und die Bestimmung darüber, wie eng sie den Kontakt mit einer anderen Person haben möchte, gelingt nicht. Die Voraussetzung absoluter und grenzenloser Offenheit kann die Kommunikation genauso stören wie ein Mangel an Vertrautheit. Jeder Mensch muß das Recht haben, selbst zu bestimmen, wo er seine Grenzen zieht. Deshalb ist es wichtig, daß die Teilnehmer sich in aller Freiheit entscheiden können, wie eng sie die Grenzen ziehen möchten und wie sie dies erreichen können.

Das Kennenlernen fördern wir etwa durch einen kleinen Stehempfang, Partnerinterviews oder durch ein Interaktionsspiel. Danach lassen sich persönliche Erwartungen und Befürchtungen leichter äußern. Dies ist sehr wichtig, denn: Werden Erwartungen und Befürchtungen nicht rechtzeitig thematisiert, besteht Gefahr, daß sie sich zu Störgrößen entwickeln, die den Lern- und Gruppenprozeß behindern. Für die Teamleiter ist es nicht weniger wichtig, die Gedanken und Gefühle der Gruppenmitglieder zu kennen, um Befürchtungen als Warnsignale rechtzeitig wahrzunehmen, vorhandene Erwartungen in ihre Planung zu integrieren und das Programm zu optimieren. Auch diese Klärung läßt sich durch ein spielerisches Element, wie etwa das folgende, unterstützen:

»Ich möchte Euch eine nonverbale Übung vorschlagen, bei der Ihr Eure Erwartungen und Befürchtungen im Blick auf unser gemeinsames Arbeiten formulieren könnt. Dazu habe ich ein großes Blatt Papier vorbereitet. Auf der einen Seite habe ich eine Sonne hingemalt, auf der anderen eine Regenwolke. Die Sonne symbolisiert Erwartungen und Hoffnungen, die Ihr mit unseren gemeinsamen Kurstagen verbindet, die Regenwolke stellt Eure Befürchtungen dar. Bitte nehmt jetzt einen Stift und schreibt S ohne zu sprechen S in die Ecke mit der Sonne Eure Erwartungen, das heißt, wie Ihr möchtet, daß unser gemeinsames Arbeiten ablaufen soll, und in die Ecke mit der Regenwolke Eure Gedanken, wie das Arbeiten nicht ablaufen soll. Habt Ihr noch Fragen...? Dann fangt bitte jetzt an.«

Immer wieder zeigen sich in den Kursen ähnliche Erwartungen und Befürchtungen: zum Beispiel die Befürchtung, den roten Faden zu verlieren oder zu angestrengt lernen zu müssen. Solchen Problemen läßt sich gegensteuern, indem die Leiter etwa:

- S nach jeder Pause, zum Beispiel nach dem Mittagessen, kurz zusammenfassen, wo im Verlauf des Programms sich die Gruppe gerade befindet;
- S zu Beginn eines jeden Tages einen »Überblick« über den weiteren Verlauf geben;
- S durch Spiele, ein gemeinsames Mittagessen, Necken und ähnliches eine unkomplizierte Gruppenatmosphäre schaffen;
- S in den Gesprächsanalysen mehrere Möglichkeiten formulieren, die als Angebote zum Ausprobieren verstanden werden sollen, nicht als »muß« oder Leistungsdruck »wie man es richtig macht«.

Selbstverständlich ist der Prozeß des Kennenlernens mit einigen Übungen am ersten Kurstag nicht erledigt. Vielmehr handelt es sich beim Kennenlernen um ein immer weiter fortlaufendes Geschehen, welches sich tatsächlich durch das ganze Ausbildungsprogramm hindurchzieht.

Wichtigste Grundlage für die Arbeit auf der Stufe I bildet das Konzept der Themenzentrierten Interaktion (TZI) nach Ruth Cohn. Um einen gemeinsamen Wissensstand zu erreichen, erhalten alle mit Hilfe eines Übersichtsblattes zunächst eine kurze Einführung in

die TZI. Es stellt in kurzen Merksätzen die Grundannahmen, das Ziel, die Postulate sowie die Hauptregeln der TZI vor.

Zusätzlich wird ein gemeinsamer Vertrag über das »Gruppengeheimnis« geschlossen. Diese Grundregel der Zusammenarbeit in Gruppen mit Selbsterfahrungsanteilen hat zum Inhalt, daß kein Gruppenmitglied an Personen außerhalb der Gruppe Informationen weitergibt.

Wir geben anschließend einen Überblick über das Gesamtprogramm der Stufe I und die vier Kompaktphasen und leiten dann zu einer detaillierteren Vorausschau auf die nächsten eineinhalb Tage über:

»Unsere wichtigste Aufgabe wird in den folgenden Tagen darin bestehen, uns in unserem jetzigen Gesprächsverhalten selbst zu erleben und diese Gesprächserfahrung gemeinsam auszuwerten. Ihr könnt auf diese Weise unmittelbar einen Eindruck gewinnen, wo Eure Stärken und Schwächen liegen, und dann ganz gezielt an Eurem Verhalten arbeiten. Dazu werden wir die Gespräche auf Video aufzeichnen. In der vierten Kursphase werden wir diese Prozedur wiederholen. Auf diese Weise könnt Ihr Eure eigenen Lernfortschritte überprüfen.«

Für die *Überprüfung des aktuellen Gesprächsverhaltens* ist der Einsatz der Videokamera von besonderer Bedeutung. Eine *Videoaufzeichnung* ermöglicht, ein Gespräch ohne persönlich anwesende Beobachter zu führen, was der Situation in der Realität sehr nahe kommt. Außerdem ermöglicht die Bandaufzeichnung eine gründliche Analyse sowohl des verbalen als auch des nonverbalen Gesprächsverhaltens. Wichtige Sequenzen können wiederholt betrachtet werden. Allerdings gilt es darauf zu achten, daß die Qualität des Gesprächsverhaltens nicht durch eine gewisse Scheu oder Angst vor der Tatsache der Aufzeichnung beziehungsweise der Videokamera negativ beeinflusst wird. Manche Teilnehmer neigen dazu, sich während der Aufzeichnung zu verkrampfen, und zeigen dann oft statt ihres alltäglichen ein künstliches Gesprächsverhalten. Der spielerische Umgang mit der Videokamera kann hier helfen, solche störenden Hemmungen vor der Kamera abzulegen, indem etwa folgende Szene vorgeschlagen und aufgenommen wird:

»Stellt Euch vor, Ihr seid im Zoo, wo es viele verschiedene Tiere gibt. Eine von Euch macht ein Tier vor, und die anderen machen dieses Tier einfach nach. Wer will anfangen?«

Haben sich alle ausreichend an die Videokamera gewöhnt, können die Erstgespräche aufgezeichnet werden. Stufe I folgt dabei methodisch einem »Dreischritt«-Modell: Ist-Zustand I S Üben S Ist-Zustand II. Die Analyse des eigenen Gesprächsverhaltens anhand des aufgezeichneten »Erstgesprächs« bildet hier den ersten wichtigen Schritt. Das heißt: Ziel der ersten Aufzeichnung ist es, den *augenblicklich vorhandenen Stand* im Gesprächsverhalten dokumentarisch zu erfassen. Bei der späteren Betrachtung der Aufnahmen können sich die »Akteure« ihres eigenen »Ist-Zustandes« in der Gesprächsführung dann kritisch bewußt werden. Die vorgegebene Situation ist die eines Zweiergesprächs mit beratendem Charakter. Ein Gruppenmitglied übernimmt jeweils den beratenden Part, das andere den der Ratsuchenden. Das Thema wählen die »Ratsuchenden« aus ihrem konkreten (studentischen) Lebenshorizont. Die Dauer der Gespräche beträgt etwa 20 Minuten, danach werden die Rollen getauscht.

Nach der Videoaufzeichnung werden zunächst die sogenannten *Feedback-Regeln*²¹ als sinnvolle Art und Weise, durch gegenseitige Rückmeldung gemeinsam zu lernen, vorgestellt. Wichtig ist, daß die Feedback-Regeln erst nach der Aufzeichnung des Erstgesprächs besprochen werden, um eine Vermischung der Gesprächsregeln für Kritik mit dem Gesprächsverhalten in einer Beratungssituation zu verhindern. Die Feedback-Regeln sollten aber vor der Auswertung der Erstgespräche gelernt werden, denn sie dienen dazu, auf konstruktive Weise Kritik zu äußern. Das bedeutet: Kritik muß einen konkreten Sachbezug aufweisen und soll nicht psychologisieren, indem sie »Persönlichkeitseigenschaften« mutmaßt, die vielleicht gar nicht vorhanden sind oder gar die Gefühle der anderen verletzen. Zudem sollen die Feedback-Regeln die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erleben lassen, daß die Gespräche zum Teil sehr unter-

²¹ Die Feedback-Regeln sind angelehnt an *L. Schwäbisch, M. Siems, Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher* (Reinbek/Hamburg 1974) 68–71.

schiedlich wahrgenommen werden und es nicht »das richtige« Gesprächsverhalten für eine bestimmte Situation gibt.

Damit ist der nächste Schritt vorerst theoretisch vorbereitet: die gemeinsame *Analyse der Videoaufzeichnungen*. Bei der Analyse der Videos stehen die Dialoganteile der »beratenden« Personen jeweils im Vordergrund. Jede ihrer »Äußerungen« wird dabei genau auf ihre Wirkung auf den Gesprächspartner hin überprüft. Dazu stoppen die Trainer anfangs nach jeder verbalen und nonverbalen Äußerung das Videoband und erfragen die Wirkung. Dieses Verfahren ermöglicht, daß auch kleinere Äußerungseinheiten berücksichtigt werden können. Mit Fortschreiten der Analyse verlängern sich auch die Sequenzen zwischen den einzelnen Stops. Während der Analyse wird die Gruppe von den Tutoren immer wieder aufgefordert, konkrete Handlungsalternativen zu den eben gehörten und gesehenen beratenden Äußerungen zu formulieren. Wir verfolgen vor allem zwei Ziele: Zum einen bekommen die Beobachteten Gelegenheit, alternative Formulierungsmuster für ihren Gebrauch zu überprüfen, zum anderen hat es auf sie oft eine entlastende Wirkung, wenn auch die anderen selbst nach längerem Nachdenken keine passenden Alternativen beitragen können.

Im Anschluß an die Videoanalysen werden *individuelle Lernziele* unter den Rubriken »beibehalten« oder »verändern« erarbeitet. Sie sollen im gesamten Kurs präsent bleiben und in der Zweit-Analyse anläßlich der letzten Kompaktphase überprüfbar sein. Oft stellt die Formulierung der Lernziele für die Tutoren selbst einen Prüfstein dar. Da das bisher praktizierte Gesprächsverhalten nun oft als störend erkannt wird und förderndes Verhalten von seiten der anderen häufig nur auf der nonverbalen Ebene wahrgenommen wird, sind die Gruppenmitglieder, deren Videosequenz gerade besprochen wird, verunsichert. Aus dieser Verunsicherung heraus entstehen erste Versuche, nun die Tutoren »auszutesten«. Deutlich erkennbar wird dies zum Beispiel am »Kampf« um die schriftliche Ausformulierung der Lernziele, auf die die Tutoren aus methodischen Gründen drängen.

Nach ein oder maximal zwei Videoanalysen wird der erste Kurs-tag mit dem individuellen Ausfüllen eines Gruppentagebuches und

einem Abschluß-*Blitzlicht*, das allen Gelegenheit bietet, ihre momentane Stimmungslage in einem Satz zu äußern, beendet. Das ausgefüllte *Gruppentagebuch* dient dem Tutorenpaar dazu, Rückmeldung über den Tagesverlauf zu bekommen. Es bleibt anonym. Die abschließende Blitzlichtrunde stellt ein Instrument der Einzel-diagnose dar und thematisiert die Frage: Wie verläßt der Einzelne den Trainingstag? Das Wissen um die Stimmung am Ende eines Tages hat sich als wertvoll für die exakte Abstimmung des folgenden Tages erwiesen. Es gibt aber auch allen Gruppenmitgliedern die Möglichkeit, sich jetzt einen Gesamteindruck vom momentanen Gruppenzustand zu machen. Das Ausfüllen des Gruppentagebuchs und die abschließende Blitzlichtrunde stellen sozusagen das Abschlußritual eines jeden Seminartages in S I dar.

2. KURSTAG::Der zweite Tag beginnt, wie jeder weitere Tag, im Rahmen von S I mit einer Blitzlichtrunde und dem Vorlesen der Gruppentagebücher. Jeder Teilnehmer nimmt sich das Gruppentagebuch eines anderen Gruppenmitglieds vom Stapel und liest es vor. Aus den Eintragungen der einzelnen zur Befindlichkeit S es geht dabei sowohl um die individuelle Befindlichkeit als auch um die Integration in die Gesamtgruppe S wird anschließend ein gemeinsames Plakat erstellt, das diesen mündlich ausgetauschten Zustand visualisiert. In der daran anschließenden ›*Reste-Runde*‹ besteht die Möglichkeit, alles, was Einzelnen jetzt noch ›quer im Hal-se steckt‹, anzusprechen. In dieser Runde können Eindrücke vom vergangenen Tag oder Fragen, die zwischen dem Seminarende am Freitag abend und dem Einstieg am Samstag morgen aktuell geworden sind, angesprochen und geklärt werden. Die *Resterunde* hat die Funktion, Unklarheiten oder Konflikte zur Sprache zu bringen und zu bereinigen, um eine möglichst störungsfreie Zusammenarbeit der Gruppe zu gewährleisten.²²

²² Die Resterunde gibt Raum für Störungen, die dort bereinigt werden können. Vgl. hierzu auch Ruth Cohn's Postulat »Störungen haben Vorrang«. R. C. Cohn, Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion (Stuttgart 1975).

Am zweiten Tag nimmt die Analyse der restlichen Videoaufzeichnungen einen breiten Raum ein. Da bei den Analysen erfahrungsgemäß immer wieder die Gretchenfrage auftaucht, wer denn jetzt nun eigentlich die Verhältnisse richtig sieht, wird als Einstieg das Thema ›*Bildbeschreibung*‹ gewählt. Es hat zwei Funktionen. Zum einen dient es der Schulung der exakten Beschreibung von Vorstellungswelten und der Erfahrung von eklatanten Unterschieden, wie sie zwischen den individuellen Vorstellungswelten zweier Kommunikationspartner bestehen. Zum anderen stellt die Übung »Bildbeschreibung« ein weiteres Element des Miteinander-Vertraut-Werdens dar:

Tutorin: »Die folgende Übung soll zur Schulung der Wahrnehmung als eines wesentlichen Bestandteils der Gesprächsführung dienen. Bitte findet Euch in Paaren zusammen. Person A erhält von mir ein Bild und hat nun die Aufgabe, Person B dieses Bild, das diese noch nicht gesehen hat, möglichst präzise zu beschreiben. Ihr habt dazu zehn Minuten Zeit. Danach kann Person B das Bild anschauen, und Ihr könnt Euch kurz austauschen. Nach insgesamt 15 Minuten wechselt bitte die Rollen. Person B beschreibt nun ihr Bild Person A. Ich gehe nachher herum und sage Euch, wann es Zeit zum Rollenwechsel ist. Sind zu der Übung noch Fragen? Wenn nicht, dann fangt bitte jetzt an.«

Es wird deutlich, wie schwierig es für die einzelnen ist, gerade Stimmungen auf den Bildern so zu schildern, daß ihre Zuhörer und Zuhörerinnen sie überhaupt verstehen können, oder, wie schwierig es ist, mit der Vorstellungswelt einer anderen Person einigermaßen vertraut zu werden.

In der Folge gestaltet sich der Tag im lockeren Wechsel zwischen Videoanalysen und Übungen zur Auflockerung und Aktivierung der Gruppe bei der doch recht einseitigen und anstrengenden Inanspruchnahme durch das Medium Video.

Mit der *Formulierung der Lernziele* ist der Abschluß der ersten wichtigen Phase im didaktischen Aufbau des Kurses erreicht. Um den Brückenschlag zu ermöglichen von der Definition dessen, was gelernt werden soll, zum Erleben, daß dies nun auch tatsächlich angepackt wird, setzen wir die Arbeit unmittelbar nach Abschluß

der persönlichen Lernzielbestimmung mit der ersten fertigungsorientierten Übungsphase fort. Sie soll gleichzeitig auf das zweite Wochenende vorbereiten. Da ja nur begrenzte Zeit zur Verfügung steht, bedeutet dies, daß die *erste Übungsphase* folgende Kriterien erfüllen muß:

- S Sie muß eine Übungsphase sein, die sich einsichtig aus den Gesprächsanalysen ableitet und in einem konkreten Bezug zum beobachteten Gesprächsverhalten steht, damit sie auch in der Phase bis zur nächsten Übungseinheit geübt werden kann (»Brückenfunktion«).
- S Sie muß eine Übungsphase sein, die jetzt zufriedenstellend durchgeführt werden kann, zugleich aber in der darauffolgenden Phase vertieft und ausgeweitet werden kann (»Einstiegsfunktion«).
- S Sie muß die zunehmende Ermüdung der Gruppe berücksichtigen.

Nach unserer Erfahrung erfüllt eine »verbale Übung zur Zusammenfassung/Paraphrase eines Sachinhaltes« (bekannt auch als »Kontrollierter Dialog«) am besten diese drei Kriterien. Folgende Instruktion wird gegeben:

»Ich möchte Euch folgende Übung vorschlagen: Eine Teilnehmerin aus unserem Kreis erzählt eine kurze Erlebnis-Sequenz, die sie vor kurzem hatte. Die anderen paraphrasieren das Gesagte. Eine Paraphrase gibt eine kurze pointierte Zusammenfassung des Gehörten mit eigenen Worten, die in ihrer Wirkung wiederum von der Erzählerin überprüft und korrigiert wird. Gebt Euch bitte gegenseitig Rückmeldung über das, was die Paraphrasen in Euch auslösen.«

Nach drei Durchgängen wird die Übung folgendermaßen verändert:

»Ich möchte Euch nun bitten, in Paare zusammenzugehen und Euch über ein frei gewähltes Thema zu unterhalten. Bei diesem Gespräch beachtet bitte folgende Regel: Bevor Ihr antwortet, faßt Ihr das Gehörte möglichst sinngetreu mit eigenen Worten zusammen. Habt Ihr noch Fragen? Bitte fangt jetzt an.«

Der Kurstag endet mit einem Ausblick auf die zweite Kompaktphase, dem Ausfüllen des Gruppentagebuchs und einem Blitzlicht.

2) Die zweite Kompaktphase

3. KURSTAG::Zu Beginn einer jeden Kompaktphase steht die Gruppe vor der Aufgabe, sich für diese Tage wieder neu zu finden. Eine Reihe von Elementen soll diesen Prozeß fördern: der Einstiegsblitz, das Vorlesen der Gruppentagebücher der vorhergegangenen Kompaktphase, die »Reste-Runde«, welche Gelegenheit gibt, ungelöste Fragen zu früheren Kompaktphasen wieder anzusprechen. Als inhaltlicher Einstieg in die zweite Kompaktphase bietet sich die Erinnerung an die Arbeitsergebnisse der ersten Kompaktphase in Form einer geleiteten »Entspannungsreise« an.²³

Wichtig ist dabei, nicht nur an bereits erarbeitete Inhalte anzuknüpfen, sondern den Gruppenmitgliedern gleichzeitig die Möglichkeit zu geben, an das emotionale Geschehen der ersten Kompaktphase wieder anzuknüpfen. So können sie den erreichten Grad der Vertrautheit für die zweite Kompaktphase nutzen. Schließlich kann anhand des sogenannten »Eisberg-Modells« thematisch in das Gebiet der Kommunikation eingeführt werden. Dabei können die kommunikationspsychologischen Begriffe »Paraphrasieren«, »Verbalisieren emotionaler Erlebnisinhalte (VEE)«, »Verbalisieren von Wunschgehalten (VWG)«, »Fragen«, »Assoziationen« vorläufig geklärt werden.

»Der Prozeß der Kommunikation kann mit der Begegnung zweier Eisberge verglichen werden. Das eine Neuntel des Eisbergs, das oberhalb der Wasseroberfläche sichtbar ist, steht für den Sachinhalt, über den gerade kommuniziert wird. Acht Neuntel aber der Kommunikation sind beim Sachinhalt nicht sichtbar. Hier ist zum Beispiel an Gefühle, Wünsche, Assoziationen, die beim Sachthema mitschwingen, und ähnliches zu denken. Soll Kommunikation gelingen, dann ist es wichtig, auch diese acht Neuntel innerhalb der Kommunikation zu beachten, wie es für Schiffe wichtig ist, nicht nur auf den sichtbaren Teil eines Eisbergs zu achten, sondern auch die Masse des Eisberges unterhalb der Wasseroberfläche richtig einzuschätzen. Die in diesem Kurs vermittelten Ge-

²³ Vgl. z. B. *J. O. Stevens*, Die Kunst der Wahrnehmung. Übungen der Gestalt-Therapie (München ³1977).

sprachsführungstechniken stellen eine Hilfestellung dar, wie auf die Anteile in der Kommunikation reagiert werden kann, die sich nicht explizit auf den Sachinhalt beziehen.«

Zunächst wird die Übung zum Erlernen des Paraphrasierens kurz wiederholt, um von diesem Einstieg her nun die Teilnehmer in die Technik »*Verbalisieren emotionaler Erlebnisinhalte*«, kurz »VEE« genannt, einzuführen. Sie stellt im Vergleich zur reinen Paraphrase eine intensivere Stufe der Problemannäherung und -klärung dar. Die Struktur der Übung für diese Kommunikationsform ist gleich wie bei der Übung zum Erlernen des Paraphrasierens.

Häufig zeigen sich nach dieser Übung große Unsicherheiten bezüglich der Unterscheidung von Paraphrase und VEE. Der Grund ist: In manchen geäußerten Erlebnissequenzen werden Gefühle bereits explizit ausgesprochen, die von den Zuhörern dann paraphrasiert werden, während andere vermutete Gefühle beim Erzähler zu beschreiben versuchen.

Oft erkennen aber weder die Erzähler noch die Beobachter den Unterschied zwischen ausgesprochenen und vermuteten Gefühlen. Dies verdeutlicht, daß es zur Verständigung nicht ausreicht, nur Gefühle anzusprechen. Die Gruppenmitglieder erfahren: Eine Paraphrase kann manchmal hilfreicher sein. Zumal wenn der Gesprächspartner im Gespräch noch auf Distanz zu seinem Gegenüber bleiben möchte.

Nach der Einführung von Paraphrase und VEE wird als drittes Instrument der Gesprächsführung das Ansprechen von Wünschen in Form der *Verbalisierung von Wunschgehalten*, kurz »VWG«, vorgestellt. Da das Klären von Wünschen bereits stark in Richtung Problemlösung zielt, bildet es normalerweise erst in einem fortgeschrittenen Beratungsgespräch einen Schwerpunkt. Deshalb steht das Ansprechen von Wünschen auch sinnvollerweise erst jetzt auf dem Programm. Die Übungsstruktur verläuft parallel zum Erlernen von Paraphrase und dem VEE.

Nachdem an diesem Tag relativ viel neuer Stoff vermittelt wurde, bietet sich eine geleitete Entspannung zum Ausklang an. Der Tag endet wieder mit dem abschließenden Ritual.

4. KURSTAG: An diesem Kurstag bildet das Aufarbeiten des theoretischen Hintergrunds das zentrale Thema. Erfahrungsgemäß spielen hier das Menschenbild hinter dem Trainingsmodell, praktische Beispiele aus der Seelsorge und der Umgang mit schwierigen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern die Hauptrolle. Für den Basiskurs beziehen wir uns dabei vor allem auf Schulz von Thun²⁴ und Carl Rogers²⁵.

Zur theoretischen Auseinandersetzung gehört auch, daß die Teilnehmer zusätzlich in der Zeit zwischen der zweiten und der dritten Kompaktphase eine Hausaufgabe erledigen. Sie sollen individuell ein fünfzigminütiges Beratungsgespräch führen, von den ersten 10–20 Minuten dann eine wörtliche Nachschrift erstellen und sowohl die Gesprächsaufzeichnung (Audiocassette) als auch die Abschrift zur dritten Kompaktphase mitbringen. Wichtig ist, daß jetzt die Gesprächsbeiträge der ›beratenden‹ Person nach den erlernten Gesprächstechniken kategorisiert werden.

Da ein didaktisch gut aufgebauter Seminartag vom Wechsel zwischen eher rezeptiven und stärker aktiven Phasen lebt, werden auch an diesem Kurstag verschiedene praktische Übungen durchgeführt, etwa eine Übungseinheit zum Umgang mit Assoziationen (z. B. die Übung: Alter-Ego). Da Assoziationen unser Gespräch und die unvoreingenommene Wahrnehmung des Gegenübers stark beeinflussen können, sollen diese durch Assoziationen ausgelösten Prozesse bewußt gemacht werden. Folgende Anweisung wird gegeben:

»Zwei von Euch diskutieren jetzt über das kontroverse Thema ›Tempo 30 in Tübingen generell? Ja oder Nein?«. Um die Bedeutung von eigenen Assoziationen bewußt zu machen, bekommen diese zwei Personen (Ego) je eine andere Person (Alter-Ego) hinter sich gestellt. Das Alter-Ego hat die Aufgabe, während des Gespräches möglichst viele Assoziationen zu formulieren und sein Ego zu beeinflussen. Die Egos und Alter-Egos können im Verlauf der Übung getauscht werden. Nach ca. 20 Minuten brechen wir die Übung ab. Wer will Ego sein? Wer will Alter-Ego sein?«

²⁴ Vgl. sein bereits erwähntes Buch »Miteinander reden«.

²⁵ Zum Thema vgl. C. R. Rogers, Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie (Frankfurt 1983); Ders., Die nicht-direktive Beratung (München 1972).

In der Regel wird in der anschließenden Auswertungsrunde die Rolle der Assoziationen der »beratenden« Person sehr deutlich. Es ist schwierig, Assoziationen einfach zu verdrängen, besser ist es, sie bewußt wahr- und anzunehmen. Auch wenn Assoziationen nicht akzeptiert werden, beeinflussen sie unser Verhalten.

Die individuellen Ausdrucksmöglichkeiten weiter auszubauen ist mit der Übung Synonym-Antonym-Bild intendiert. Hierbei geht es um eine Übung zur Sprachschatzerweiterung.

1. Runde: »Einer aus unserem Kreis sagt ein Wort, die anderen überlegen sich ein Synonym, das heißt bedeutungsgleiches Wort, dazu. Wer fertig ist, signalisiert dies bitte. Wenn alle soweit sind, sagen wir der Reihe nach unsere Synonyme.«
2. Runde: »Jetzt besteht die Aufgabe darin, verneinte Antonyme (ein Antonym ist ein Wort mit gegensätzlicher Bedeutung) zu bilden.«
3. Runde: »Nun wollen wir bedeutungsgleiche Bilder formulieren.«
4. Runde: »In dieser Runde hat jeder die freie Auswahl zwischen Synonym, verneintem Antonym oder Bild.«

In jedem Gespräch, insbesondere in schwierigen Gesprächssituationen, ist es wichtig, sich entspannen zu können. Nur wenn ich selbst entspannt bin, bin ich auch in der Lage, meinem Gegenüber wirklich zuhören und beistehen zu können. Eine Möglichkeit, neben vielen anderen Methoden, stellt die Phantasiereise an einen Ort der Ruhe und der Kraft dar. Ist dieser individuelle Ort der Ruhe und Entspannung einmal gefunden, kann an diesen immer wieder in Gedanken zurückgekehrt und versucht werden, das Gefühl der Entspannung wieder zu erleben. Diese Übung hat die Funktion, den anstrengenden Kurstag mit einem entspannten Ende zu versehen.

»Es ist gut, sich auf eine Entspannung vorzubereiten, indem man eine bequeme Haltung einnimmt (...) Und man zunächst mit seiner ganzen Aufmerksamkeit alles um sich herum wahrnimmt, was da ist: der Raum mit seinem Licht, die Geräusche von draußen, daß man spürt, wo man mit seinem Rücken die Lehne berührt, wo man mit seinem Gesäß auf dem Stuhl sitzt, wie die Hände im Schoß liegen und zu spüren, daß die Oberseite der Hand etwas kühler ist als die Handinnenseite, oder auf die Stelle zu achten, wo die Ärmel des Sweat-Shirts beginnen, wo die Arme vom Stoff umschlossen sind und eine angenehme Wärme den Arm um-

hüllt. Und vielleicht spürt der eine oder andere, daß mit jedem Atemzug sich im Körper ganz allmählich S hm S eine Gelöstheit ausbreitet? Und während sich diese Gelöstheit allmählich immer mehr ausbreitet, können sich die Gedanken lösen, lösen, während sich der Körper schon gelöst hat, wohltuend ruhig, mit zunehmender Gelassenheit; sich treiben lassen, mit jedem Atemzug ein bißchen mehr vielleicht, zu gleiten, als würde man von Wasser getragen, zu schweben und den Gedanken und Empfindungen verträumt nachhängen. Wir alle kennen solch einen Zustand von innerer Ruhe, wie man ihn spüren kann, erleben kann, an anderen Orten, in anderen Situationen, Umgebungen, wo man weit von dem entfernt war, was einen immer wieder bedrückt. Ein Ort, eine Begegnung, eine Situation, in der man schon einmal war, kann so wirklich sein, kann so lebendig sein. Ein Ort der Ruhe und der Kraft, an den man schon lange nicht mehr gedacht hat. Ein Ort der Gegenwart oder als man noch ein Kind war. (...) Ihr dürft ihn jetzt wieder erleben, vielleicht sogar intensiver, als es damals war. Und wenn es schwer fällt, auf meine Stimme zu hören, ist es jederzeit möglich, sich zu lösen, und einfach das zu erleben, was gerade da ist, oder es noch tiefer wahrzunehmen. Vielleicht gelingt es einem, früher oder später, Menschen oder Dinge, die diesen Ort so besonders machen, zu sehen, Farben, Kleinigkeiten zu entdecken, die einem bis jetzt nicht mehr in den Blick kamen, oder Geräusche und Stimmen zu erleben, die an diesem Ort zu hören waren, und hat nicht jeder Ort seinen ganz besonderen Geruch? Es gibt viel zu entdecken. (...)

Und wenn ich jetzt von 3 auf 1 zurückzähle, dann möchte ich, daß Ihr Euch noch Zeit nehmt, diesen Ort der Ruhe zu genießen, ihn nachklingen laßt, um erst dann, wenn ich bei 1 bin, die Augen zu öffnen. 3 ... 2 ... 1.«

Der vierte Kurstag endet, nach einem kurzen Ausblick auf die zweite Kompaktphase, mit dem Ausfüllen des Gruppentagebuchs und einem abschließenden Blitzlicht.

3) Die dritte Kompaktphase

5. KURSTAG: Auch zu Beginn der dritten Kompaktphase muß sich die Gruppe für die kommenden Tage wieder neu zusammenfinden. Neben dem Einstieg mit Blitzlichtrunde, Vorlesen der Gruppenta-

gebücher und Reste-Runde soll hier die Übung »Faust öffnen« die erneute gegenseitige Kontaktaufnahme unterstützen. Die Übung stellt zudem eine Metapher für den Kommunikationsprozeß dar.

»Findet Euch in Paaren: A bekommt die Aufgabe, ihre/seine Hand zur Faust zu schließen, B bekommt die Aufgabe, die Hand von A zu öffnen. Bitte schließt dabei Eure Augen. Achtet besonders darauf, was die Hand braucht, die Ihr öffnen wollt. Öffnet sie in dem Maße, wie sie sich öffnen läßt.«

Der weitere Verlauf des Vormittags ist durch die Besprechung der *Hausaufgabe* in zwei Kleingruppen geprägt. Methodisch wird dabei analog zu den Analysen der Videoaufzeichnungen vorgegangen.

Am Nachmittag steht das weitere Üben der Techniken *Paraphrase*, *VEE* und *VWG* im Vordergrund. In der Regel kommt es an diesem Wochenende zu einer ausgiebigen Diskussion über das Thema »Fragen«, da bei einigen der Eindruck entstanden ist, Gesprächsführung sei vor allem eine Sache der Fragetechnik. Die folgende Übung soll nun erlebbar machen, wie weit ein Gespräch ausschließlich mit Fragen geführt werden kann.

»Nachdem wir immer wieder festgestellt haben, wie kritisch Fragen sind, wollen wir in der nächsten Übung unsere Gespräche ausschließlich mit Hilfe folgender Fragen führen:

1. Was denkst Du?
2. Was fühlst Du?
3. Was machst Du?
4. Was willst Du?
5. Was hindert Dich?

Bitte benutzt die Fragen genau in dieser Reihenfolge. Bildet zwei Gruppen, wir Trainer werden jeweils eine Gruppe begleiten.«

6. KURSTAG: Der sechste Kurstag ist, je nach Interessenlage der Gruppe, stärker der *Festigung* der bereits vorhandenen Techniken oder der *Ergänzung* des vorhandenen Repertoires gewidmet. Häufig besteht in dieser Phase auch ein erhöhter Diskussionsbedarf darüber, welche Chancen ein solcher Ansatz der Gesprächsführung bietet, wo seine Grenzen sind und wie genau er im Bereich der

- Seelsorge hilfreich zu sein vermag. Bei Bedarf werden nochmals schwierige Gesprächssituationen durchgesprochen und im Rollenspiel eingeübt. Als Themen hierfür werden unter anderem genannt:
- S Wie steigt man aus dem ›Fahrwasser‹ in einem Gespräch aus, wenn man sich unwohl fühlt (VEE, VWG)?
 - S Wie kritisiert man andere, ohne sie zurückzustoßen?
 - S Umgang mit Gefühlsausbrüchen: wie emotionale Äußerungen klären?
 - S Wie viel Freiraum lasse ich dem anderen?
 - S Wie weit lasse ich mich von der Erwartungshaltung der anderen beeinflussen: forderndes Auftreten, Machtkampf, Anschweigen?
 - S Wie gehe ich mit konkreten Ratschlägen um?
 - S Wie kann ich zu einem Problem Distanz halten oder wieder bekommen?

4) Die vierte Kompaktphase

7. KURSTAG: Wieder steht die Gruppe vor der Aufgabe, sich neu zu konstituieren. Nach dem Einstieg mit Blitzlichtrunde, Vorlesen der Gruppentagebücher und Reste-Runde wird zur Erinnerung an das Thema Blickkontakt die Einstiegsübung »Augen-Blicke« gewählt.

»Bitte setzt Euch in zwei Reihen paarweise gegenüber, und laßt Euren Blick eine Minute lang über das Gesicht Eures Partners, Eurer Partnerin gleiten. Wenn die Minute vorbei ist, tauscht Euch kurz jeweils mit Eurem Partner über das Erlebte aus. Anschließend wechselt Euren Partner, indem abwechselnd die Teilnehmer der einen Reihe einen Stuhl nach rechts rücken.«

Weitere Anweisungen:

S »Haltet jetzt eine Minute lang ausschließlich Augenkontakt«

S »Haltet jetzt zwei Minuten lang Augenkontakt«

S »Haltet jetzt drei Minuten lang Augenkontakt«

Nach einer kurzen Übung zur Vertiefung von Paraphrase, VEE und VWG folgt nun, nach demselben Muster wie am ersten Kurstag, die zweite Aufzeichnung der Beratungsgespräche mit Hilfe der Videokamera. Als Abschluß der Kurstage sollen die S I-Teilnehmer und

S I-Teilnehmerinnen durch das Videofeedback Gelegenheit haben, ihre individuellen Lernfortschritte auch aus der Außenperspektive exakt wahrzunehmen. Methodisch wird die Videoanalyse analog zur ersten Kompaktphase durchgeführt. Nur die Formulierung der Lernziele entfällt, statt dessen findet ein kritischer Vergleich mit den eingangs formulierten Lernzielen statt. Die sechs Videoanalysen werden wieder von auflockernden Elementen unterstützt.

8. KURSTAG: In der Regel sind am letzten Kurstag nach der Einstiegsrunde noch vier Videoanalysen, zu absolvieren. Mit dem Abschluß der sechsten Videoanalyse geht es nun darum, die Kleingruppe beim Prozeß des voneinander Abschiednehmens zu unterstützen. Erfahrungsgemäß ist vor dem Auseinandergehen der Bedarf an gegenseitigem Feedback relativ hoch. Die Übung »Gegenseitiges Feedbackgeben und -nehmen« wird genau diesem Bedürfnis gerecht.

»Bitte bildet Paare. Einer der beiden beginnt an seinem Partner Kritik zu üben: Welches Verhalten, das der andere im Laufe dieses Kurses gezeigt hat, gefiel ihm oder ihr am anderen, welches nicht? Der kritisierte Partner hört ruhig zu. Bitte nutzt das im ersten Teil des Kurses ausgeteilte Blatt mit den Feedbackregeln. Nach ca. 7 Minuten tauscht Ihr Euch kurz aus, dann wechselt die Rollen. Wenn beide jeweils ihren Partner kritisiert haben, werden die Paare neu gebildet, so daß am Ende jeder mit jedem gesprochen hat.«

Nach diesem individuellen Feedback bieten die Tutoren und Tutorinnen den Teilnehmenden die Möglichkeit, zu Inhalt, Art der Durchführung und Organisation des Kurses Rückmeldung geben zu können. Diese Rückmeldungen werden in die Planung des nächsten Kursdurchlaufs integriert.

Nach Abschluß der Kleingruppenphase von S I treffen sich alle (Teilnehmer, Tutoren, Ausbilder für S III und das Leitungsteam) im *Abschlußplenum*, um noch offene Fragen klären zu können und die Teilnahmezertifikate in Empfang zu nehmen. Hier hat sich die Organisationsform »Markt der Möglichkeiten« bewährt. Als Informationsstände sind hier in der Regel folgende Themen gefragt:

- S Fortsetzungsmöglichkeiten S II bis S IV und Möglichkeiten zur Mitarbeit im Leitungsteam;
- S Anwendungsfeld »Seelsorge«: Welche konkreten Konsequenzen besitzt ein solcher Kommunikationsansatz für das Gemeindeleben? Wer versteht sich in der Gemeinde als seelsorglich aktiv?
- S Andere Anwendungsfelder für die erworbenen Handlungskompetenzen;
- S spezielle Fragen.

In der Regel treffen sich die einzelnen Kleingruppen am Abend des Abschlußplenums zu einem informellen Abschlußfest bei Pizza, griechischen Spezialitäten...

b. Methodenzentrierte Gesprächsführung (S II) (Eva-Maria Schumacher)

1. Ziel:

Stufe II setzt die Grundfertigkeiten der ersten Phase voraus und vermittelt neue Methoden der Gesprächsführung, mit denen sich ein Gespräch vertiefen läßt. Ziel des Kurses ist das praktische Kennenlernen von Techniken, welche den Gesprächspartner, die Gesprächspartnerin zu inneren Suchprozessen anleiten, so daß sie für sich neue Perspektiven entdecken können. Die Teilnehmer sollen lernen, ausgeblendete Erfahrungen wahrzunehmen, klärende Nachfragen zu stellen und mit Hilfe symbolisch-analoger Gesprächsführung alternative Denkprozesse in Gang zu bringen.

2. Inhalte:

- S Löschungen, Verallgemeinerungen und Verzerrungen in der Kommunikation entdecken und wirkungsvoll ansprechen,
- S Aufbau von Rapport,
- S Indirekte Formulierungsmuster zur Vermeidung von Reaktanz,
- S Beziehungsgestaltung mit schwierigen Gesprächstypen,
- S Einsatz von (biblischen u. a.) Symbolen, Bildern, Metaphern, Anekdoten als Elemente symbolisch-analoger Problemlösung.

3. Methodik:

Auch in diesem zweiten Kurs wird auf eine ausgewogene Balance zwischen Theorie und Praxis Wert gelegt. Da jetzt aber bestimmte, klar voneinander

abgrenzbare Methoden der Gesprächsführung vermittelt werden, erfolgt die Vermittlung der Inhalte stärker deduktiv, indem durch kurze Theorie- und Diskussionseinheiten Gesprächstechniken eingeführt und anschließend in Kleingruppen geübt werden. Geleitet wird diese Phase der Ausbildung von den Absolventen der Stufe S IV.

4. Durchführungsbedingungen:

Pro Semester können 18–24 Studierende an der sechstägigen Kompaktphase (72 Semesterwochenstunden) teilnehmen, die jeweils in der 1. Woche der vorlesungsfreien Zeit (Semesterferien) stattfindet. Die Studierenden werden in der Regel in 2 Kurse aufgeteilt; jeweils 9–12 Studierende werden von einem Tutorenteam betreut. In einem Eingangs- und Abschlußplenum treffen sich jeweils alle Teilnehmenden, ihre Tutoren sowie Vertreter des Leitungsteams, um Fragen, die für die Teilnehmenden wichtig sind, zu besprechen.

1) Zur Methode

Im Unterschied zur ersten Stufe wird das Seminar Methodenzentrierte Gesprächsführung als einwöchiges Ganztagesseminar durchgeführt. Dabei findet das methodische Training hauptsächlich in Form von *Zweiergesprächen mit Feedback-Person (Gesprächstria-den)* statt, wobei die Inhalte den Gruppenmitgliedern zunächst aus der eigenen Betroffenenperspektive erfahrbar gemacht werden, um sie anschließend theoretisch zu reflektieren. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen sollen so die Techniken und Methoden, welche sie später im Seelsorgegespräch einsetzen, sozusagen am eigenen Leib spüren und dabei deren Wirkung, Chancen und Grenzen selbst erfahren. Dementsprechend werden die Trainingsinhalte zunächst am Vormittag in einer ersten Präsentation von den Trainern in die Gruppe eingebracht, dann in einer ersten Theoriephase im Plenum reflektiert und anschließend in Kleingruppen eingeübt. Am Nachmittag kann das Gelernte jeweils in Trainingsgesprächen umgesetzt werden.

Die Gespräche finden in Triaden statt, die sich über die gesamte Woche hinweg in den gleichen Gesprächskonstellationen befinden, um so einen fortlaufenden Gesprächsprozess zu ermöglichen. Das heißt: Jede Person ist in ihrer Triade täglich einmal als Gesprächs-

führer, als Gesprächspartner, der ein eigenes Problem einbringt, und als Feedback-Geber, der den Gesprächsprozess und das Verhalten des Gesprächsführers beobachtet und rückmeldet, engagiert. Die Trainer gehen im Laufe der Woche je nach Bedarf als ›Satelliten‹ mit in die Übungsgespräche, um ein ergänzendes Feedback zu geben.

Die Gesprächsführer beziehungsweise Gesprächsführerinnen haben die Aufgabe, während der gesamten Woche ein Protokoll über ihre Gespräche und ihr Verhalten zu führen. Funktion des Protokolls ist es, den Zusammenhang zwischen eingesetzter Gesprächstechnik und wahrgenommener Wirkung bei den Gesprächspartnern zu reflektieren. Die Protokolle werden am Ende der Woche abgegeben, so daß die Trainer die Möglichkeit haben, das Seminar zu evaluieren und einer Qualitätskontrolle zu unterziehen.

2) Die Trainingstage im einzelnen

1. KURSTAG: Am ersten Tag stehen das *Kennenlernen der Gruppe* und die *Triadenfindung* für die Übungsgespräche im Mittelpunkt; gleichzeitig werden die wesentlichen Elemente der Kursstufe I wiederholt und mögliche Fragen oder Lücken geschlossen, so daß die Gruppe eine gemeinsame Basis für das kommende Seminar hat.

Die Trainingsleiter eröffnen mit einer *reaktanzarmen imaginativen Einführung*, deren Ziel es ist, möglichst alle Teilnehmenden, die aus verschiedenen Gruppen der Kursstufe I hier zusammentreffen, in ihren unterschiedlichen Erwartungen und Befürchtungen anzusprechen, die unterschiedlichen Erfahrungen zu integrieren und für die weiteren Prozesse zu öffnen:²⁶

»Einigen von Euch mag es in ›S I‹ einfach Spaß gemacht haben, in einer solchen Gruppe auf eine unterhaltsame Weise zu lernen. Andere von Euch sind vielleicht eher skeptisch, was kommen wird, und wollen erst

²⁶ Quelle: H. Riebensahm, Anwendung Ericksonischer Sprachmuster als rhetorische Strategie in Lerngruppen, in: Hypnose und Kognition 2 Heft 2 (1985).

mal etwas aus der Distanz zuschauen und zuhören, um sich von unserem Angebot anregen zu lassen. Vielleicht macht Ihr so die Erfahrung, daß in einem solchen Kurs manches möglich ist, was bisher an der Universität unmöglich erschien. Sicher habt Ihr nach ›S I‹ ganz bestimmte Erwartungen und Ziele oder wartet erst einmal ab, was in den nächsten sechs Tagen sein wird. Was immer Eure persönlichen Ziele sein mögen, wir sind darauf vorbereitet, auf sie einzugehen. In der Regel brauchen manche Teilnehmer und Teilnehmerinnen kürzere oder längere Zeit, um für sich herauszufinden, welches Gesprächsverhalten für sie oder ihn stimmig ist...«

Kopfnicken oder Lächeln signalisieren dem Trainerpaar, daß sich die Teilnehmenden angesprochen fühlen und nun neugierig oder gespannt sind auf das, was kommt: Ziel der Einführung ist es also, Bereitschaft und Offenheit für die weiteren Prozesse zu wecken.

Ein erstes Bild voneinander machen sich die Gruppenmitglieder über ein *Kennenlernspiel*, wie zum Beispiel das Partnerinterview.²⁷ Nach einer Erinnerung an die gemeinsamen Grundlagen, wie Feedback-Regeln, Gruppengeheimnis, TZI und Blitzlicht, die bereits aus der Stufe I bekannt sind, werden organisatorische Fragen geklärt und das Wochen- und Tagesprogramm vorgestellt. Nach einem aktivierenden Element werden zunächst die Inhalte der ersten Kursstufe in gewohnter Weise in Gesprächen wiederholt und reaktiviert. Dabei machen sich die Trainer ein Bild vom Ausbildungsstand der Gruppe und intensivieren oder berichtigen je nach Bedarf entsprechende Elemente.

Nach der Mittagspause und einem weiteren aktivierenden Element werden die Gesprächstriaden gebildet, in denen die Übungsgespräche während des Wochenseminars stattfinden sollen.

Erfahrungsgemäß erfordert die Triadenbildung in dieser frühen Phase relativ viel Zeit, da sich die Gruppenmitglieder noch recht fremd sind. Die Entscheidung der Aufteilung soll deshalb innerhalb der Gesamtgruppe stattfinden, um den Gruppenprozeß anzuregen. Als Einstiegshilfe eignet sich eine Variante des Marktplatzspiels:

²⁷ H. Gudjons, Spielbuch Interaktions-Erziehung (Bad Heilbrunn ³1987) 81.

Die Teilnehmer gehen kreuz und quer durch den Raum und bekommen verschiedene Anregungen von Seiten der Trainer. Zunächst soll jeder auf dem ›Markplatz‹ herumgehen, ohne zu sprechen, um die anderen zu betrachten und sich zu überlegen: »Mit wem kann ich mir vorstellen, über eine Woche Übungsgespräche zu führen, und mit wem nicht?« Danach stellen sich mehrmals unverbindliche Dreiergruppen zusammen, wobei sich jeder überlegt, ob er sich diese Konstellation vorstellen kann. Nach einigen Durchgängen greift die Trainerin ein und fordert die Gruppe auf, sich jetzt in Dreiergruppen einzuteilen. Zwischen den Dreiergruppen kann nun ausgehandelt werden, wer nochmals tauschen möchte.

Unsere Erfahrungen mit diesem Vorgehen sind allerdings unterschiedlich. Wir haben erlebt, daß Gruppen offen über Wünsche oder Ängste sprechen, während andere tatsächlich sich nicht sicher genug fühlen, um deutlich sagen zu können: »Ich möchte eine andere Konstellation.« Außerdem ist die Anfangsphase der zweiten Stufe eine besondere, da sich die Teilnehmenden aus den verschiedenen Kursgruppen der ersten Stufe rekrutieren und gerne die Harmonie und Geborgenheit ›ihrer‹ Kleingruppe aus dem S I-Seminar erneuern möchten, was jedoch aufgrund der Konzeption der zweiten Stufe nicht sinnvoll ist und deshalb einiges Konfliktpotential in sich birgt.

Es ist wichtig, dieses Thema gerade bei der Triadenfindung anzusprechen, denn mit bekannten Personen zusammen zu gehen, gibt zwar mehr Sicherheit, verhindert jedoch auch die Möglichkeit, neue Erfahrungen zu machen. Sich auf unbekannte Gruppenmitglieder einzulassen braucht Mut und eröffnet die Chance, Neues zu erfahren. Hier ist es sehr wichtig, allen klarzumachen, daß in realen Seelsorgegesprächen in der Regel Fremde aufeinander treffen, daß also Gespräche mit vertrauten Personen nicht der realen Situation entsprechen. Von der Entscheidung, sich auf neue Gruppenkonstellationen einzulassen, hängt der Erfolg der Triadenarbeit in hohem Maße ab.

Nach der Triadenfindung und einer Pause treffen sich die Triaden zum ersten Mal, um die *nonverbale Übung* »Führen und Geführtwerden« zu machen, die dem Näherkommen der Gruppe und außerdem als erfahrungsorientierter induktiver Einstieg in das Thema des nächsten Tages dient.

Eine Person steht hinter einer anderen und hält deren Ellenbogen und führt sie ohne zu sprechen durch den Raum. Nach einer Weile führt die vordere Person, während die Person, welche die Ellenbogen berührt, ihr folgt. Die dritte Person beobachtet diesen Prozeß. Nach 20 Minuten wird jeweils getauscht, bis alle drei Konstellationen durchlaufen sind.

Im Anschluß an die Übung tauschen sich die Dreiergruppen aus und treffen sich dann im Plenum zum Erfahrungsaustausch. Die Erfahrungen werden, entsprechend dem induktiven Vorgehen, am folgenden Seminartag theoretisch als Grundprinzip für den Aufbau eines Gesprächskontakts ausgewertet.

Zum Abschluß des Tages wird das Gruppentagebuch, das von der ersten Kursstufe her bekannt ist, eingeführt. Es wird von nun an am Ende eines jeden Tages ausgefüllt und am darauffolgenden Tag ausgewertet. Ein Blitzlicht beendet den Tag.

2. KURSTAG: Am zweiten Tag werden die Themen *Rapport* und *Repräsentationssysteme* eingeführt.

Der Tag beginnt mit einem Blitzlicht. Anschließend folgt die Auswertung der Gruppentagebücher und die Resterunde.

Als Einstieg wird zu zweit ein Bild gemalt: Zwei Personen halten gemeinsam einen Stift und malen schweigend ohne Absprache ein Bild. Im sich anschließenden Erfahrungsaustausch im Plenum wird nochmals deutlich, daß die Entstehung des Bildes vom Kontakt der Personen untereinander, also vom ›*spacing*‹ und ›*leading*‹, dem Rapport, der Maler und Malerinnen abhängt.

Nach diesem Einstieg wird das Thema Rapport im Zusammenhang mit den Erfahrungen der nonverbalen Übung »Führen und Geführtwerden« des ersten Tages erarbeitet. Einige erzählen, daß es ihnen sehr leicht fiel, dem anderen zu folgen, während andere sich gesträubt haben, überallhin zu folgen. Für einige war es eine interessante Erfahrung, Augenblicke erlebt zu haben, in denen die Betroffenen nicht eindeutig geführt haben oder gefolgt sind, sondern ein Wechselspiel entstand, in dem sich jeder auf den anderen einlassen konnte und doch auch »die eigene Richtung angeben hat«. Die Gruppenmitglieder haben also in dieser Übung erfahren, was es heißt, jemandem zu folgen, sich anzugleichen, ›*spacing*‹, und jeman-

den zu führen, ›*leading*‹, und wie auf diese Weise Kontakt zwischen Führenden und Folgenden hergestellt wird.

›*Rapport*‹ als *vertrauensvolle Beziehung* ist die Grundvoraussetzung, um ein Gespräch erfolgreich führen zu können. Das verbale, paraverbale und nonverbale Sichangleichen an das Gegenüber (*pacing*) läßt eine vertrauensvolle kooperative Beziehung entstehen (*Rapport*), auf deren Basis neue Impulse im Gespräch gesetzt werden können (*leading*). Das heißt, ich muß meinem Gegenüber zunächst folgen, um es dann im Gespräch oder in der Kommunikation führen zu können. Diese Unterscheidung gibt es allerdings im Zustand eines guten *Rapports* nicht mehr. Dann führen und folgen beide Personen einander nämlich in ständigem Wechselspiel, vergleichbar einem Tanz, in dem sich jeder auf Bewegungen einläßt und führt.²⁸

Rapport kann aufgebaut werden über *nonverbales Angleichen*, zum Beispiel durch synchrone spiegelnde Körperhaltung, über *paraverbales Angleichen*, durch die Übernahme der Atmung oder des Sprechtempos, und auch durch *verbales*, also sprachliches Angleichen an die Repräsentationssysteme²⁹ des Gegenübers. Als Einstieg in das Thema eignet sich hier eine angeleitete *Imagination*, die direkt in die subjektive Erfahrung der eigenen sinnlichen Repräsentationssysteme einführt:

Alle sitzen im Raum, und eine der Trainerinnen lädt ein, die Augen zu schließen, einfach mitzugehen und sich zu entspannen. Sie bittet nun jede Person, sich einen Apfel vorzustellen, ihn zu fühlen, anzusehen, an ihm zu riechen und hineinzubeißen, um ihn zu schmecken.

Auf die *Imagination* folgt ein Erfahrungsaustausch, bei dem sich herausstellt, wie unterschiedlich jede Person ihren Apfel wahrgenommen hat. Manche hatten einen goldgelben süßen Apfel und an-

²⁸ Vgl. R. B. Dilts, Die Veränderung von Glaubenssystemen: NLP-Glaubensarbeit (deutsche Ausgabe: Paderborn 1993) 226–227.

²⁹ W. Bachmann, Das neue Lernen. Eine systematische Einführung in das Konzept des NLP (Paderborn 1991) 130–131.

dere wieder einen sauren runzigen Boskopapfel vor Augen. Die Gruppe macht die Erfahrung, daß jeder seinen Apfel in unterschiedlicher Art und auch in unterschiedlicher Intensität wahrgenommen hat. Manche haben kaum etwas gerochen, dafür ihren Apfel in den kräftigsten Farben gesehen, während andere wiederum intensiv die Haut ihres Apfels gefühlt haben. Manch ein Apfel schmeckte süß, andere eher sauer. Das Experiment mündet nun in eine theoretische Einführung:

Repräsentationssysteme bezeichnen die Art, wie über die fünf Sinne des Menschen Informationen im Gehirn verarbeitet werden und in der Sprache ›repräsentiert‹ werden.

Die Abkürzung »VAKOG«, steht für dieses Phänomen. Sie setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der einzelnen Repräsentationssysteme zusammen: dem Sehsinn (*visuell*), dem Hörsinn (*auditiv*), dem Tastsinn (*kinästhetisch*), dem Geruchssinn (*olfaktorisch*) und dem Geschmackssinn (*gustatorisch*). Menschen benutzen in ihrer Sprache alle Sinneskanäle, favorisieren jedoch häufig in einer konkreten Situation einen speziellen Sinneskanal, was sich in der Wortwahl und im Gebrauch von Redewendungen niederschlägt. So ist etwa das Wort »niederschlägt« ein kinästhetisches Wort, da es mit Berührung und Fühlen zusammenhängt. Menschen, die eine Erfahrung dagegen überwiegend visuell verarbeiten, »sehen nicht mehr klar«, »ihnen scheint alles verschwommen«, oder »sie betrachten etwas bei Licht«, während für auditive Wahrnehmungssysteme »das ganze keinen guten Klang hat«, »unerhört« oder »wie Musik in den Ohren klingt«. Kinästhetisch Wahrnehmende »begreifen Ideen«, »legen Hände für etwas ins Feuer«, oder »können Diskussionen nicht folgen«. Gustatorisch und olfaktorisch Wahrnehmende »riechen Lunte«, »schlucken die bittere Pille« oder finden andere »süß«. Ein Beispiel kann das sprachliche Pacen verdeutlichen:

Seelsorgerin: »Wie geht es Ihnen heute?«

Gesprächspartner: »Ich weiß nicht so recht. Es ist, als stehe vor mir ein riesiger Berg.«

Seelsorgerin: »...und Sie wissen nicht, wie Sie an diesen Berg herangehen sollen.«

Gesprächspartner: »Ja, am liebsten würde ich mich umdrehen und davonrennen.«

Seelsorgerin: »Was würde passieren, wenn sie davonrennen würden?«

Gesprächspartner: »Ich würde wieder vor neuen Hindernissen stehen.«

Seelsorgerin: »Vielleicht ist es ja an der Zeit, eines der Hindernisse anzugehen und zu erkunden, welche Ausrüstung Sie brauchen, um über den Berg zu kommen. Wie wäre es, wenn Sie sich auf die Wanderschaft begeben?«

Unschwer erkennen jetzt die Teilnehmenden in Erinnerung an die Apfel-Imagination ihre eigenen individuell bevorzugten internen Repräsentationen, die sich natürlich nur auf diese Übung beziehen und nicht auf ein spezielles Repräsentationssystem generalisieren lassen. Um mit den Repräsentationssystemen vertraut zu werden, folgen auf die theoretische Einführung weitere Übungen.

Zunächst sammeln Kleingruppen jeweils zu einem Sinneskanal Begriffe und Redewendungen, um sich der Vielzahl und dem unbewußten Gebrauch solcher Systeme bewußt zu werden. Sie schreiben mit den gefundenen Begriffen eine Geschichte, die dann den anderen Gruppen vorgelesen wird. Anschließend finden die Teilnehmer gegenseitig ihre eigenen bevorzugten Sinneskanäle heraus, indem sich zwei Personen, A und B, unterhalten, während Person C die sinnesspezifischen Worte, welche A benutzt, aufschreibt. B versucht während des Gesprächs das favorisierte Repräsentationssystem von A herauszufinden. Wichtig ist dabei, daß A ein positives und ein negatives Erlebnis erzählt, weil auf diese Weise die verschiedenen Verarbeitungssysteme besonders deutlich werden. Nach einem Austausch der Übenden werden die Konstellationen gewechselt.

Manchen fällt es im ersten Moment schwer, ›VAKOG-spezifische Worte‹ herauszufinden. Im Plenum kann jetzt auf Fragen und Anmerkungen näher eingegangen werden. Es stellt sich heraus, daß die Zuordnung nicht immer eindeutig ist, werden doch die Repräsentationen immer auch subjektiv erlebt. So erlebt zum Beispiel eine Person den Ausspruch: »Vor mir befindet sich ein riesiger

Berg« kinästhetisch, weil diese Person die Wucht des Berges spürt, eine andere visuell. Sie *sieht* seine ganze Mächtigkeit vor sich. Andere Worte können überhaupt nicht eingeordnet werden. Das Wort ›gut‹, zum Beispiel, repräsentiert keinen Sinneskanal, es läßt offen, *wie* dieser Zustand ›gut‹ erlebt wird. Manche *fühlen* sich gut, für andere *hört* sich etwas gut an, oder jemand *sieht* etwas, und ein behagliches Gefühl des Gut-Gehens erwacht. Weitere sinnesunspezifische Worte sind: denken, bestimmen, lernen und verändern.

Am Nachmittag finden wieder Übungsgespräche statt, mit der Aufgabe, auf die Repräsentationssysteme des Gesprächspartners zu achten und die eigene Sprache darauf einzustimmen. Wichtig ist dabei, daß das Gespräch selbst im Vordergrund steht, und nicht das ›technische‹ Einbringen eines neuen methodischen Inhalts. Häufig verliert der Berater in der Anfangsphase den Rapport zum Gegenüber, weil er sich auf eine bestimmte Technik konzentriert und damit vom Gesprächsprozeß abgelenkt ist. Genau dies ist auch die Hauptschwierigkeit, die in den Triaden auftaucht: Das ›intuitive‹ Einsetzen der Techniken gelingt meistens nicht sofort, da sie in die erlernten und ›automatisch‹ verfügbaren Fertigkeiten noch nicht ausreichend integriert sind. Im Plenum wird diese Erfahrung gezielt angesprochen. Das intellektuelle Wissen um die Möglichkeiten und Techniken der Gesprächsführung reicht nicht aus, sie müssen vielmehr mit Hilfe gezielter Übungen allmählich angeeignet und trainiert werden. Erst im Laufe der Zeit ›schleift‹ sich eine neue Fähigkeit ein und wird dann automatisch angewandt.

Der zweite Tag endet mit dem Austausch im Plenum, dem Gruppentagebuch, einer kurzen Geschichte und dem Blitzlicht.

3. KURSTAG: Am dritten Tag stehen die Themen *Löschungen und Verallgemeinerungen, Lust- und Frust- Worte* und *indirekte Formulierungsmuster* auf dem Programm.³⁰

Nach der üblichen Tageseröffnung und dem Einstieg, beginnt die Trainerin mit einer Anmerkung über die Ausbildung:

³⁰ Vgl. *M. H. Erickson, E. Rossi, Hypnotherapie. Aufbau S Beispiele S Forschungen* (München ²1989).

»Es ist in dieser Ausbildung wichtig, daß die Gespräche immer auf einem hohen Niveau gehalten werden. Es ist noch nie vorgekommen, daß irgend jemand dieser Zielsetzung nicht entsprochen hätte. Entsprechend unseren Vorstellungen ist es bis heute immer gelungen, qualifizierte Gesprächsführer auszubilden und für ihre berufliche Anforderungen gut vorzubereiten.

Wahrscheinlich fragt Ihr Euch gerade, weshalb ich Euch dies erzähle. Manchmal bleibt der Inhalt in Gesprächen unklar. Wahrscheinlich geht es Euch gerade auch so. Womit dies zusammenhängt, wollen wir als nächstes überlegen.«

Während der Auswertung fällt der Gruppe auf, daß ihnen unklar geblieben ist, was die Trainerin eigentlich habe sagen wollen. Im Anschluß an die weiteren Beiträge wird das *Meta-Modell der Sprache*³¹ vorgestellt, das sich mit der Struktur subjektiver Erfahrung und ihrer Versprachlichung beschäftigt. Besonders *Löschungen* und *Verallgemeinerungen*, die in sprachlichen Mitteilungen enthalten sind, schenkt dieses Modell seine Aufmerksamkeit.

Löschungen oder Tilgungen berücksichtigen nur Ausschnitte der persönlichen Wirklichkeitserfahrung. Aber diese *Fokussierung des Interesses* ermöglicht es uns, uns auf Wesentliches zu konzentrieren und ablenkende oder als irrelevant wahrgenommene Elemente zu ›löschen‹. In einem Konzert ist es beispielsweise äußerst hilfreich, störende Geräusche tilgen zu können, um sich ganz dem Kunstgenuß hingeben zu können. Allerdings können Löschungen auch zu Blockaden führen, wenn beispielsweise ein Mensch gelernt hat, nicht gelobt zu werden, wenn er etwas geleistet hat und dann Lob, das er später von anderen bekommt, ›überhört‹ oder geringer bewertet als Kritik. Die Freude an Lob und Anerkennung wurde demnach ›gelöscht‹. Auch im Seelsorgegespräch ist es wichtig, durch konkretisierendes Nachfragen solche Löschungen wieder aufzudecken und erfahrbar zu machen. Die Gesprächsführer sollen sensibilisiert werden, auf Löschungen zu achten, um dann im Gespräch, beispielsweise dem Satz: »Jeder denkt nur an sich«, konkretisierend

³¹ R. Bandler; J. Grinder, Metasprache und Psychotherapie. Die Struktur der Magie I (Paderborn ⁷1992) 43-82.

nachzufragen: »Welche Personen meinen Sie?«, um auf diese Weise einen inneren Suchprozeß auszulösen.

Generalisierung meint die Eigenschaft, Erfahrungen zu verallgemeinern, indem individuelle Ereignisse auf ähnliche Geschehnisse übertragen werden. Wenn wir uns als Kind einmal an einem Bügeleisen verbrannt haben, verallgemeinern wir diese Erfahrung auf alle Objekte, die heiß sind oder ähnlich aussehen. Weil wir unsere Erfahrung verallgemeinert haben, werden wir in Zukunft mit Bügeleisen vorsichtiger umgehen. Generalisierungen können freilich auch einschränken. Dies zeigt sich zum Beispiel an der Angst vor Hunden. Die Erfahrung, von einem Hund gebissen worden zu sein, wird auf alle Hunde übertragen und beeinträchtigt dann die alltägliche Bewegungsfreiheit erheblich. Ähnliche Verallgemeinerungen können auch in Seelsorgegesprächen auftauchen. Auch dort geht es dann darum, auf solche Verallgemeinerungen konkretisierend einzugehen. Sagt beispielsweise ein Jugendlicher: »Gottesdienste sind immer langweilig, und alle Gottesdienstbesucher sind scheinheilig«, kann ich zurückfragen: »Dich hat noch nie ein Gottesdienst angesprochen? Was meinst Du mit scheinheilig?« Indem solche Aussagen nicht vorschnell verurteilt werden, sondern ihnen nachgegangen wird, kann ein vertiefendes Gespräch zustande kommen. Der Gesprächspartner erlebt, daß er ernst genommen wird und ich Interesse an ihm habe. Hier einige typische Sätze und mögliche konkretisierende Fragen, um dieses Vorgehen zu verdeutlichen:

Löschungen:

Ja, ich glaube!
Peinlicherweise verspielte sich die Organistin in jeder Strophe.
Am schwierigsten ist die Trinitätslehre.

Verallgemeinerungen:

Niemand in der Gemeinde hört auf das, was ich sage!

Konkretisierende Frage:

Woran? Wem? An wen?
Peinlich für wen?

Am schwierigsten von was?

Konkretisierende Frage:

Niemand, wirklich niemand?

Ein weiterer Inhalt, der die Wirkung und Motivation von Sprache behandelt, ist der Einsatz von *Lust-und Frust-Worten*:

Eine Trainerin stellt sich in eine Ecke des Raumes und führt die nächste Einheit ein mit wenig Mimik und den folgenden Worten: »Leider müssen wir jetzt nach der Kaffeepause, in der es ja nicht gerade viele Kekse gab, wieder mit diesem theoretischen Kram weitermachen. Wahrscheinlich habt Ihr jetzt genauso wenig Interesse daran wie ich, aber schließlich habt Ihr euch für diesen Kurs gemeldet, und da müßt Ihr jetzt durch. Es wird sicher nicht das letzte Mal sein, daß Ihr Euch durch etwas hindurchwürgt.«

Nach einigen verunsicherten Lachern stellt sich die Trainerin in eine andere Ecke des Raums, öffnet die Arme, macht einen Schritt auf die Gruppe zu, lacht und sagt: »So Leute, jetzt ist es wieder soweit, nachdem wir uns in der Pause gestärkt und erfrischt haben, gehen wir jetzt mit neuem Elan an ein weiteres spannendes Thema, das Euch sicher faszinieren wird, und das besonders viel Spaß macht, wenn Ihr damit experimentiert. Es geht nämlich um die Wirkung von Frust-und Lust-Wörtern!«

Erleichtertes Auflachen in der Gruppe. Im weiteren Verlauf werden gemeinsam weitere Lust- und Frust-Worte gesammelt und deren Wirkung diskutiert. Dabei wird deutlich, daß sich Sprache, je nachdem ob positiv oder negativ formuliert wird, unterschiedlich auf die Motivation und Stimmung des Gegenübers auswirkt. Dies ist sowohl für Gespräche als auch allgemein in der Gruppenarbeit sehr wichtig. Gerade dann, wenn wichtige oder schwierige Aufgaben anstehen, kann eine positive Sprache bewirken, daß mit Lust und Energie an die Arbeit herangegangen und damit der Raum für das Entwickeln neuer Ideen geschaffen wird.

Ein weiteres Thema handelt von *indirekten offenen Formulierungsmustern*,³² die das Ziel haben, auf einer unbewußten Ebene Denk- und Lernprozesse anzuregen, die nicht den bewußten Verarbeitungsprozeß ansprechen. Solche Formulierungsmuster, die wir

³² J. Grinder, R. Bandler, Therapie in Trance. Hypnose: Kommunikation mit dem Unbewußten (Stuttgart 1991) 316ff. Diese Art sprachlicher Formulierung ist an die hypnotischen Sprachmuster des Hypnotherapeuten Milton Erickson angelehnt.

auch in biblischen Geschichten und Gleichnissen wiederfinden, kennzeichnen sich aus durch Vagheit und Offenheit, durch die sie dem Gesprächspartner die Freiheit lassen, das Gesagte auf sich und seine Situation zu beziehen oder nicht. Sie regen innere Suchprozesse an, da sich der Gesprächspartner einen »eigenen Reim« aus dem Gesagten machen kann. Diese Gesprächsführungstechnik bietet sich bei Situationen an, in denen unterschiedliche Erwartungen oder Bedürfnisse im Raum stehen, wie in Anfangs- oder Konfliktsituationen in Gruppen, bei denen es um eine gemeinsame Konsensfindung geht. Es werden zwei Arten offener Formulierungsmuster unterschieden, die Einkreis-Technik und die Technik des Stellvertreters.

Bei der *Einkreis-Technik* wird das Thema in Subthemen untergliedert, so daß es immer enger umkreist wird. Wenn beispielsweise das Ziel im Gespräch sein soll, sich an die Kindheit zu erinnern, kann der Suchprozeß dadurch initiiert werden, daß im Gespräch von den spielenden Kindern vor dem Haus erzählt wird, die man vom Schreibtisch aus sehen kann.

»Vor meinem Haus spielen häufig Kinder. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie Kinder ganz intuitiv Dinge für sich regeln können...«

Des weiteren kann man ein Thema durch offene Formulierungen einkreisen: »Früher oder später finden Sie ihre Lösung... vielleicht... kann es sein...«

Offene Formulierung kann auch eingeleitet werden mit Sätzen wie: »Oft erleben wir... wir alle kennen... Menschen können erfahren, daß...«

Die *Technik des Stellvertreters* hat die Funktion, nicht direkt vom Gesprächspartner zu sprechen, sondern einen Stellvertreter sprechen zu lassen, der etwas macht oder erlebt, das der Gesprächspartner nachempfinden kann oder für sich noch nicht als realisierbar empfindet beziehungsweise noch nicht »erlauben« kann. Über den Stellvertreter können neue Ressourcen erschlossen werden, die einen neuen Erlebnisrahmen schaffen, in dem das, was sonst nicht getan wird, möglich ist. Stellvertreter können zum Beispiel reale oder phantastische Personen aus Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft sein.

Ganz im Sinne dieser Technik erzählt die Trainerin zu Beginn der Einheit:

»Ich habe einen Freund, der arbeitet viel mit Gruppen, und der hat mir einmal von einer Gruppe erzählt, die sich in einem Konflikt befand und folgendermaßen damit umging...«

Unwillkürlich interessieren sich die Teilnehmer dafür, wie jene Gruppe mit ihrem Konflikt umging. Auch in dieser Einheit geht es also zunächst darum, erfahrbar zu machen, wie Formulierungsmuster wirken. Bezeichnenderweise fühlen sich manche Gruppenmitglieder manipuliert und reagieren kritisch, wenn die Begrüßung der zweiten Kursstufe als offenes Formulierungsmuster offenbart wird. Der Gruppe soll in diesem Zusammenhang deutlich werden, was es heißt, Gespräche zu führen, nämlich Ziele zu verfolgen und Verantwortung zu übernehmen. An diesem Punkt setzt häufig eine mehr oder weniger heftige Auseinandersetzung über die Erlaubtheit einer *bewußten Beeinflussung und Manipulation* durch Gesprächsführungstechniken ein. Da die Teilnehmenden das »Geführt-werden« von seiten der Trainer aktuell erleben, indem diese ihren Methoden transparenz verleihen, kann es zu heftigen Gruppenprozessen bezüglich Verantwortung und Vertrauen innerhalb der Gruppe und in Bezug zur Leitung kommen. Dabei erarbeitet das Trainerpaar mit der Gruppe im Rückbezug auf das Seelsorgegespräch, daß Gesprächsführungstechniken tatsächlich immer einen führenden und auch möglicherweise provozierenden Charakter einschließen und es letztlich darauf ankommt, mit diesen Techniken und Methoden verantwortlich umzugehen. Das Aufbegehren der Gruppe spiegelt die Eigenverantwortlichkeit der Gesprächspartner wider. Auch sie lassen ja nicht alles mit sich machen und ergreifen Partei für sich selbst, wodurch der Prozeß der *Selbstorganisation* und des *Empowerment* angeregt wird.

Die Diskussion innerhalb der Gruppe gibt jetzt Gelegenheit, das Thema *Provokationen* anzusprechen. Wenn ein guter Rapport besteht, können durch provozierende Elemente festgefahrene Vorstellungen entwirrt und aufgebrochen und so Prozesse zur Klärung und

Bewußtseinsveränderung angeregt werden. Die Teilnehmer reagieren in der Regel auf das Einsetzen von Provokationen zunächst mit größten Befürchtungen und der Betonung von Gefahren, erkennen allerdings im Laufe ihrer Ausbildung den Sinn und die Wirkung dieser Techniken und wenden sie dann selbst an.³³

Der dritte Tag endet nach den Triadengesprächen wieder mit dem Gruppentagebuch, das für die Verarbeitung der Lernschritte diesmal besonders wichtig ist, einer kurzen Entspannungsübung und dem Blitzlicht.

4. KURSTAG: Am vierten Tag gibt es nach der Eröffnung als Einstieg ein gegenseitiges ›Wachklopfen‹. Jeweils eine Person klopft beziehungsweise massiert einer anderen vorsichtig den Körper wach. Die Übung hat den Sinn: langsam anzukommen, den neuen Tag entspannt zu beginnen und sich auf seinen eigenen Körper zu konzentrieren. Rahmenthema des vierten Kurstages ist nämlich die Einübung in den *Umgang mit schwierigen Gesprächspartnern*. Grundlage hierfür sind die Kommunikationsmuster der Familientherapeutin Virginia Satir.³⁴

Satir erkannte in ihrer jahrelangen therapeutischen Arbeit mit Familien vier verschiedene Kommunikationsmuster, welche Menschen in unterschiedlichen Situationen einnehmen, wenn sie sich durch Zurückweisung in Streß- oder Konfliktsituationen befinden.

Die vier Muster sind: *beschwichtigen, anklagen, rationalisieren und ablenken*. Sie werden im Plenum zunächst spielerisch präsentiert: Das Trainerpaar beginnt mit einem Dialog, in dem es sich über das weitere Vorgehen des Kurses unterhält, dann streitet. Eine Person kommuniziert im anklagenden Muster, während die andere Person ständig abschweift. Nachdem die Gruppe diese Muster kennengelernt hat, werden in weiteren Rollenspielen in Kleingruppen mögliche Strategien im Umgang mit solchen Kommunikationsmustern erarbeitet. Die Rollenspiele bringen viel Spaß mit sich, da die Muster häufig überzeichnet gespielt werden. Als wichtiges Mittel,

³³ Quelle: F. Farelly, J. M. Brandsma, Provokative Therapie (Berlin 1986).

³⁴ V. Satir, Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis (Paderborn 1990).

mit diesen Mustern umzugehen, stößt die Gruppe hier wieder auf das Thema Rapport. Denn erst, wenn ich einer Person auf ihrer ›Landkarte‹ begegne, kann ich mit ihr neue Lösungen und Verhaltensweisen entwickeln. Das heißt, daß Gesprächsteilnehmer selbst im Sinne des ›pacing‹ beschwichtigend, anklagend, rationalisierend und abschweifend kommunizieren können müssen.

Die Triaden bekommen für ihre Nachmittagssitzung den Auftrag, auf ihre eigenen und die Kommunikationsmuster ihrer Gesprächspartner zu achten. An diesem Punkt wird aus der eigenen Gesprächserfahrung heraus deutlich, weshalb ein Gespräch ›stecken bleiben‹ kann; dann nämlich, wenn bestimmte Muster aufeinander treffen und dabei in ihren Strukturen festhängen.

Der vierte Tag endet mit dem Gruppentagebuch, einem Witz und dem Blitzlicht.

5. KURSTAG: Am fünften Tag werden nach der Eröffnung und einem Einstieg *symbolisch-analoge Elemente zur Anregung innerer Suchprozesse* und Problemlösungen erarbeitet. *Metaphern, Gleichnisse, Märchen, Anekdoten, Witze* und ähnliches stellen ebenfalls offene Formulierungsmuster dar, gehen aber einen Schritt weiter als die Einkreis- und Stellvertreter-Techniken. *Metaphern* sind ›therapeutischer‹.³⁵ Das Erzählen einer *Geschichte* hat das Ziel, bei jedem Zuhörenden etwas anzurühren, das jenseits des formalen Wissens und der üblichen Sprachstrukturen liegt. Metaphern werden vom Gesprächsführer ›erfunden‹, indem einige Anhaltspunkte oder Themen aus dem Gespräch, die wesentlich erscheinen, herausgegriffen werden, um daraus eine Geschichte zu formulieren, die einerseits das Problem und andererseits mögliche Lösungswege enthält. Ziel ist, neue Impulse und weitere Suchprozesse anzuregen, die auf der rein rationalen Ebene zunächst nicht nachvollziehbar scheinen. Der Erlebnisrahmen wird auf diese Weise erweitert und schafft damit die Voraussetzung für Veränderungen.

Im Seelsorgegespräch kommt es häufig vor, daß ein Bild angeboten wird, auf das der Gesprächspartner zunächst nicht eingeht, je-

³⁵ D. Gordon, *Therapeutische Metaphern* (Paderborn 21987).

doch unter Umständen in einer späteren Sitzung eben dieses Bild aufgreift. Häufig entwickelt der Gesprächspartner selbst Bilder, die seine Situation widerspiegeln, die der Gesprächsführer aufgreifen kann. Gemeinsam kann das Bild oder die Metapher dann weiterentwickelt werden.

Ein Beispiel für eine Geschichte, die in der Beratungsarbeit der vierten Kursstufe entstanden ist, wird an dieser Stelle der Gruppe exemplarisch, sozusagen aus der ›praktischen Arbeit‹ heraus, erzählt:

Eine Klientin erzählt ihrem Berater immer wieder, daß sie eigentlich zu ihm in die Beratung komme, weil ihr Freund meint, sie sei nicht normal. Dementsprechend schwierig gestaltet es sich in der Beratung, Veränderungen anzuregen. In der Supervision hört nun der Berater selbst folgende Geschichte: »Eine Frau kommt zu einem Schönheitschirurgen in die Klinik, um sich ihre vermeintlich häßliche Nase operieren zu lassen. Allerdings kann sie sich nicht zu der Prozedur entscheiden. Der Arzt schlägt ihr mögliche Veränderungen vor und fragt sie schließlich, weshalb sie denn eigentlich ihre Nase ändern lassen wolle. Sie erzählt, ihr Mann hätte sie geschickt mit der Auflage, die perfekte Frau zu werden.«

In der nächsten Sitzung erzählt der Berater diese Geschichte weiter, und der Frau wird plötzlich klar, warum sie in Beratung ist: nämlich lediglich, um die Beziehung zu ihrem Freund nicht zu gefährden. Nachdem sie diesen Zusammenhang erkannt hat, macht sie jetzt in der Beratung endlich das, was für *sie* gut ist, denn sie will keine ›neue Nase‹. Während der Sitzung entfalten Berater und Klientin die Geschichte weiter und entwickeln neue Perspektiven. Die Geschichte hat mit anderen Worten einen wirklichen Veränderungsprozeß angeregt.

Nach kurzer Einführung durch die Trainer folgt dann eine Übung zur sogenannten *Einstreutechnik*.³⁶ Es werden zwei Gruppen gebildet, die sich unabhängig voneinander vorbereiten. In Gruppe A bekommt jede Person den Auftrag, ein persönliches Erlebnis so aufzuarbeiten, daß es Personen der Gruppe B einmal ›lustig‹ und dann ›frustig‹ erzählt werden kann. Die Mitglieder der Gruppe B bekommen den Auftrag, Geschichten zu erfinden, in die immer wieder

³⁶ Siehe *Erickson, Rossi*, Hypnotherapie.

folgender Satz eingestreut werden soll: »Es ist gut, den Mut zu haben, etwas Neues zu wagen«. Anschließend treffen sich die Gruppen und erzählen sich gegenseitig ihre Ergebnisse und deren Wirkung im Austausch.

Den Nachmittag füllen wieder die Triadengespräche. Der Tag endet mit dem Gruppentagebuch, einer abschließenden Metapher und dem obligaten ›Blitzlicht‹.

6. KURSTAG: Am sechsten und letzten Tag des Seminars stehen die Themen *Abschluß* eines Gesprächskontakts und der *Abschied* der Gesamtgruppe im Vordergrund. Die Übungsgespräche in den Triaden werden abgeschlossen und der Seminarverlauf im Zusammenhang reflektiert.

Vormittags werden im Plenum zunächst einige Möglichkeiten erarbeitet, wie Gespräche zum *Abschluß* gebracht werden können, beispielsweise durch eine Metapher, die den Gesprächsprozess beschreibt oder ein Resümee. Nun können die gemeinsam entwickelten Ideen im letzten Triadengespräch umgesetzt werden. Abschließend geben sich die Mitglieder der Triaden gegenseitig ein ausführliches Feedback, bevor sich wieder alle im Plenum treffen.

Die Reflexion im Plenum fortgesetzt und schließlich die Gesamtgruppe verabschiedet. Dabei ist vor allem das *Feedback* der Teilnehmerinnen und Teilnehmer für das Trainerpaar wichtig. Es kann in Form des ›*Heißen Stuhls*‹ stattfinden. Die Trainer setzen sich nacheinander auf einen Stuhl in der Mitte des Kreises und fragen: »Welche meiner Verhaltensweisen haben Euch gefallen, welche nicht?« Jeder Teilnehmer kann darauf antworten. Hilfreich ist es, das Feedback thematisch zu strukturieren nach: Gruppe S Inhalt S Trainer/Trainerin, so daß die Rückmeldungen ausführlicher und differenzierter werden. Dies ist im Hinblick auf weitere Seminare nützlich.

Der gemeinsame *Abschluß und Abschied* der Gesamtgruppe kann S wie der Beginn S in Form eines Marktplatzspiels stattfinden.

Alle laufen durch den Raum, und die Trainerin gibt immer wieder neue Anweisungen. »Lauft als alte Menschen herum und verabschiedet Euch. Lauft als eilige Geschäftsleute durch den Raum und verabschiedet Euch

gestreßt. Verabschiedet Euch als Kinder. Verabschiedet Euch als Studierende, und nun verabschiedet Euch als die Kurs-Teilnehmer, die Ihr seid.« Die Form des Abschiednehmens macht viel Spaß und entschärft die ›traurige Abschiedssituation‹.

Im Anschluß daran treffen sich die S II-Kursgruppen mit dem Leitungsteam zu einem offiziellen *Abschlußplenum*, um gemeinsam über den Transfer der gelernten Inhalte in den Bereich der Seelsorge zu diskutieren und weiterführende Kritiken und Anregungen für das Gesamtprojekt der »Seelsorglichen Gesprächsführung« zu sammeln.

c. Qualifikation zum tutoriellen Trainer für Seelsorgliche Gesprächsführung S I (S III) (Stephan Teuber)

1. Ziel:

Diese Stufe ermöglicht einer begrenzten Anzahl von Teilnehmenden, selbst zum Ausbilder in seelsorglicher Gesprächsführung zu werden und die erlernte Gesprächskompetenz in der Leitung einer Gruppe praktisch auszuprobieren. Während einer einwöchigen Phase in den Semesterferien entwickeln die Teilnehmer ihre Fähigkeiten als Gruppenleiter, die sie im anschließenden Semester in der konkreten Leitungsfunktion der S I-Gruppe verwirklichen können.

2. Inhalte:

In der einwöchigen Ausbildungsphase während der Semesterferien stehen folgende Aspekte im Vordergrund:

- S Vertrautwerden mit der Vermittlung der Kommunikationspsychologie an andere.
- S Einübung in das Konzept des Empowerments (Verantwortungsübernahme).
- S Umgang mit schwierigen Situationen in Gruppenprozessen.
- S Sicheres Auftreten vor und in einer Gruppe (Moderationsverhalten).
- S Selbstbestimmte Planung des Trainings »Seelsorgliche Gesprächsführung I« in einem Zweierteam.

Während des Semesters erfolgt die praktische Umsetzung der erworbenen Fähigkeiten, indem die Teilnehmer die Stufe »Seelsorgliche Gesprächsführung

rung I« an vier Wochenenden unter Supervision leiten. Die Supervision erfolgt jeweils vor und nach einem Ausbildungswochenende. Zwischen den einzelnen Ausbildungswochenenden trifft sich die Gruppe der Ausbilder im Rahmen einer selbstgesteuerten Übungsgruppe, um gemeinsam ihre kommunikativen Fähigkeiten weiter auszubauen.

3. Methodik:

Methodisch liegt dieser Stufe ein kollegiales Lehr/Lernmodell zugrunde. Dies bedeutet, daß die Teilnehmer aus einer rezeptiv-teilnehmenden Position mehr und mehr in eine aktiv-leitende Funktion (Gruppenleitung) überwechseln. Durch die regelmäßige Gruppensupervision (und auf Wunsch auch Einzel- oder Teamsupervision) vor und nach den einzelnen Ausbildungswochenenden während des Semesters werden die Tutorinnen und Tutoren unterstützt, ihre individuellen Anteile am Gruppengeschehen zu erkennen.

4. Durchführungsbedingungen:

Pro Semester können 6–8 Studierende teilnehmen. Während der Kompaktphase bilden die Studierenden eine Gruppe (60 Semesterwochenstunden); im Semester bilden sich daraus insgesamt 3–4 Tutorenpaare, die an 4 Wochenenden die Stufe I (verlaufszentrierte Gesprächsführung) anleiten (72 Semesterwochenstunden). Das selbstorganisierte Kleingruppenseminar umfaßt 30 Semesterwochenstunden. Vor und nach den Ausbildungswochenenden erhalten die Teilnehmer von ihren Ausbildern Supervision (16 Semesterwochenstunden). Ausbilder dieser Phase sind Personen aus dem Leitungsteam.

5. Die Auswahl der Teilnehmer:

Da erfahrungsgemäß mehr Studierende an S III teilnehmen wollen, als Plätze vorhanden sind, müssen die Teilnehmenden vom Projektteam ausgewählt werden. Hier hat sich die Durchführung von 15-minütigen Einzelinterviews mit je zwei Mitgliedern der Projektleitung bewährt. Vor Beginn der Einzelinterviews werden den Interessenten die Auswahlkriterien (z. B. Motivation, zeitliche Verfügbarkeit, Fertigkeit in der Seelsorglichen Gesprächsführung...) mitgeteilt, die von den Auswählenden im Anschluß an das Gespräch nach Punkten bewertet werden. Danach werden Interessenten in eine Reihenfolge gebracht: die ersten acht können teilnehmen. Wichtig ist bei diesem Verfahren, daß immer nur für das aktuelle Seminar ausgewählt wird. Dadurch bekommen engagierte Studierende die Möglichkeit, bis zum nächsten Auswahltermin ihre Fertigkeiten in der Seelsorglichen Gesprächsführung zum Beispiel durch Besuch ergänzender Seminare zu erweitern und somit beim zweiten Anlauf einen Ausbildungsplatz zu erhalten.

1) Die sechstägige Kompaktphase

1. KURSTAG: Am Montag stehen naturgemäß das gegenseitige Kennenlernen und die Gruppenfindung der Gesamtgruppe im Vordergrund. Doch bereits das Kennenlernen kann jetzt dazu benutzt werden, verschiedene Methoden des Kennenlernens vorzustellen, deren Vor- und Nachteile zu vermitteln und so den Teilnehmenden für die Bedeutung von Anfangssituationen in Gruppen zu sensibilisieren. Dazu wird eine sehr strukturierte Form (Kurzstatements) mit einer sehr wenig strukturierten Form (z. B. Sektempfang) kontrastiert, etwa nach folgendem Muster:

»Ich darf Euch recht herzlich zum Beginn des Seminars S III begrüßen. Um das gegenseitige Kennenlernen zu erleichtern, darf ich Euch bitten, jeweils Euren Vornamen, Anzahl der Studiensemester und Euren Studienschwerpunkt beziehungsweise das Thema Eurer Abschluß-, Diplom- oder Zulassungsarbeit zu nennen. Ich werde die Angaben am Flip-Chart mitvisualisieren. ...« Nachdem die meisten Teilnehmer die gewünschten Angaben gemacht haben und die Atmosphäre entsprechend nüchtern und sachlich geworden ist, übernimmt der zweite Ausbilder die Anleitung der Vorstellungsrunde ... »Also mir ist das hier zu steif (steht auf und stellt Musik, zum Beispiel Tracy Chapman, an, packt Sekt, Orangensaft und Knabbergebäck aus). Ich schlage vor, Ihr nehmt Euch jeweils einen Luftballon, schreibt Eure Lieblingsfarbe, Lieblingsessen und Lieblingstier darauf, klebt ihn an der Kleidung fest und schaut, daß Ihr in der nächsten halben Stunde von jedem/jeder hier etwas über die drei Begriffe auf dem Luftballon erfahrt.«

Nach diesem Begrüßungsritual wird das soeben Erlebte reflektiert und werden die wesentlichen Kriterien und Tips für die Gestaltung von *Eingangssituationen* in Gruppen am Flip-Chart zusammengetragen. Anhand des Einstiegs wird den Teilnehmern und Teilnehmerinnen bereits zu Beginn die Gestaltung des Kompakttrainings auf zwei Lernebenen verdeutlicht: Die erste Ebene ist die *Ebene des inhaltlichen Lernfortschrittes*, des Erwerbs von neuen Wissens-elementen und erweiterter Handlungskompetenz. Die zweite Lernebene, auch *Metaebene* genannt, bezeichnet das Phänomen, daß in einer Gruppe gelernt wird, welche Phänomene etwa beim Lernen in Gruppen auftreten können.

Das heißt: Die Lerngruppe stellt ihr eigenes Anschauungsobjekt dar und bildet selbst den gemeinsamen Erfahrungshintergrund. Es kann also direkt darüber reflektiert werden, welche Einstiegsvarianten sich bei sich neu bildenden Gruppen von der Gruppendynamik her anbieten (erste Lernebene). Es kann aber auch das Phänomen genutzt werden, daß die aktuelle Lerngruppe ja selbst eine neu zusammengestellte Lerngruppe ist, die sich momentan in der Einstiegsphase befindet und jetzt über den gemeinsam erlebten Prozeß reflektiert, um daraus Handlungskonsequenzen für die Praxis abzuleiten (Metaebene). Zudem unterstützt die bei dieser Art der Begrüßung entstehende Verwirrung die Abgrenzung der neuen Gruppe S III von den bisher im Lernprogramm erlebten Gruppenprozessen und weckt Neugier auf das weitere Programm.

Noch vor dem Mittagessen wird die Fragestellung »was erwarte ich von S III« mit Hilfe der *Metaplan-Methode* bearbeitet und dabei gleichzeitig in diese Methode eingeführt. Die Metaplanmethode stellt eine Arbeitsweise für Gruppen dar, die sich unter anderem dann anbietet, wenn Gruppen gemeinsam einen Handlungsplan erstellen sollen, oder wenn es das Ziel ist, in der Gruppe vorhandenes Wissen oder Erfahrungen zu sammeln, zu strukturieren und zu systematisieren³⁷. Bereits in dieser Runde können einzelne Teilnehmer erstmals selbst in die Rolle des Tutors/der Tutorin schlüpfen und zeitweise den Moderationsprozeß gestalten.

Die Aktivierung beziehungsweise Auflockerung nach dem Mittagessen wird von einem Teilnehmer oder einer Teilnehmerin gestaltet. Spätestens im Anschluß daran wird das *Thema Feedback* (welche Regeln?, wieviel?, warum?, Sandwichtechnik), das ja ebenfalls aus den vorangegangenen Seminaren bekannt ist, wiederholt, und die Anleitende bekommt entsprechendes Feedback.

Mit Hilfe eines *Handlungsplanes* (wer macht wann was mit wem?) werden die im Laufe der Woche anfallenden Aufgaben (Gestaltung einer Videoanalyse, Auflockerungen, Entspannungen, Aktivierungen, verbale beratende Übungen, nonverbale Übungen,

³⁷ Für nähere Informationen vgl. K. Klebert, E. Schrader, W. G. Straub, Moderations-Methode (Hamburg ⁵1991).

Theorieeinheiten zu den Techniken der Gesprächsführung) auf die Teilnehmenden verteilt. Ziel dabei ist, daß alle innerhalb der sechs Tage mehrmals zu unterschiedlichen Themen- und Aufgabenbereichen präsentieren und somit Sicherheit für die Aufgabe, S I anzuleiten, erlangen.

Um die Wirksamkeit der in der ersten Ausbildungsstufe üblichen *Lernzielformulierung* und die Art, wie diese Lernziele formuliert sein sollen, zu wiederholen, werden auch in S III von den einzelnen Teilnehmenden Lernziele formuliert. Dabei haben sich die Kriterien des »*wohlformulierten Satzes*« nach der Methode des Neurolinguistischen Programmierens (NLP) bewährt.³⁸ Nach diesem Modell sind Ziele dann besonders gut und auch entsprechend motiviert zu erreichen, wenn sie sehr konkret und (auch von außen) überprüfbar benannt sind. Ziele sollten deshalb ein Verhalten beschreiben, das ohne Negationen oder Vergleiche formuliert ist. Sobald Ziele mit Negationen oder Vergleichen formuliert werden, wird im Gehirn immer auch diese Negation oder der Vergleichspunkt mitgedacht. Ein Beispiel könnte hier die Aufforderung liefern: »Bitte denken Sie jetzt auf gar keinen Fall an einen rosaroten Elefanten.« Im selben Moment, wo man versucht, sich keinen Elefanten vorzustellen, zwingt man sein Gehirn erst recht dazu, sich einen solchen Elefanten vorzustellen, obwohl man genau das nicht will.

Methodisch wird dieses Vorgehen durch eine von den Ausbildern angeleitete *Phantasiereise* über die Lernziele von S I zu dem in S II Gelernten bis hin zu den anvisierten Lernzielen von S III unterstützt. Die Ziele werden individuell formuliert, in Zweiergruppen besprochen und präzisiert und schließlich für die Runde im Plenum visualisiert.

Zum Ende des ersten Tages führen die Ausbilder in das Thema Möglichkeiten der *Gruppendiagnose*³⁹ ein. Eine dieser Möglichkeiten wird sogleich mit der Gruppe praktisch durchgeführt. Auch in S III wird jeder Kurstag mit einer Blitzlichtrunde abgeschlossen.

³⁸ Vgl. O'Connor, Seymour, NLP, 40.

³⁹ Z. B. wird den Teilnehmenden die Technik der Gruppenstatue vorgestellt. Diese Technik lehnt sich an das familientherapeutische Vorgehen von Virginia Satir an.

2. KURSTAG: Ab diesem Tag werden die aus den vorangegangenen Seminaren bereits bekannten Routinen abwechselnd von verschiedenen Gruppenmitgliedern durchgeführt. Dazu gehören Tageseinstieg mit Blitzlicht- und Reste-Runde, Überblick über das Tagesprogramm und Einstiegsübung.

Nach der Reste-Runde hält eine Teilnehmerin ein *Kurzreferat* zum Thema ›*Paraphrase*‹ mit anschließendem Feedback.⁴⁰ Da die Bedienung der Videotechnik häufig mit Unsicherheit verbunden ist, die dann im Rahmen der Durchführung von S I unliebsame Schwierigkeiten mit sich bringt, führen die Ausbilder umfassend in die technische Seite ein. Sobald die Bedienung erprobt ist, nehmen die Teilnehmer paarweise Beratungsgespräche auf, die im Laufe der sechs Tage als Übungsmaterial für die Videoanalysen zur Verfügung stehen und auch für die Wiederholung des S I-Stoffes wichtig sind. Die künftigen Tutorinnen und Tutoren sollen sich im Rahmen der Beratungsgespräche ausdrücklich auf die in S I verwendeten Techniken beschränken. Damit soll ihnen ermöglicht werden, die Videoanalysen auf eine dem Wissensniveau ihrer zukünftigen S I-Gruppe angepaßte Weise einzuüben.

Im Anschluß an die Aktivierung nach dem Mittagessen⁴¹ wird die S III-Gruppe mit dem Verfahren der Videoanalyse vertraut gemacht. Hier stehen vor allem Fragen zur Intensität der Rückmeldungen an die zukünftigen S I-Teilnehmer und zur Zusammenarbeit im Tutorenteam im Vordergrund.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags führen die Teilnehmer zwei Videoanalysen mit den dazugehörigen Feedbackrunden in eigener Regie durch. Sie werden anschließend ausführlich ausgewertet. Vor dem Abschlußblitz wird durch die Ausbilder noch eine weitere Methode zur Gruppendiagnose angeboten (z. B. Einpunktabfragen aus der Metaplantchnik).

⁴⁰ Falls im folgenden nicht anderes vermerkt, werden die Übungen und Präsentationen jeweils von den Teilnehmenden angeleitet und durch eine Feedbackrunde ausgewertet.

⁴¹ Im folgenden werden die aktivierenden oder auflockernden Übungen, die alle von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern angeleitet werden, nicht mehr eigens genannt, da sie nach Bedarf in den Tagesablauf eingestreut werden.

3. KURSTAG: Eine Teilnehmerin führt mit der Gruppe den aus den vorangegangenen Seminaren bekannten Tageseinstieg durch mit Blitzlicht- und Resterunde, Überblick über das Tagesprogramm und Einstiegsübung.

Der dritte Tag wird überwiegend durch die *Videoanalysen* der einzelnen Teilnehmerinnen und Teilnehmer geprägt, unterbrochen durch Übungen zur Beratung, kurze Theorieeinheiten und erholende oder aktivierende Elemente. Die Ausbilder konzentrieren sich an diesem Kurstag darauf, das Feedback zu den einzelnen Programmelementen zu moderieren und selbst Feedback zu geben.

In der jetzt beginnenden Phase wird den künftigen Tutoren und Tutorinnen zunehmend bewußt, daß die Vermittlung der Stoffinhalte nur einen Teil ihrer Aufgabe ausmacht. Gleichzeitig haben sie ständig zu überprüfen, ob die Art, wie die Gruppe im Moment lernt, auch zum aktuellen Zustand der Gruppe passend gewählt ist. Erfahrungsgemäß zeigt sich dieses Problem spätestens bei der dritten aufeinander folgenden Videoanalyse, wenn die Konzentration der Teilnehmer bereits nachläßt. Eine fachlich korrekte Durchführung der Analyse ist dann kaum noch möglich, es sei denn, es gelingt den Tutoren, die Gruppe zum Beispiel durch einen häufigen Wechsel der Beobachtungsaufgaben, Wechsel zwischen Aufforderungen zu Einzel- und Gruppenaktivitäten immer wieder neu zu motivieren und zu faszinieren.

Vor dem Abschlußblitz wird durch die Ausbilder eine neue Variante der *Gruppendiagnose* (z. B. Blitzlicht mit Hilfe der TZI-Begriffe Ich, Thema, Gruppe, Globe) angeboten.

4. KURSTAG: Wieder übernimmt ein Teilnehmer den Tageseinstieg. Am Vormittag stehen noch einmal die Videoanalysen im Vordergrund, um die Methodensicherheit weiter zu vertiefen. Die Nachmittagsarbeit ist dem ›*Umgang mit schwierigen Gruppensituationen*‹ gewidmet. In lockerer Runde oder per Metaplan werden zunächst gemeinsam schwierige Situationen gesammelt und dann in eine sinnvolle Reihenfolge gebracht. Einige Situationen werden anschließend im Rollenspiel simuliert. Dazu ergeht folgende Anweisung:

»Wir werden nun einige unterschiedlich schwierige Gruppensituationen im Rollenspiel simulieren. Um möglichst nah am realen Geschehen zu bleiben, werden wir dazu keine Rollenanweisungen oder ähnliches ausgeben. Eure Aufgabe besteht vielmehr darin, wenn Ihr etwas als störend, ablenkend oder irritierend empfindet, dieser Wahrnehmung nachzugehen und entsprechend zu reagieren. Also wenn Euch zum Beispiel etwas ein bißchen ärgert, dann denkt nicht nach, warum das jetzt so ist, oder wie Ihr Euren Ärger verarbeiten könnt, sondern reagiert direkt auf den Ärger. Denkt Euch also nicht eine bestimmte Rolle aus, sondern reagiert unmittelbar auf das, was sich hier und jetzt abspielt. Seid nur stärker, als Ihr es normalerweise tun würdet. Damit die Situation für die Anleitenden noch bewältigbar bleibt, bitte ich Euch auch, nicht sofort als sehr schwierige Gruppenmitglieder aufzutreten, sondern Euch langsam in Eure Rolle »hineinzusteigern«, und wenn Ihr merkt, daß die Anleitenden passend mit Euch umgehen, dann auch wieder kooperativer zu werden.

Die Situationen, die wir im Folgenden üben wollen, haben wir schon auf dem Flip-Chart gesammelt. Achtet also besonders auf Eure Wahrnehmungen in diesem Bereich.

Wer will als erster eine Übung, Auflockerung oder eine kurze Theorieeinheit mit uns durchführen?«

Wenn sich nun im Laufe der folgenden Übungen oder Theorieeinheiten eine schwierige Gruppensituation entwickelt, stoppen die Ausbildungsleiter den Gruppenprozeß und wechseln mit der Gruppe auf die Ebene der *Prozeßreflexion* (Metaebene). Dazu stehen alle Personen auf, treten hinter ihre Stühle und betrachten so aus der Vogelperspektive die Gruppensituation, in der sie sich gerade befanden. Auf diese Weise wird erreicht, daß Gruppenprozeß und Metaebene kognitiv und erfahrungsmäßig getrennt erfaßt werden können. Von hier aus werden die unterschiedlichen Wahrnehmungen, Hypothesen und Lösungsvorschläge für eine solche Situation besprochen. Mit dem so ergänzten Wissen haben die Anleitenden nun die Möglichkeit, wieder in den Gruppenprozeß einzusteigen und eine Lösungsmöglichkeit auszuprobieren. Bei Bedarf kann wiederum auf die Metaebene gewechselt, erneut reflektiert und der Prozeß durch die Anleitenden, eine einwechselnde Tutorin oder ein Tutorenpaar fortgesetzt werden.

Ziel des Vorgehens ist es, eine Vielzahl von Reflexions- und Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen und zumindest teilweise ein-

zuüben. Die Gratwanderung zwischen zu harmlosem Mitspielen und zu kräftiger Übertreibung wirkt in der Regel ungemein motivierend und heiter auf das Gruppenklima. Vor dem Abschlußblitz wird durch die Ausbilder außerdem eine weitere Möglichkeit der Gruppendiagnose (z. B. Skalierungsfragen) vorgestellt.

5. KURSTAG: Wieder Ein übernimmt ein Teilnehmer den Tagesanstieg. Je nach Bedarf werden dann am Vormittag das Thema ›*Schwierige Gruppensituationen*‹ in der oben skizzierten Weise fortgesetzt und der Freiraum zur Bearbeitung weiterer noch offener Themen genutzt.

Nach der zunächst noch stark spielerischen Art der Zusammenarbeit in den letzten beiden Halbtagen wird es Zeit, die *Tutorentandems* für die Anleitung der Stufe I zu bilden. Bisher konnten sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen für die einzelnen Übungen immer wieder in neuen Konstellationen zusammenschließen. Jetzt muß eine verbindliche Entscheidung für die Zusammenarbeit im Semester und bei der konkreten Vorbereitungsarbeit getroffen werden.

Die Frage, auf welche Weise ein solcher Entscheidungsprozeß am besten erfolgreich durchgeführt werden kann, ist im Rahmen der Gesprächsführungsausbildung bisher noch offen. Gegenwärtig wird so vorgegangen: Die Ausbilder versuchen, die Bedeutung der Tutorenpaarbildung auf ein realistisches Maß zu bringen: »Mit wem traue ich mir zu, viermal eineinhalb Tage Seminar vorzubereiten, anzuleiten und auszuwerten S und zwar so, daß auch die zukünftigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer an S I etwas von uns lernen können?« Schwierig ist der Klärungsprozeß deshalb, weil für die Teamkonstellation ja nicht nur der Grad der individuellen Zufriedenheit wichtig ist, sondern mit Blick auf die gesamte Seminargruppe zu entscheiden ist. Konkret: Teilnehmerin B würde zwar auch mit D zusammenarbeiten, aber wenn A mit E ein Tutorenpaar bildet, dann will B unbedingt mit C, wobei sich D auf keinen Fall gut mit F ergänzt. So lassen sich zwar in einem ersten Durchgang Vorlieben feststellen, aber diese müssen in einem zweiten Durchgang mit einer Bewertung der Gesamtgruppe ergänzt werden. Nach Reflexion und Diskussion aller Optionen einigen sich die Teilneh-

mer oft auf ein oder zwei mögliche Versionen, die dann bis zum nächsten Morgen offengehalten werden.

In der Regel besteht zu diesem Zeitpunkt kein Bedarf an weiteren Varianten und Methoden der Gruppendiagnose, da die Gruppe sehr intensiv mit dem Prozeß der Paarbildung beschäftigt ist. Der Abschlußblitz ist am Ende eines so ereignisreichen Kurstages besonders wichtig, um einen letzten Eindruck davon zu gewinnen, wie zufrieden die einzelnen im Augenblick mit den sich abzeichnenden oder bereits getroffenen Entscheidungen sind.

6. KURSTAG: Am Vormittag werden nach dem Einstiegsritual die Tutorenpaare endgültig festgelegt. Damit kann die noch verbleibende Zeit für die Vorbereitung des ersten S I-Termines genutzt werden.

Dazu wird erst ein *Gesamtüberblick* über die auf Kursstufe I zu behandelnden Inhalte, die zur Verfügung stehenden Materialien, Techniken usw. erstellt. Die Zielsetzung der einzelnen Kurswochenenden wird intensiv durchgesprochen. In den folgenden zwei Stunden bereiten die Tutorenpaare die Anfangsphase des ersten Wochenendes vor (z. B. Einstiegsplenum, Begrüßung, Kennenlernrunde). Übungen, Einstiegsformen, Pausenmöglichkeiten werden abgeklärt. Vor allem gilt es die gemeinsame Zusammenarbeit zu regeln. Dazu gehören Arbeitsabsprachen wie: »Wie verhalte ich mich, wenn ich meinen Co-Tutor ergänzen will?« Da die Kursteilnehmer auf frühere Ablaufpläne der Kursstufe I zurückgreifen können, fällt ihnen die planerische Arbeit nicht allzu schwer. Die erarbeiteten Ablaufpläne werden nach dem Mittagessen im Plenum vorgestellt und diskutiert.

Am Ende der sechstägigen Kompaktphase ist in der Regel noch eine Vielzahl an organisatorischen Fragen zu beantworten: Wo und wann trifft sich die Gruppe zum Übungsseminar? Wer besorgt welche Schlüssel? Wer bekommt von wem welche Auslagen erstattet? Wie lange dauert das Eingangsplenum? Was tun, wenn die Technik am ersten S I-Termin ausfällt? Wie können die Kursleiter während der S I-Termine erreicht werden? Wann sind die genauen Zeiten der Supervisionstermine? Was ist, wenn wir zusätzliche Supervision-

stermine wahrnehmen wollen? Der Samstag schließt mit einem kurzen Resümee der vergangenen sechs Tage, dem Ausblick auf das kommende S I-Seminar S schließlich muß der Seminarraum noch gemeinsam aufgeräumt werden.

2) Die Supervision

Im Rahmen der sechstägigen Kompaktphase wurde der S III-Gruppe das nötige Wissen vermittelt und Gelegenheit zum Einüben von hilfreichen Tutorenverhaltensweisen gegeben. Obwohl gut belegt ist, daß von Studierenden geleitete Ausbildungsgruppen in der Regel eine hohe Effektivität besitzen und von ihren Kommilitonen auch gut akzeptiert werden⁴², dürfen sie freilich in ihrer Anleitungsaufgabe keinesfalls allein gelassen werden. Leitlinie des tutoriellen Ausbildungsdesigns stellt vielmehr die *verantwortete Autonomie* einzelner Ausbildungselemente dar. Deshalb finden zu den einzelnen Ausbildungswochenenden von S I jeweils eine vor- und eine nachbereitende Gruppensupervision für die Anleitungsteams statt.

Ziel der Supervisionen ist es, die Tutorenteams in der Anleitung von S I zu unterstützen und die Qualitätskontrolle der Ausbildung sicherzustellen. Da Supervision bei tutoriellen Ausbildungskonzepten eine Schlüsselstellung einnimmt, können zusätzliche Supervisionstermine jederzeit vereinbart werden. Während der einzelnen Ausbildungswochenenden befindet sich immer eine Kursleiterin oder ein Kursleiter in Rufbereitschaft, um unmittelbar Supervision anbieten zu können. Neben den acht obligatorischen Supervisionsterminen entscheiden die Tutoren selbst über die Anzahl der zusätzlichen Supervisionen.

Fragen zur inhaltlichen Schwerpunktsetzung und Gestaltung, zu Aufbau und Dauer einzelner Lerneinheiten, zur Wirkung bestimmter Übungen oder Präsentationsarten bilden erfahrungsgemäß einen Schwerpunkt der Supervisionsarbeit: Wieviel Zeit soll ich für wel-

⁴² Vgl. dazu C. R. Weisbach, Training des Beraterverhaltens (Bad Heilbrunn 1988) 119–138.

che Diskussion zur Verfügung stellen? Welche Übung paßt zu welchem Zeitpunkt am besten in das Tagesprogramm? Den zweiten Schwerpunkt stellen die Wahrnehmung und Steuerung der Gruppendynamik in der S I-Kleingruppe dar: Wie kann ich mit einzelnen auffälligen Teilnehmern und Teilnehmerinnen umgehen? Wie kann ich einzelnen anbieten, intensiver am Gruppenprozeß oder an der thematischen Auseinandersetzung teilzunehmen? Wie gehe ich mit einer Teilnehmerin um, die nach einer Übung deprimiert auf mich wirkt? Den dritten Schwerpunkt bilden schließlich Fragen der Koordination und Zusammenarbeit im Tutorentandem: Wie sollen wir bei Mißverständnissen oder unterschiedlichen Ansichten miteinander umgehen? Was tue ich, wenn ich meinem Co-Tutor vielleicht in einem bestimmten Punkt mißtraue?

Bei der Supervision zu diesen drei Schwerpunkten sind immer die beiden Ebenen (a) Reflexion vor dem Hintergrund *alternativer Handlungsmöglichkeiten* und (b) Reflexion vor dem Hintergrund *persönlicher Anteile* am Gruppengeschehen zu beachten. Erfahrungsgemäß steht in der vorbereitenden Supervision stärker die Frage nach alternativen Handlungsmöglichkeiten im Vordergrund, während in der nachbereitenden Supervision mehr Wert auf das Integrieren der persönlichen Anteile am Gruppengeschehen und den Umgang mit einzelnen Gruppenmitgliedern oder dem Co-Tutor gelegt wird. Für die vorbereitende Supervision stehen je Tutorenpaar ca. 40 Minuten zur Verfügung, für die nachbereitende Supervision ca. 50 Minuten.

Die Supervision insgesamt orientiert sich am lösungsorientierten Ansatz der systemischen Kurzzeittherapie⁴³. Im Gegensatz zu einem eher problemorientierten Vorgehen, bei dem geklärt wird, warum etwas so ist, wie es ist, steht hier die Frage im Vordergrund, wie ich etwas ändern kann, das ich bisher als nicht zufriedenstellend erlebt habe.

⁴³ Vgl. S. de Shazer, *Der Dreh* (Heidelberg 1989); *Ders.*, *Das Spiel mit Unterschieden* (Heidelberg 1992).

3) Das Übungsseminar

Nach der sechstägigen Kompaktphase und während der Anleitung der Kursstufe I treffen sich die Tutorinnen und Tutoren für S I selbständig im Übungsseminar. Hier können sie, unterstützt durch Arbeitsaufgaben ihrer Ausbilder, kontinuierlich das Anleiten einzelner Übungen trainieren, offene Fragen gegenseitig klären und die Detailplanungen der einzelnen S I-Termine untereinander abstimmen. Vom zeitlichen Rahmen her sind 120 Minuten vorgegeben, die von den Tutoren aber inhaltlich frei gefüllt werden können. Die Ausbilder bringen ihrerseits Vorschläge ein, zu welchen Themen einzelne Sitzungen gestaltet werden sollen. Zu Semesterbeginn wird im Übungsseminar viel Zeit und Engagement darauf verwandt, wie dieses selbstorganisierte Übungsseminar von den neu ausgebildeten Tutoren tatsächlich selbst organisiert werden kann. Angefangen von Fragen wie »Wer moderiert heute?« über Fragen »Wer macht wann was mit wem?« bis hin zu Fragen »Wie gehen wir Tutoren untereinander mit Trittbrettfahrern um?« oder »Was machen wir mit unpünktlichen Teilnehmern?«. Die Tutorengruppe lernt im Übungsseminar das Thema Gruppendynamik intensiv aus der Sichtweise der unmittelbar Beteiligten kennen, ohne daß einer der Ausbilder unmittelbar in den Prozeß eingreift. Selbstverständlich wird auch die Entwicklung des Übungsseminars im Rahmen der Supervision kontinuierlich begleitet.

Die Hauptaufgabe des Übungsseminars ist freilich die Vorbereitung der einzelnen Kurswochenenden, indem noch offene Fragen besprochen, Übungen ausprobiert und Probevorträge durchgesprochen werden.

d. Fallseminar und Durchführung von S II (S IV) (Tobias Heisig/Stephan Teuber)

1. Ziel:

Diese Stufe bietet einer begrenzten Anzahl von Studierenden die Möglichkeit, die in den bisherigen Kursen erworbenen Kompetenzen anzuwenden. Dazu

betreuen die Studierenden zunächst während des Semesters als seelsorgliche Berater in einem wöchentlichen Gesprächskontakt eine Person in Glaubens- oder Lebensfragen und erhalten dazu regelmäßig Supervision. Außerdem nehmen sie als Co-Supervisor an der Supervision eines anderen Teilnehmenden teil, um ihre Wahrnehmungsfähigkeit von Veränderungsprozessen weiter ausbauen zu können. Im Rahmen eines dreistündigen Seminars werden den Teilnehmenden verschiedene Gesprächstechniken aus der Kurzzeitberatung vermittelt. Anschließend leiten sie als Tutorenteams den Kurs S II während der Semesterferien.

2. Inhalte:

Die Studierenden werden mit Hilfe einer dreitägigen Kompaktphase in die Besonderheiten einer Beratungssituation eingeführt. Die wöchentliche Supervision für die Gesprächskontakte richtet sich an den Bedürfnissen der Teilnehmer aus. Hier geht es vor allem darum, durch Aufdecken von Eigenanteilen sowie durch Erarbeiten von Handlungsalternativen den Gesprächskontakt zu unterstützen. Die Teilnahme an einer Supervision als Co-Supervision verbessert die Wahrnehmungsfähigkeit der Teilnehmenden für Veränderungsprozesse bei Gesprächspartnern. Das semesterbegleitende Seminar vermittelt insbesondere Gesprächsführungstechniken aus der Kurzzeitberatung (A. Ellis, R. Bandler/J. Grinder, S. de Shazer u. a.).

Durch die Gestaltung des Seminars S II vermitteln die Teilnehmer anschließend die Methoden zur vertiefenden Gesprächsführung selbst (siehe Darstellung S II), die sie für ihren vorangegangenen außeruniversitären Gesprächskontakt eingesetzt haben. Dazu findet am Semesterende eine dreitägige Kompaktphase zur Vorbereitung der Anleitung von S II statt.

3. Methodik:

Der Kurs wird methodisch in zwei Phasen unterteilt: Während des Semesters machen die Teilnehmer die Erfahrung als seelsorgliche Berater außerhalb der Universität. Diese Erfahrungen werden im Rahmen der wöchentlichen Supervision sowohl in Bezug zur fachlich-inhaltlichen Seite als auch in Bezug auf die Person des Beraters reflektiert. Die Erfahrungen aus dem Semester können anschließend von den Teilnehmenden in die Gestaltung des Kurses S II aufgenommen werden.

4. Durchführungsbedingungen:

Während des Semesters führt jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin einen wöchentlichen Gesprächskontakt mit einer Person/Gruppe außerhalb der Universität durch (14 Semesterwochenstunden), nimmt als Supervisand an einer Einzelsupervision teil (14 Semesterwochenstunden) und als Co-Supervisor an einer Fremd-Supervision (14 Semesterwochenstunden). In den darauffolgenden Semesterferien leiten die Teilnehmer zu zweit oder zu dritt als Tutoren

den Kurs S II (72 Semesterwochenstunden) und erhalten vorbereitend und begleitend Supervision (12 Semesterwochenstunden).

1) Beschreibung der ersten Kompaktphase

Die erste Kompaktphase hat *vier zentrale Ziele*:

Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Kurses sollen sich *kennenlernen* und als Team zusammenfinden. Aus diesem Grund werden die drei Tage außerhalb Tübingens in einem Ferienhaus durchgeführt. Eine in der gemeinsamen Arbeit und in den abendlichen Gesprächen und Spielen entstehende vertrauensvolle Arbeitsatmosphäre ist notwendig, um sich effizient über Erfahrungen aus den Übungen und später den Beratungsgesprächen austauschen zu können.

Es soll das *Konzept der Kurzzeitberatung* vermittelt werden. Dazu gehören neben einem Überblick über die Beziehungsdynamik zwischen Berater und Klient im Laufe der zehn Gespräche auch Interventionsmethoden. In der Kompaktphase stehen besonders solche Techniken auf dem Programm, die für die ersten Sitzungen der Beratung geeignet sind. Weitere werden im Laufe der wöchentlichen Seminarsitzungen eingeführt.

Der erste Kontakt mit dem oder der Ratsuchenden am Telefon sowie das konstituierende Vorgespräch muß ausführlich zu reflektiert und geübt werden. Wichtiger Bestandteil der Planung eines Beratungsgesprächs ist die Klärung der Frage, ob sich Berater und Ratsuchende eine Zusammenarbeit überhaupt vorstellen können. Dies geschieht in einem Vorgespräch, welches zuvor telefonisch terminiert wird. Besprochen werden in diesem konstituierenden Treffen somit vor allem Fragen, welche die Motivation und den Grund des Klienten, ein Beratungsgespräch zu suchen, betreffen. Auch über ihre jeweiligen Erwartungen an das Gespräch und den konkreten Ablauf des Beratungsprogrammes müssen sich Klient und Berater austauschen.

Die zukünftigen Berater und Beraterinnen sollen ein individuelles und sinnvolles *Rollenverständnis* entwickeln. Dies geschieht

besonders im Zusammenhang mit der Erörterung des organisatorischen Rahmens der Beratung. Grundlegendes Prinzip bei der Planung ist die selbständige Organisation der Beratung durch die Teilnehmer, was Raum, Suche nach Klienten usw. betrifft. Den Teilnehmenden bieten sich hier vielfältige Möglichkeiten: Sie können mit alten oder jungen Menschen arbeiten, sich für Studierende oder Berufstätige entscheiden und alleinerziehende Mütter ebenso ansprechen wie Drogenabhängige, Menschen, die der kirchlichen Gemeinde eng verbunden sind oder ihr eher ferne stehen. Der Entscheidungsprozeß ist begleitet von Überlegungen zum Umfang, aber auch zur Grenze der eigenen Verantwortung für die Beratung und den Ratsuchenden. Diskussionen und Gesprächen darüber wird ein großer Platz eingeräumt.

Die Arbeitsweise entspricht der der vorangegangenen Seminare: S I–S III. Theorieeinheiten wechseln sich mit praktischen Übungen, Rollenspielen und Reflexionsphasen ab. Auch diesmal dürfen Auflockerungen, Meditationen und Entspannungen nicht fehlen.

1. KURSTAG: Ein Einstieg zu Beginn des ersten Tages unterstützt die Teilnehmer und Teilnehmerinnen darin, sich mit der neuen Umgebung vertraut zu machen. Auch ihren eigenen Zustand, in dem sie im Ferienhaus ankommen, sollen sie ganz bewußt wahrnehmen. Die Funktion dieses Elements betrifft zweierlei: Einerseits vergegenwärtigen die Teilnehmenden sich auf diese Weise die erfahrungsorientierte Arbeitsweise des Seminars. Zum anderen können sie sich so von Dingen, die sie im Moment noch beschäftigen und die nichts mit dem Seminar zu tun haben, in Ruhe verabschieden S zumindest für die Dauer der ersten Blockphase. Beide Aspekte sind eine notwendige Voraussetzung, um Inhalte personal zu internalisieren. Die Begrüßung hat deshalb meditativen Charakter: In Form einer kurzen Imagination werden alle aufgefordert, auf einem schweigenden Streifzug durch das Haus oder die Umgebung nach einem Gegenstand zu suchen, der die eigene Stimmung symbolisieren kann. Der Gegenstand wird in einer anschließenden Runde der Gruppe vorgestellt. Dies kann zum Beispiel eine Feder, ein Stück Rinde, eine Blüte oder auch ein Buch sein.

Auf die nachfolgende Resterunde sowie die Besprechung (und gegebenenfalls gemeinsame Modifikation) des Programms (vgl. dazu die Beschreibung von S I) werden in einer ausführlichen Übung zentrale Stoffe des Beratungstrainings wiederholt. Dies geschieht zum Beispiel in der folgenden Art und Weise:

Zwei Teilnehmer oder Teilnehmerinnen führen ein Beratungsgespräch. Ein dritter Teilnehmer steht hinter dem Berater und zeigt dem Klienten auf Karten, welches Repräsentationssystem (VAKOG)⁴⁴ er benutzen oder ob er Verallgemeinerungen und Löschungen einfließen lassen soll. Die Karten sind für den Berater nicht lesbar. Der Berater versucht nun in seinen »Pps«, »VEEs«, »VWGs« und anderen Techniken den Kommunikationsstil des Ratsuchenden zu erkennen und entsprechend zu reagieren. Dies kann zum Beispiel durch eine Übernahme des Repräsentationssystems im Sinne des Pacing⁴⁵ geschehen.

Das Nachmittagsprogramm beinhaltet zwei Themen: zunächst das bereits erwähnte Beratungskonzept, welches anhand eines Papers vorgestellt und diskutiert wird. Es enthält folgende Aspekte und Fragestellungen, die für jede einzelne Beratungsstunde zu beherzigen sind:

1. Beziehungsaufbau,
2. Veränderungen gegenüber dem letzten Mal,
3. Was ist im Moment aktuell?,
4. Ziele/Wünsche des Klienten,
5. Wege zur Ziel-/Wunscherreichung.

Zu diesem Grobraster werden im Laufe des Seminars Handlungsmöglichkeiten vermittelt. So zum Beispiel zu Punkt 4 ›Ziele/Wünsche des Klienten‹ die sogenannte ›Zielformulierung‹ S eine Technik, die dem NLP entnommen ist⁴⁶.

Das zweite wichtige Lernziel des Nachmittags ist, eine Interventionsmethode der Gestalttherapie kennenzulernen: die zwei-Stühle-Technik. Sie kann einer Klientin helfen, einzelne Bereiche ihres

⁴⁴ S. o., 124–125.

⁴⁵ S. o., 125–127.

⁴⁶ Vgl. *O'Connor, Seymour*, NLP, 36.

Problems zu differenzieren oder mehrere Probleme und Fragestellungen gegeneinander abzugrenzen. Dies ist wichtig, wenn der Klient in einem Entscheidungsdilemma steht, zum Beispiel bezüglich des Themas, das Gegenstand der Beratung sein soll.

Den Abschluß des Tagesprogramms bildet eine Entspannungsübung zum Beispiel eine Massage oder eine Entspannungsinduktion. Diese wollen helfen, den gehaltvollen Tag noch einmal Revue passieren zu lassen, Eindrücke zu verarbeiten und schließlich zum gemütlichen Teil des Tages überzuleiten.

2. KURSTAG: Das zentrale Thema des Vormittagsprogramms bildet die Frage nach der Rolle des Beraters oder der Beraterin, die alle Seminarteilnehmer und Seminarteilnehmerinnen für sich klären sollen. Angegangen wird dies in Verbindung mit der Planung der Suche nach Klienten, der Gestaltung des Erstkontaktes am Telefon und der Gestaltung des Vorgesprächs.

Im Zusammenhang mit der Klientensuche stellt sich zunächst die Frage, welches Klientel überhaupt angesprochen werden soll. Ob ein Teilnehmer sich für die Beratung und Begleitung eines alten Menschen entscheidet oder ob es ein Student oder eine Studentin sein soll. Die Teilnehmer können ihre Entscheidung frei treffen und ihre ›Werbung‹, die durch Aushänge oder auch durch Anfragen bei bestimmten Institutionen wie Pfarrgemeinden oder Beratungsstellen geschieht, entsprechend gestalten. Aufgabe der Tutoren ist es hier, darauf zu achten, daß sich die zukünftigen Berater und Beraterinnen nicht selbst überfordern. Die Teilnehmer bieten eine qualifizierte Beratung, jedoch keine Psychotherapie. Diese Abgrenzung stellt einen ersten Aspekt der Frage nach der eigenen Rolle als Beraterin dar.

Auf die Anfragen oder die Aushänge hin, melden sich Klienten in der Regel telefonisch. Nun kann ein Vorgespräch ausgemacht werden. Das Telefonat wird intensiv als Rollenspiel mit Übungstelefonen eingeübt. Zum Verlauf wird ausführlich Feedback gegeben wird. Die Teilnehmer lernen so, Termin und Ort des Vorgesprächs exakt und unmißverständlich zu klären und sich nicht über Vorinformationen hinaus in eine ›Telefonberatung‹ hineinzie-

hen zu lassen, auf die sie nicht vorbereitet sind und die auch nicht Sinn des Telefonats ist.

Auch das Vorgespräch wird als Rollenspiel geübt. Wichtige Themen sind hier zu klären: die Erwartungen, die Klient und Berater hinsichtlich des Gespräches haben, die Situation des Klienten, die Frage nach der Einnahme von Medikamenten und bereits erfolgten oder noch andauernden Therapien, sein Einverständnis, daß jedes Beratungsgespräch zum Zweck der Vor- und Nachbereitung auf Band aufgenommen wird, und anderes mehr. Zumeist treffen Berater und Beraterinnen ihre Entscheidung, ob sie mit diesem Klienten zusammenarbeiten wollen, nicht sofort, sondern erbitten sich eine kurze Bedenkzeit. Sie melden sich telefonisch, sobald sie ihre Entscheidung getroffen haben.

Für viele Kursteilnehmer ist anhand dieser Themen die Beratungssituation nun sehr konkret geworden. Oft mischen sich unter die Vorfreude auf die neue Erfahrung in der Beratung auch Befürchtungen: Wird es mir gelingen, dem Ratsuchenden zu helfen? Bin ich der Situation überhaupt gewachsen? Was, wenn ich mit dem Ratsuchenden überhaupt nicht zurecht komme? Solchen und ähnlichen Fragen wird nun in einer angeleiteten Phantasie zum Thema ›*Lieblingsklient* S *Panikklient*‹ nachgegangen. Die zukünftigen Berater und Beraterinnen erhalten hier die Möglichkeit, ihren individuellen Lieblings- und Panikklienten plastisch und konkret vor Augen zu haben. Dies erleichtert die Entscheidung für ein bestimmtes Klientel sowie die Entscheidung, die nach dem Vorgespräch für einen bestimmten Klienten zu treffen ist. Auch Befürchtungen hinsichtlich bestimmter schwieriger Situationen tauchen nun auf: Was tue ich, wenn meine Klientin weint, was, wenn ich das Gefühl habe, nicht voranzukommen? Woran merke ich, was der Klient über die Beratung denkt? Solche und ähnliche Fragen können in den Themenspeicher eingebracht und im weiteren Verlauf des Seminars angegangen werden.

Die Klärung des eigenen Rollenverständnisses findet ihren vorläufigen Abschluß in einer Meditation zu den individuellen Zielen der Beratung. Üblicherweise taucht das Thema ›*Rollenverständnis*‹ jedoch im Fortgang des gesamten Seminars immer wieder auf. Dis-

kussionen darüber wird viel Zeit eingeräumt. Bei der Zielformulierung sollen alle Teilnehmer schriftlich oder zum Beispiel auch in Form einer Collage für sich selbst Ziele und Erwartungen in Stillarbeit zusammentragen. Das Resultat kann parallel zum Beratungsgeschehen vergleichend herangezogen und Schritt für Schritt modifiziert werden.

Ein anderes Thema dieses zweiten Tages ist eine weitere Interventionsmethode: Anhand eines Arbeitsblattes werden Kriterien für eine effiziente und »wohlgeformte« Zielformulierung besprochen.⁴⁷ Die Kriterien werden unter der Bezeichnung »Zielformulierung« zusammengefaßt. Ein Ziel »wohlgeformt« zu formulieren bedeutet, sich sowohl präzise als auch positiv auszudrücken. Je präziser und positiver ein Mensch sein Ziel definieren kann, desto wahrscheinlicher erreicht er dieses auch. Die Kriterien sind in sechs Schritte gestaffelt und stellen ein Frageraster für den Berater dar. Die Teilnehmer verwenden bei der Übung im Rollenspiel ihre zuvor formulierten individuellen Ziele der Beratung. So können sie, indem sie ihre eigenen Ziele differenzieren, Erfahrungen aus der Klientenperspektive S nicht nur aus der Beraterperspektive S sammeln.

3. KURSTAG: Der dritte Tag steht vollständig Themen zur Verfügung, die im Themenspeicher stehen. So können spezifische Fragen der Teilnehmer ausgiebig berücksichtigt werden. Darüber hinaus wird gemeinsam besprochen, welche besonderen Wünsche hinsichtlich des Semesterprogramms bestehen S sowohl inhaltlicher Art als auch, was die Organisation betrifft.

2) Beschreibung des wöchentlichen Seminars

ZIELE, INHALTE UND ARBEITSWEISE: Das wöchentliche Seminar ist auf drei Stunden angelegt. Jede Sitzung besteht aus zwei Teilen, wobei die Struktur des ersten Teiles, was Inhalt, Ziel und Methode betrifft, von Sitzung zu Sitzung gleich bleibt. Die Methodik des

⁴⁷ Vgl. O'Connor, Seymour, NLP, 36.

zweiten Teiles hingegen verändert sich in Abhängigkeit seiner Ziele und Inhalte. Wie für das S-Programm typisch, wird jedes Treffen gegliedert von Eingangs- und Abschlußblitz, Resterunde und Auflockerungen.

Der erste Teil besteht in einem etwa vierzigminütigen Erfahrungsaustausch über die Beratungen, die die Teilnehmer parallel zum Seminar durchführen. Im Unterschied zur Supervision, die konstitutiv die Gesamtpersönlichkeit des Beraters im Blick behält⁴⁸, wird hier auf die im Seminar vermittelten und nun eingesetzten Gesprächsführungstechniken fokussiert. Welche Techniken wurden eingesetzt? Warum wurde die Technik genau an dieser Stelle des Gespräches eingesetzt? Wo gab es Schwierigkeiten? Welche Techniken können unter Umständen für das nächste Gespräch wichtig werden? Durch einen Austausch anhand solcher oder ähnlicher Fragen und durch den Einblick in das Beratungsgeschehen der anderen Teilnehmer können die Berater und Beraterinnen miteinander ihre Erfahrungen vergleichen und Handlungsalternativen für bestimmte Situationen entdecken.

Darüber hinaus sollen durch die Berichterstattung der Teilnehmenden auch die Tutoren Einblick in den Fortgang des Beratungsgeschehen erhalten. Im Interesse der Klienten ist es unentbehrlich, daß die Teilnehmer ihre Beratung intensiv vor- und nachbereiten, sowie daß diese zu jeder Beratungsstunde auch eine Supervision erhalten. Hier dürfen keine Nachlässigkeiten entstehen. Darauf zu achten ist eine grundlegende Aufgabe der Tutoren sowie der Supervisoren. Manchmal ergeben sich aber auch Themen, die im zweiten Teil der Sitzung behandelt werden können. Das Spektrum reicht von organisatorischen Fragen über Probleme oder Spannungen innerhalb der Gruppe bis hin zu Handlungsmöglichkeiten, die für in den Beratungen aufgetretene Situationen erarbeitet und eingeübt werden können.

So brachte Martin sehr wichtige Fragen ein, denen dann in einem eigenen thematischen Block in Teil 2 nachgegangen wurde:

⁴⁸ S. u., 167–170.

Seine Klientin hieß Petra und war 24 Jahre alt. Petra hatte schon mehrere Selbstmordversuche hinter sich. Immer wieder hatte sie Freunden von ihren Plänen erzählt, sich das Leben zu nehmen. Schließlich legte sie auch tatsächlich einmal Hand an sich. Zum Glück ohne Erfolg. Zum Zeitpunkt der Beratung lagen diese Geschehnisse schon einige Jahre zurück. Da sie nun in der Beratung jedoch ausführlich davon berichtete, entstand für Martin die dringliche Frage, inwieweit diese Problematik für seine Klientin nach wie vor aktuell sein könnte. Sollte sie auch jetzt noch selbstmordgefährdet sein? Mußte er damit rechnen, eines Tages von ihrem Tod zu erfahren und er hatte nichts dagegen unternommen? Die Konfrontation mit dem Thema Selbstmord war für Martin auch in sofern belastend, als ein Kommilitone, der mit ihm im selben Studentenwohnheim wohnte, erst einige Wochen zuvor tatsächlich Selbstmord begangen hatte. Dieser persönlichen Betroffenheit, seinen Gefühlen und Ängsten, die er mit dem Thema Suizid verband, ging Martin intensiv in seiner Supervision nach. Welche Handlungsmöglichkeiten sich aus den Selbstmorderfahrungen von Petra für die Beratung ergaben und worin seine Verantwortung bestand, wurde Thema des zweiten Teils des Seminars.

Der zweite Teil beschäftigt sich sowohl mit theoretischen als auch praktischen Themen. Sie variieren von Sitzung zu Sitzung. Soweit nicht von den Teilnehmenden die Behandlung von bestimmten Fragestellungen eingefordert wird, sind im wesentlichen drei große Themenbereiche zu behandeln:

- S die Rational-Emotive Therapie,
- S Techniken des NLP,
- S systemische Beratung,
- S lösungsorientierte Beratung.

Das Seminar nähert sich seinen Inhalten somit also technisch, indem von den Erfahrungen der Teilnehmer ausgegangen wird. Es nähert sich ihnen aber auch thematisch, indem bestimmte Themen vorgegeben werden. Zu den drei Hauptthemen bereiten die Teilnehmer Literatur vor, die dann im Seminar besprochen wird. Die in den Büchern beschriebenen Interventionsmethoden werden eingeübt.

BEISPIELE: *Die Sitzung RET*: Zu Beginn des Semesters sind die Sitzungen geprägt von der Auseinandersetzung mit der Rational-Emotiven-Therapie (RET). Als Grundlage dient das Buch von Chri-

stian Schwarz, »Gefühle erkennen und positiv beeinflussen«⁴⁹. Teilnehmer und Teilnehmerinnen bereiten für jede Sitzung bestimmte Abschnitte des Buches vor, die dann gemeinsam besprochen werden. An die theoretische Diskussion schließen sich meist praktische Übungen an. In diesem Fall beginnt jeder einzelne Teilnehmer in Stillarbeit mit einer rationalen Selbstanalyse unter Anwendung der ABC-Methode:

Die Teilnehmer nehmen sich eine schwierige Situation vor, die sie während der vergangenen Tage erfahren haben, zum Beispiel ein Streit mit einer Mitbewohnerin. Das Ereignis beschreiben sie möglichst objektiv und rational mit Papier und Bleistift. Zunächst wird die Situation genau beschrieben: An welchem Ort ereignete sich der Streit? Zu welchem Zeitpunkt? Wie wurde die Mitbewohnerin genau wahrgenommen? Welche Kleidung trug sie? Wie verhielt sie sich? Anschließend werden die Gedanken, die in dieser Situation auftauchen, benannt. Sie können etwa lauten: »Ich dachte, ich könnte gegen sie nichts ausrichten«. »Ich verachtete sie«. »Ich fragte mich, wie ich sie los werden könnte?«. Schließlich werden die Gefühle notiert, die das Ereignis begleiten: »Ich war wütend und verzweifelt.« »Ich fühlte mich bedrängt und ausgeliefert.« »Mein Mund wurde trocken, und mein Herz klopfte ganz schnell.«⁵⁰

Die ABC-Methode (A steht für aktivierendes Ereignis, B für belief und C für emotional consequences) ist ein wesentlicher Bestandteil der sogenannten »*Rational-emotiven Therapie*« (RET). Sie geht in ihrem Ursprung auf den amerikanischen Psychotherapeuten Albert Ellis zurück⁵¹. Albert Ellis geht von der Beobachtung aus, daß Gefühle nicht unmittelbar durch bestimmte Ereignisse ausgelöst werden, sondern durch unsere *Interpretation* der Ereignisse. Emotionale Störungen entstehen, wenn unsere Interpretation irrational ist. Dagegen bewahre eine rationale Sichtweise der Welt, so Ellis, vor neurotischen Problemen.⁵² Die genannte ABC-Methode dient dem Aufspüren irrationaler Gedanken mit dem Ziel, diese durch rationales Gedankengut zu ersetzen.

⁴⁹ D. Schwarz, *Gefühle erkennen und positiv beeinflussen* (München 1991).

⁵⁰ Zum weiteren Fortgang der ABC-Methode vgl. Schwarz, 40f., 84ff.

⁵¹ A. Ellis, *Die rational-emotive Therapie* (München 1977).

⁵² Zur Definition von »Rationalität« nach Ellis vgl. Schwarz, a. a. O., 64–69.

Indem die Teilnehmer so den Weg gehen, den sie später ihren Klienten und Klientinnen in bestimmten Situationen vorschlagen werden, lernen sie Stärken und Schwächen des RET detailliert und hautnah kennen. Sollten sich auch noch in der praktischen Anwendung der Theorie in der Beratung wichtige Verständnisfragen ergeben, so können diese wiederum in Teil I des Seminars zur Sprache kommen.

Die Sitzung Metamirror: Eine Intervention, die vor allem bei Kommunikationsproblemen hilfreich sein kann, ist der sogenannte Metamirror.⁵³ Durch schrittweise Dissoziation von sich selbst und Assoziation mit anderen an der Problemkonstellation beteiligten Personen kann der Klient Abstand von sich selbst gewinnen und sich gleichzeitig in das Erleben der anderen beteiligten Personen einfühlen. Darüber hinaus können Handlungsalternativen rollenspielartig auf ihre Tauglichkeit überprüft und einstudiert werden. Vermittelt wird diese Methode in drei Schritten:

- a) Eine abstrakte Einführung und Erklärung ordnet die Intervention in den Beratungsablauf ein und zeigt in groben Umrissen die theoretischen Hintergründe dieser Technik auf. Dies geschieht anhand einer Skizze, welche die einzelnen Teilschritte des Metamirrors beinhaltet.
- b) Die Tutoren führen den Teilnehmern und Teilnehmerinnen die Technik modellhaft vor. Dadurch wird die zuvor erörterte Theorie plastisch und konkret. Darüber hinaus wird die Abfolge der Teilschritte durch Raumanker erinnerbar.
- c) In einem weiteren Schritt versuchen die Teilnehmer diese zunächst kompliziert anmutende Technik im Rollenspiel aneinander anzuwenden. Noch ist ein häufiger Wechsel auf die Metaebene, der von den Tutoren initiiert wird, notwendig und hilfreich: Dazu wird das Rollenspiel gleich einem Film angehalten. Das heißt: Die Teilnehmer schlüpfen aus ihren Rollen heraus in die Metaebene, wo das Geschehen besprochen und problemati-

⁵³ Vgl. dazu auch R. B. Dilts, *Die Veränderung von Glaubenssätzen* (Paderborn 1993) 199–209.

sches Verhalten durch hilfreiches ersetzt werden kann. Schließlich wird das Rollenspiel dort fortgeführt, wo es unterbrochen worden war. Die Teilnehmer lernen so, Zug um Zug immer größere Abschnitte des Metamirrors umzusetzen, bis sie ihn schließlich ganz beherrschen.

Die Sitzung Reframing: Als Rodje Delaet, erfolgreicher Reiseleiter und Antiquitätenhändler aus Frankfurt, kurz vor seinem 32. Geburtstag erfuhr, daß er HIV-positiv und bereits im fortgeschrittenen Stadium erkrankt war, brach für ihn eine Welt zusammen. Tagelang lief er verzweifelt durch die Großstadt, mied seine Freunde aus Angst vor der Erfahrung, daß sie ihrerseits ihn meiden würden, und spielte mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Sechs Jahre später, wenige Wochen vor seinem Tod, formulierte er folgenden Satz: »Die Krankheit hat mir das Tatsächliche gezeigt. Auf manchen Teil meines Lebens hätte ich verzichten können, auf diese sechs Jahre S solange bin ich jetzt nun krank S möchte ich nicht verzichten. Und gerade weil ich jetzt langsam weiter sterben werde, kann ich mein Leben genießen...«

Rodje Delaet ist es in einem schmerzvollen und mühsamen Prozeß gelungen, die Bedeutung seiner Krankheit für sich zu verändern. Gegen Ende begriff er sie als Möglichkeit, neue Qualitäten seines Lebens zu entdecken und zu entfalten. Aufgrund dieser Bedeutungsveränderung konnte er die Krankheit als positiven Aspekt seines Lebens annehmen und als Chance begreifen. In der Sprache des NLP wird ein solcher Prozeß »Reframing« genannt.⁵⁴ Mit Hilfe des Reframing gelingt es, den Bezugsrahmen und die inhaltliche Bedeutung einer Aussage zu verändern oder auszuwechseln, so daß diese Aussage eine andere Bedeutung erhält.

Die Bedeutung des Reframing für das seelsorgliche Gespräch kann am besten durch Beispiele wie das oben beschriebene plausibel gemacht werden. Eine Geschichte oder ein Erfahrungsbericht steht deshalb am Beginn der Lerneinheit Reframing. Wie aber kann ein solcher Prozeß im Beratungsgespräch angeregt und unterstützt

⁵⁴ O'Connor, Seymour, NLP, 199.

werden? Durch gezielte Fragestellung des Beraters und durch das gezielte Angebot von neuen Perspektiven. Letzteres kann zum Beispiel auch in Form von Metaphern geschehen. Nachdem also anhand der Erfahrungsberichte, Bilder und Geschichten die Funktion des Reframing geklärt ist, werden nun in der Gruppe Fragen gesammelt, die für diese Intervention hilfreich sind. So kann der Berater oder die Beraterin zum Beispiel formulieren: »Was könnte deine Situation noch bedeuten?« »Was siehst du den positiven Wert deines Verhaltens?« »Wie könntest Du Deine Situation noch beschreiben?« »In welchen Situationen wäre Dein Verhalten nützlich?«

Entscheidend für das richtige Verstehen von Reframing ist die Erkenntnis, daß jedes Verhalten des Menschen eine positive Absicht, zumindestens in Bezug auf die jeweils handelnde Person hat, auch wenn viele andere Wirkweisen des betreffenden Verhaltens natürlich negativer Art sein können. Deshalb läßt sich das Reframing gut anhand der aktuellen Seminarsituation modellhaft demonstrieren:

»Reframing ist also die Suche nach Ressourcen des Klienten. Unsere Situation, so wie wir jetzt hier sitzen, nachdenklich, mit unseren fragenden Gesichtern, könnte man positiv und negativ beschreiben: Einerseits blickt Ihr vielleicht gegenwärtig noch nicht ganz durch, was es mit dem Reframing jetzt auf sich hat. Vielleicht nervt Euch das, und Ihr nehmt vor allem die Mühe wahr, die Euch das kostet. Andererseits könnt Ihr Euch aber auch sagen, daß Ihr gerade dabei seid, Euch eine neue spannende Interventionsmethode anzueignen, die Euch viele neue Möglichkeiten eröffnen wird. Und je intensiver wir uns hier jetzt damit auseinandersetzen, desto besser werdet Ihr sie auch beherrschen ...«

Hilfreich ist bei der Vermittlung des Reframing die Erfahrung der Bedeutungsveränderung einer Situation am eigenen Leib. Deshalb findet die Einheit ihren Abschluß mit einer kurzen Induktion:

»Schließt bitte Eure Augen und setzt Euch bequem auf Eurem Stuhl hin: Sucht Euch nun ein Verhalten, das Ihr gerne verändern möchtet. Ein Verhalten, das vielleicht nicht gerade die größte Schwierigkeit ist, die ihr zur Zeit habt. Sondern so ein kleines, das Euch nur ein bißchen, aber doch spürbar kratzt. Sucht also ein Verhalten, das Ihr nicht mögt. Ihr

braucht es nicht laut zu sagen. Fragt Euch nun, ob es irgendeine Situation gibt, in der Ihr fähig sein wollt, gerade dieses Verhalten hervorzu- bringen. Wo könnte Euch dieses Verhalten nützlich sein? Wo denkt Ihr, ist dieses Verhalten positiv? Wendet Euch jetzt nach innen und fragt Euch, ob der Antrieb, der Euch zu diesem Verhalten veranlaßt, in der neuen Situation der wichtigste Teil sein will. So daß Ihr das Verhalten in der neuen Situation ausschließlich hervorbringen könnt. Also nur dort und auch kongruent...«

Die Sitzung zirkuläres Fragen: Eines der wesentlichsten Prinzipien der systemischen Beratung besteht darin, das soziale Umfeld, also zum Beispiel die Familie, mit einzubeziehen. Eine hierfür geeignete Technik ist das zirkuläre Fragen. Es ist eine Methode, jemanden über eine dritte Person zu befragen, also gewissermaßen über andere zu »tratschen«. Durch diese Fragetechnik wird der Klient dazu angehalten, sich in Beziehung zu anderen zu setzen und somit die Perspektive des Systems in den Blick zu nehmen, welches den Inhalt eines Problems entscheidend mitbestimmt.

Die Teilnehmer arbeiteten sich in diese Technik anhand des Buches von Thomas Weiss und Gabriele Haertel-Weiss, *Familientherapie ohne Familie*, ein.⁵⁵ Nachdem Theoriefragen geklärt waren, wurde in Rollenspielen ihre Anwendung geübt. Anhand dieser ersten Erfahrungen, führten die Tutoren modellhaft die Technik vor. In weiteren Rollenspielen wurden die Erfahrungen vertieft. Es wurden dort zum Beispiel folgende Fragen gestellt:

»Wenn Deine Freundin anwesend wäre, wie würde sie das Problem beschreiben?«
»Sieht das Dein Mitbewohner genauso oder anders?«
»Wenn Dein kranker Magen sprechen könnte, was würde der wohl sagen?«

Die Sitzung lösungsorientierte Techniken: Diese Einheit orientiert sich an Steve de Shazer und seinem bereits erwähnten Buch »der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen in der Kurzzeittherapie«. De Shazer versucht, den Veränderungsgrad von Ratsu-

⁵⁵ T. Weiss, G. Haertel-Weiss, *Familientherapie ohne Familie. Kurztherapie mit Einzelpatienten* (München ³1988) 104ff.

chenden in drei Kategorien zu fassen und entsprechend ihrer Veränderungsbereitschaft passende Gesprächstechniken zur Anwendung zu bringen: ›Besucher‹, ›Klagende‹ und ›Kunden‹. Nachdem das Orientierungsschemata besprochen ist, versuchen die Seminarteilnehmer dieses auf den Kontext der Seelsorge zu übertragen:

Besucher: Sie werden von Verwandten geschickt oder von anderen mitgenommen, wollen aber eigentlich gar nichts vom Seelsorger. Sie treten mit der Kirche in Kontakt, weil dies etwa im Umfeld einer Trauung, Taufe, der Erstkommunion oder wegen eines Todesfalles die Konvention verlangt. Religiös möchten sie ansonsten am liebsten in Ruhe gelassen und auf keinen Fall gegen ihren Willen in ein tiefergehendes ›religiöses‹ Gespräch verwickelt werden. In solchen Situationen gilt es, als Seelsorgerin oder Seelsorger vor allem, freundlich und verbindlich zu bleiben und die ›Besucher‹ spüren zu lassen, daß ihr Seelsorger gleichwohl (und selbstverständlich!) auf ihrer Seite steht.

Klagende: Sie erwarten in der Regel eine schnelle ›Lösung‹ beziehungsweise Antwort vom Seelsorger, möglichst ohne, daß sie selbst etwas dazu beitragen zu müssen. Der/die Klagende hat eine Frage; der Seelsorger soll die Antwort liefern. Meistens liegt er allerdings mit seiner Antwort aus der Sicht des Klagenden voll daneben. Auch hier gilt es als Seelsorger, als Seelsorgerin freundlich zu bleiben und S ohne damit vorschnelle Erwartungen zu verknüpfen S Freude zu zeigen, wenn Klagende für einmal bereit sind, mehr zu tun als nur zu klagen.

Kunden: Kunden sind Personen, die tatsächlich etwas besprechen wollen und darum entsprechend bereit sind, sich zu öffnen. Mit ihnen sind sehr persönliche Gespräche möglich, die bei ihnen auch einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen können. Nur bei dieser letzten Gruppe von Rat- oder Kontaktsuchenden sind ›echte‹ religiöse Gespräche zu erwarten, welche die Oberfläche des Smalltalks verlassen und persönliche Veränderungen auslösen können. Bei ihnen sind dann auch *lösungsorientierte Techniken* hilfreich, wie zum Beispiel:

S die Suche nach Zeiten, in denen das Problem (z. B. Glaubenszweifel) nicht bestand;

- S die Bestimmung von Kennzeichen, an denen sie erkennen, daß sich ihre Probleme verändern (z. B. wenn sie wieder mehr Vertrauen schöpfen);
- S konkrete Schritte, die sie auf diesem Weg gehen können, um ihr Problem zu bewältigen.

Im Zentrum des Anliegens der lösungsorientierten Methoden liegt mit anderen Worten die möglichst genaue *Beschreibung des angestrebten Zustandes*. Die Seminarteilnehmer üben dies zunächst durch das genaue Erzählen eigener positiver Erlebnisse beziehungsweise später durch kurze Gesprächssequenzen mit anderen Seminarteilnehmern.

3) Die zweite Kompaktphase in S IV

Da auch in dieser letzten Kompaktphase im Rahmen der Seelsorglichen Gesprächsführung die Methodenvielfalt, angefangen von imaginativen Verfahren über Theorieinputs mit Reflexion und moderierter Gesprächsführung bis hin zu körperorientierten Elementen genutzt wird, werden die einzelnen Bausteine im folgenden nicht detailliert beschrieben, sondern nur kurz benannt.

Das Ziel der zweiten Kompaktphase von S IV besteht darin, den Aufmerksamkeitsfokus der Teilnehmenden von der starken Konzentration auf den Klientenkontakt hin auf die Anleitung von S II zu lenken. Dies bedeutet für die Seminarteilnehmer ein bewußtes Reduzieren der verwendbaren Methoden auf das in S II vermittelte Repertoire, um den S II-Teilnehmer ein möglichst gutes Modellernen zu ermöglichen.

Nach dem Einstieg über Erwartungen und Wünsche an diese Kompaktphase wird der erlebte Beratungsprozeß in Form eines abschließenden Resümée als Erfahrungshintergrund für die Durchführung von S II genutzt. Die Bausteine von S II werden durch die Ausbilder vorgestellt und ausführlich reflektiert. Die Teilnehmer sollen während der Anleitung von S II dadurch in der Lage sein, die Themen, die sie vermitteln, möglichst mit ihrer eigenen Erfahrung

aus dem Beratungskontakt und den zahlreichen Supervisionen zu verknüpfen.

Neben diesen eher inhaltlich orientierten Themen spielen die Aspekte der Gruppendynamik eine weitere wichtige Rolle. Gemeinsam mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an S IV wird dazu an das in der Anleitung von S I Erlebte und in der begleitenden Supervision Reflektierte angeknüpft und mit Blick auf S II nutzbar zu machen gesucht. So zum Beispiel der von den Teilnehmern an S I oft als schwierig empfundene Übergang zu S II. Methodisch spielen dabei Entspannungsübungen, Rollenspiele und die Reflexion auf der Meta-Ebene eine wichtige Rolle.

Den Abschluß der Kompaktphase bildet die Detailplanung von S II. Da S II an sechs aufeinanderfolgenden Tagen stattfindet, ist, im Gegensatz zur Anleitung von S I, bei der zwischen den einzelnen Ausbildungsblöcken reichlich vor- und nachbereitet werden kann, der Kurs S II praktisch komplett vor auszuplanen. Mit der Vereinbarung des Supervisionsmodus schließt die Kompaktphase.

Während der Durchführung von S II findet täglich vor Seminarbeginn pro Team eine mindestens dreißigminütige Supervisionssitzung statt. Sie dient dazu, die Anleitungsteams zu unterstützen. Sei es in Form von Reflexion des bisher von den Tutoren Wahrgenommenen, sei es durch das Ansprechen irrationaler Gedanken (vgl. die Einheit RET im Seminar S IV) oder sei es durch das Thematisieren von Konflikten innerhalb der beiden Ausbilder und das Erarbeiten von Lösungsstrategien.

4) Supervision des Klientenkontakts in S IV

Um eine hohe Qualität der Beratung zu gewährleisten und sowohl Klient als auch Beraterin bei ihren Lernfortschritten adäquat zu unterstützen, wird jedes einzelne der zehn Beratungsgespräche unter Supervision geführt. Die Supervision verfolgt dabei mehrere Ziele:

- a) Kontrolle des einzelnen Beraters: Supervision hat hier die Aufgabe, die Einhaltung von Mindeststandards der Beratung nach-

zufragen und gegebenenfalls anhand der Tonbandaufzeichnungen zu überprüfen.

- b) Förderung der Flexibilität des Beraterverhaltens: Die Berater sollen in der Supervision neue Anregungen für weitere Handlungsmöglichkeiten erwerben. Eine große Auswahl an möglichen Beraterverhaltensweisen fördert die Chance, bei Bedarf situationsadäquat reagieren zu können.
- c) Bearbeitung von »blinden Flecken« des Beraters: Immer wieder bestehen auf Beraterseite Wahrnehmungslücken in bezug auf Eigenwahrnehmung. Supervision fragt die Eigenwahrnehmung der Beraterin gezielt nach und unterstützt die Beraterin, diese Lücken schließen zu können.

Um die Effektivität der Supervisionssitzungen nicht nur für die Berater zu nutzen, finden alle zehn Supervisionen unter Begleitung durch einen weiteren Teilnehmer aus S IV statt. Während er zu Beginn der zehn Supervisionssitzungen dem Supervisor vor allem zuhört, ergreift er im Verlauf der einzelnen Sitzungen immer stärker die Initiative bis dahin, daß er mit ihm die Rollen tauscht und die Supervision seines Ausbildungskollegen voll übernimmt. Der Supervisor hat dann die Aufgabe, diesen Co-Supervisor zu unterstützen.

Die Supervision stützt sich explizit auf den Ansatz des lösungsorientierten Vorgehens nach Steve de Shazer.⁵⁶ Als hilfreich an diesem Ansatz hat sich zum Beispiel die Unterscheidung von Supervisanden in »Besucher«, »Klagende« und »Kunden«, die einen jeweils unterschiedlichen Grad der Interaktion zwischen Supervisand und Supervisorin umschreiben, erwiesen.⁵⁷ Befindet sich der Supervisand zum Beispiel in der Interaktion des Besuchers, das heißt etwa in die Supervision, weil sie einen Teil des Ausbildungskonzeptes darstellt, dann hat es sich für die Supervisorin als hilfreich erwiesen:

⁵⁶ Vgl. *S. de Shazer*, *Muster familientherapeutischer Kurzzeit-Therapie* (Paderborn 1992) sowie: *Ders.*, »Der Dreh« und »Das Spiel mit Unterschieden«.

⁵⁷ Vgl. *de Shazer*, *Der Dreh*, 101–109.

- S Stets so freundlich wie möglich zu sein.
- S Immer auf der Seite des Supervisanden zu stehen.
- S Ausschau zu halten nach dem, was in der Beratung bereits funktioniert, und nicht nach dem, was nicht funktioniert.

Befindet sich der Supervisand dagegen in der Interaktion des »Klagenden«, dann kann im Rahmen der Supervision bereits mit konkreten ›Hausaufgaben‹ gearbeitet werden. Hat der Supervisand nicht nur Beschwerden hervorzubringen, sondern auch konkrete Absichten, sein als unpassend empfundenen Verhalten zu ändern, befindet er sich mit anderen Worten in der Interaktionsrolle des »Kunden«, dann kann die Supervisorin mit ganz konkreten Verhaltensaufgaben arbeiten.

Selbstverständlich ändern und entwickeln sich solche Beziehungen im Verlauf einer Serie von Gesprächen. Besucher können zu Klagenden, Klagende zu Kunden und Kunden zu Klagenden oder Klagende zu Besuchern werden. Die Aufgabe der Supervisorin besteht darin, sich an die vom Supervisanden signalisierte Interaktion anzupassen, um innerhalb des von ihm akzeptierten Rahmens mit ihm arbeiten zu können.

5) Die Supervision der Supervisoren

Die Supervision der Ausbildungskandidaten von S IV wird meist von ehemaligen Teilnehmern übernommen. Diese können so ihren Erfahrungsschatz und ihre Praxis im Rahmen der »Seelsorgerlichen Gesprächsführung« erweitern. Zur Unterstützung der Supervisorinnen und Supervisoren sowie zum Erfahrungsaustausch findet im Abstand von drei Wochen eine Supervision der Supervisoren (sogenannte Quadratsupervision) statt. In ihrer Methodik bildet sie eine Zwischenstufe zwischen der für die Teilnehmenden von S IV üblichen Supervision und einer rein kollegialen Supervision.

Formal wird sie von einem Mitglied der Projektleitung strukturiert. Nach der gewohnten Blitzlicht- und Resterunde wird kurz die Reihenfolge der einzelnen Beiträge geklärt. Jeder Teilnehmer dieser

Quadratsupervision hat nun im folgenden etwa zehn Minuten Zeit, die für ihn wichtigen Punkte der von ihm geleiteten Supervision darzustellen. In dieser Phase tauchen häufig Themen wie Zusammenarbeit mit der Co-Supervisorin, Einschätzung des Falles, eigene Unsicherheiten, Hypothesen über den Supervisanden. In den darauffolgenden zehn Minuten strukturiert das Mitglied der Projektleitung den Supervisionsprozeß zum Beispiel in Richtung Präzisierung der Wahrnehmung des Supervisanden, fokussierte Eigenwahrnehmung, Aufspüren eigener Anteile am Supervisionsgeschehen. In den abschließenden zehn Minuten bringen sich die anderen Gruppenmitglieder der Quadratsupervision mit ihren Eindrücken in Bezug auf die Supervisorin, Supervisandin Klient oder Co-Supervisand sowie Anregungen zur nächsten Supervisionssitzung ein. Wenn einem Supervisor Perspektiven für das weitere Vorgehen klar geworden sind, kann das Staffelholz des Supervisionsgeschehens an das nächste Mitglied der Runde der Quadratsupervision übergeben werden.

Erfahrungsgemäß sind zu Semesterbeginn die strukturierenden Anteile des Mitgliedes der Projektleitung umfangreicher, während sie gegen Semesterende (mit wachsendem Erfahrungsschatz der Teilnehmenden der Quadratsupervision) stärker auf Seiten der Gruppenmitglieder zum Tragen kommen. Insbesondere bei Mitgliedern, welche über mehrere Semester hinweg an der Supervisionsgruppe teilnehmen, läßt sich der Kompetenz- und Erfahrungszuwachs gut beobachten.

Von den in der Quadratsupervision verwendeten Methoden her orientiert sich diese stark an den von S I bis S IV vermittelten Inhalten. Ergänzungen werden regelmäßig durch Teilnehmer eingebracht, die in der Zwischenzeit eine weitere Zusatzausbildung begonnen haben.

C. SEELSORGLICHE GESPRÄCHSKOMPETENZ UND PASTORALE PRAXIS

Wiederholt hatten wir schon darauf hingewiesen: Die Entwicklung der persönlichen und der methodischen Gesprächsfähigkeit, das Eintrainieren kommunikationsfördernder Verhaltensweisen ist das eine, die Umsetzung in konkrete Seelsorgepraxis das andere. Hinlänglich klar geworden sein dürfte inzwischen, daß es sich nicht einfach darum handeln kann, die erworbene Methodenkompetenz jetzt sklavisch und technisch *auf* ›die Praxis‹ beziehungsweise ›das Seelsorgegespräch‹ anzuwenden. Deshalb geht es uns im dritten Teil (C.) unseres Buches auch nicht darum, einzelne Trainingsbausteine oder das tutorielle und generative Ausbildungsdesign lediglich im Maßstab eins zu eins auf die Gemeindestruktur beziehungsweise in pastorale Handlungsfelder zu übertragen. Vielmehr wollen wir anhand einiger konkreter Beispiele weiterführende Ideen und Gedanken entwickeln, wie seelsorgliche Gesprächsfähigkeit auf kreative Weise religiöse Entwicklungs- und Reifungsprozesse anstoßen kann, die einzelnen Menschen oder kirchlichen Gemeinden neue Horizonte und Handlungsmöglichkeiten erschließen.

Als Beispiele haben wir Handlungsfelder ausgewählt, in denen ehemalige Teilnehmer und Teilnehmerinnen der »Seelsorglichen Gesprächsführung« heute tätig sind. Sie haben auch die nachfolgenden Praxisberichte verfaßt. Uns interessierte vor allem, wie wichtige Trainingsinhalte im spezifischen Kontext der Gemeindegemeinschaft, der Einzel- oder Sonderseelsorge vor Ort *passend adaptiert* werden beziehungsweise angepaßt werden *können* und wie aus dem Wechselspiel von Gesprächsausbildung und konkreten Praxisanforderungen vielleicht auch ganz neue Handlungsideen hervorgehen.

Man könnte also sagen: Wir sehen unser Lernprogramm als eine Art Metapher, als eine Geschichte oder Konstruktion, die sich an bestimmten Punkten überschneidet mit Strukturen und Prozessen, wie sie auch für Gemeinden und pastorale Handlungsfelder gelten. Manchmal besteht eine unmittelbare Parallelität zwischen Ausbildung und Praxis, so daß die Übertragung vom einen zum anderen sofort ins Auge springt. Manchmal dagegen scheinen Ausbildungsrealität und Handlungsrealität einander fast unversöhnlich entgegenzustehen. Solche Konfliktpunkte lassen sich dann leicht als Vorwand nehmen, um ein Gemeinde- und Pastoralkonzept, wie wir es vorschlagen, von vornherein für weltfremd zu halten. Für andere sind es freilich gerade solche Spannungselemente, die sie anregen und auf vielleicht überraschende neue Ideen und Lösungen in der konkreten Seelsorgepraxis kommen lassen.

1. BERATUNG IN GLAUBENS- UND LEBENSFRAGEN (MARK REUTER)

a. Zum Verständnis

Was bedeutet Beratung in Glaubens- und Lebensfragen, wer soll hier worüber beraten werden, und was soll geraten werden? Zunächst: Gespräche mit solchem Beratungsinhalt finden in der Seelsorgepraxis häufig und bei sehr verschiedenen Gelegenheiten statt. Dabei haben wir nicht nur an persönliche Gespräche einzelner ratsuchender Gemeindeglieder mit ihrem Seelsorger, ihrer Seelsorgerin zu denken. Auch Ehevorbereitungsgespräche mit Brautpaaren, das Taufgespräch mit den Eltern oder Trauergespräche mit den Angehörigen eines Verstorbenen haben sehr oft einen solchen Glaubensinhalt .

Ziel solcher Beratung, um es ganz allgemein zu sagen, ist es nach unserer Vorstellung, die persönliche Selbstverantwortung beziehungsweise Selbstorganisation Ratsuchender zu unterstützen und zu

stärken. Solche *Glaubens*-Beratung kann dann gelingen, wenn der Gesprächspartner das seelsorgliche Handeln in für sich entscheidenden Lebensfragen *als Ressource* interpretiert. Christlicher Glaube muß mit anderen Worten als eine Instanz begegnen, welche die Selbststeuerung des Einzelnen beziehungsweise die Fähigkeit, sich im Strudel einer individualisierten Erlebnisgesellschaft selbstverantwortlich zu orientieren, ehrlich unterstützt. Seelsorgliches Handeln will, wenn man es von der Botschaft Jesu her richtig versteht, nach unserem Verständnis in der Tat jene seelischen Regulationsprozesse unterstützen, die bei Betroffenen die Verantwortung für das eigene Leben stärken. Und dies kann bedeuten, daß der *Glaube* selbst konkret und lebenspraktisch *als hilfreiche Instanz* interpretiert und erlebt wird.

Die zweite Bedeutung einer Beratung in Glaubens- und Lebensfragen liegt für uns in der Intention, bei *Glaubensfragen oder Glaubenszweifeln* als kompetente Gesprächspartner zur Verfügung zu stehen. Ratsuchende sind in ihrem Glauben, der ihnen bisher einen anscheinend sicheren Lebensrahmen und -sinn bot, irritiert, verunsichert durch irgendein unerwartetes Ereignis oder eine Wende ihrer Lebensgeschichte. Sie fühlen sich aus der Bahn geworfen. Nicht selten sind Glaubens- und Lebensfragen eng miteinander verwoben und kaum klar zu trennen: Eine Lebenskrise führt zu einer Glaubenskrise, beziehungsweise eine Glaubenskrise führt zu einer Lebenskrise, wobei anzumerken ist, daß dies durchaus nicht in jedem Fall zutreffen muß.

b. Seelsorgliches Handeln als Ressource erfahren, was heißt das?

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der Gedanke: »Gott zu finden ist Gnade, ihn zu suchen Aufgabe«. Solches Suchen und Fragen zu unterstützen, damit suchende Menschen ihr Leben selbst organisieren und verwirklichen können, ist das vornehmste und eigentliche Ziel seelsorglichen Handelns. Dabei geht es keineswegs

darum, unkritisch und unreflektiert jede noch so abstruse Form des Glaubens oder ›den Glauben an sich‹ als in jedem Fall nützlichen charismatischen Trost- und Gewißheitsspender zu verteidigen. Vielmehr geht es darum, die Möglichkeit religiöser Glaubensformen dem Suchenden mit ihrer ganzen Vielschichtigkeit und ihren ungehobenen Potentialen näherzubringen. Jeder Theologe weiß um die Irrungen und Wirrungen, welche Glaubensgeschichten durchmachen können. Gerade durch sie kommt zum Ausdruck: Glaube selbst ist und bleibt immer ein Suchprozeß, und dies verdient Respekt. Denn: Der Bereich des Religiösen und der religiösen Erfahrung ist überaus komplex, so komplex wie die verschiedenen, heute propagierten und konkurrierenden religiösen Heilslehren selbst. Komplexität zeigt sich im übrigen auf beiden Seiten: hier die postmoderne Lebenswirklichkeit des heutigen Menschen mit der ungeheuren Fülle der Erlebnismöglichkeiten, dort die Komplexität des Religiösen mit seinen vielfältigen und oft widersprüchlichen Antwortversuchen.

Daraus folgt: Soll seelsorgliches Handeln beim Einzelnen und in der Gesellschaft einen sinnvollen konstruktiven Beitrag zur Lebensbewältigung leisten, dann muß das seelsorgliche Handeln mit jener anderen Seite der menschlichen Erfahrungs- und Erlebniswelt korrespondieren und gleichzeitig mit sich selbst einen ernsthaften und selbstkritischen Diskurs führen. Das heißt, daß die Kommunikation, um die es bei der seelsorglichen Beratung in Glaubens- und Lebensfragen geht, nicht einfach auf eine nun eben (oberflächlich) religiöse »Ästhetisierung des Alltagslebens« hinausläuft: Versuche in dieser Richtung gibt es zur Genüge: den Kirchenbesucher zum Beispiel, der sich tatsächlich nur für die kunsthistorische Seite des Kirchgebäudes interessiert, die Jazzkapelle im Gottesdienst, deren ungewohnte Rhythmen eigentlich nur die Leute in die Kirche locken wollen, ohne daß ihre Musik Gottesdienstbesucher wirklich ermutigt, ihre eigene selbstbestimmte Religiosität auszuleben... Kommunikative Seelsorge kommt hier trotz aller Bemühungen nicht zustande. Ihr entscheidendes Kriterium ist eben gerade nicht die Fassadenkosmetik, eine Verbesserung lediglich der kirchlichen Konsumbedingungen, nicht der werbewirksam vermarktete Gottes-

dienst, sondern die *Förderung der Fähigkeit, aus der postmodernen Überfülle seine persönliche Wahl mit kritischer Selbstverantwortung zu treffen und sein eigenes Leben so auf befriedigende, lebensfreundliche und sinnstiftende Weise vertrauensvoll selbst in die Hand zu nehmen.*

Das Thema »Seelsorgliches Handeln als Ressource für die Selbstorganisation des Lebens« setzt damit voraus, daß man sich darüber klar wird, mit welchen Einstellungen oder Haltungen ein Mensch dem Thema »Glaube und Kirche« überhaupt begegnet: ob er zum Beispiel der Meinung ist, das Thema Glaube gehe niemanden etwas an, da lasse er sich von niemandem hineinreden oder das müsse eben jeder mit sich selbst ausmachen und man lasse sich vom Pfarrer da nicht reinreden. Wird das Thema »Glaube hilft« lediglich von außen herangetragen, entsteht Distanz statt Nähe bei den meisten Menschen. Zwar wird vielen Priestern immer noch eine »höhere« Kompetenz in religiösen Dingen zugesprochen als Laien, aber ihre Aussagen und Handlungen haben für den praktischen Lebensvollzug des Einzelnen tatsächlich doch nur geringe Relevanz. Was der Priester sagt, wird zwar angehört, bleibt aber bei den Adressaten häufig ohne innere Konsequenzen. Wie kann diese Distanz überwunden werden? Dazu einige Hinweise:

Der beratende Seelsorger trifft häufig anlässlich von Lebenswendsituationen mit Personen zusammen: zum Beispiel bei Geburt eines Kindes, anlässlich des Todes eines Familienmitgliedes oder im Kontext von Eheschließung und Scheidung, sehr oft auch bei innerfamiliären Krisen (bedingt etwa durch Erziehungsprobleme, Alkoholismus, familiäre Gewalt oder sexuellen Mißbrauch). Hier ist es entscheidend, daß religiöse Begleiter und Begleiterinnen zunächst vor allem als empathische Gesprächspartner, als geduldige Freunde zur Verfügung stehen, da es sich bei solchen Veränderungen um tiefgreifende Entwicklungen handelt, die oft nicht mit einem einmaligen Gespräch erledigt und abgehandelt sind. Vielmehr ist Unterstützung durch eine diskrete *Gesprächspartnerschaft* angesagt, die sich selbst zurückhält, aber konsequent dem Grundsatz der Ressourcenorientierung verpflichtet bleiben muß, das heißt Gespräche bewußt auf mögliche Lösungen hinlenkt. Damit sind nicht direktive

Ratschläge gemeint, zum Beispiel auch ›mal wieder‹ im Gebet neue Kraft und neuen Mut zu sammeln. Gemeint ist vielmehr, um beim Beispiel zu bleiben, eine unpräventöse Nachfrage beziehungsweise ein eher beiläufiges Reden davon, ob denn in der Vergangenheit vielleicht schon einmal das Sprechen eines Gebetes geholfen hat. Das Gebet *kann* in diesem Fall tatsächlich eine Ressource darstellen, ohne selbst allerdings *die* Lösung schlechthin zu sein, denn ein innerfamiliäres Alkoholproblem kann ja nicht weggebetet werden, das Gebet vermag aber möglicherweise die Kraft und den Anstoß geben, jetzt das Alkoholproblem endlich therapeutisch angehen zu wollen.

Wollen Seelsorger und Seelsorgerinnen ihre Adressaten richtig ansprechen, muß die Beratung eine *subjektive Plausibilität* bei den Ratsuchenden selbst haben. Gefragt ist mit anderen Worten nicht der heilsmächtige ›Guru‹, der auf alle Fragen eine schnelle Antwort parat hat, und dabei (beabsichtigt oder unbeabsichtigt) sich selbst in das Leben Ratsuchender hineindrängt. Das heißt: Die Plausibilität der Beratung darf nicht auf der Autorität der Ratgebenden beruhen, sondern muß in die individuelle Konstruktion des Adressaten, der Adressatin und damit in seine/ihre Weltsicht passen. Ein wichtiger Schritt seelsorglicher Unterstützung ist es sodann, überhaupt einmal zu begreifen, wie beim Ratsuchenden die Binnenstruktur der persönlichen Weltsicht geformt ist.

Zum Beispiel habe ich selbst bei verschiedenen Beratungsgesprächen wiederholt beobachtet, daß manche Ratsuchende die dem Menschen innewohnenden Kräfte in drei Bereiche einteilen: Körper, Geist, Seele, andere dagegen nur in zwei (Leib und Seele). Der erste Schritt meiner beraterischen Unterstützung bestand deshalb darin, festzustellen, welcher Konzeption meine Gesprächspartner folgten, um im zweiten Schritt dann diese Bereiche passend ansprechen zu können. Man kann sich leicht vorstellen, daß die beiden Konzeptionen sich unterschiedlich auf eine Beratung auswirken. So bietet es sich bei der dreigliedrigen Konstruktion leichter an, direkt über religiöse Einstellungen zu reden (Bereich Seele gegenüber Geist als psychische und Körper als physische Einheit), als bei der zweiteiligen Konstruktion, steht doch bei der dreistufigen Konzep-

tion ein zusätzlicher potentieller Ressourcenbereich zur Verfügung.

Ein weiteres Element besteht darin, *das subjektiv wahrgenommene Unterstützungssystem* von Ratsuchenden herauszufinden beziehungsweise auch zu erweitern: Was sagen andere, relevante Personen zur vorliegenden Problemsituation? Was raten diese? Das subjektive Unterstützungssystem kann alle bedeutungsvollen Menschen des Klienten umfassen: Freunde, Verwandte, Kollegen, lebende oder verstorbene Personen, realexistierende oder phantasierte. Zum subjektiven Unterstützungssystem gehören außerdem frühere Stadien der Selbstentwicklung, das heißt: Wie hat man sich in früheren Zeiten seine Welt konstruiert? Wie ist man früher mit solchen oder ähnlichen Situationen erfolgreich umgegangen? Die Frage nach dem persönlichen Unterstützungssystem läßt sich dann relativ leicht in den religiösen Bereich erweitern; etwa wenn eine Ratsuchende sich wieder an positive Ereignisse ihrer religiösen Biographie erinnert (zum Beispiel an Menschen ihrer Umgebung, die auf überzeugende und ansprechende Weise religiös waren und die jetzt als Symbole für eine gelungene Problembewältigung stehen können).

Explizite religiöse Unterstützung kann auch ein Gottesdienst oder eine sakramentale Feier bieten, sofern solche Ereignisse in einer Weise gestaltet werden, die es den Teilnehmern ermöglicht, sie als Ressourcen zu nutzen, indem sie sich an vergessene Kräfte erinnern beziehungsweise innere Vorstellungen über neue religiös motivierte Handlungsmöglichkeiten in sich formen. Entscheidend ist dabei, welche Sprache bei solchen Gelegenheiten verwendet wird: Eine meditative Stimmung etwa, die den Teilnehmenden eher zu einem inneren Suchprozeß anleitet, verlangt eher metaphorische und allgemeine Sprachformen.¹ Geht es dabei um die Veränderung sozialer und gesellschaftlicher Phänomene, ist wohl eine handlungsleitende Sprache hilfreich (an welchen Handlungsweisen kann man zum Beispiel das Eintreten für bestimmte benachteiligte Gruppen erkennen). Eine gute Liturgie zeichnet sich dann gerade dadurch aus, daß sie mehrere Sinn-Ebenen (Gefühls-, Gedanken-,

¹ Vgl. etwa das Meta-Modell nach M. Erickson.

Verhaltens-, Sozial-, Transzendental-Ebene) anspricht! Religiöse Feiern können freilich nicht nur als Ressource dienen, sie können auch die Bedeutung einer Veränderung im Leben markieren (Taufe/Firmung, Erstkommunion, Trauung, Ordination) oder die Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit der Anwesenden stärken (Eucharistie, Krankensalbung, Beerdigung). Selbst das scheinbar verstaubte Ritual der Beichte kann (wieder) als befreiendes Ritual erlebt werden, wenn Gläubige es nicht aus Angst vor Verdammnis, sondern aus einem echten Bedürfnis nach Versöhnung und Lebensveränderung heraus in Anspruch nehmen und der Seelsorger die notwendige kommunikative Sensibilität besitzt, um seine und Gottes Menschenfreundlichkeit anderen überzeugend zu vermitteln.

c. Anwendungsbeispiele

Frau S.: Überwindung eines familienbedingten Erschöpfungszustandes

Vorgeschichte: Frau S., 45 Jahre, hatte ihren alten Schwiegervater die letzten Jahre intensiv in dessen Wohnung gepflegt. Jeden Morgen war sie zu ihren Schwiegereltern gefahren, hatte ihren Schwiegervater gewaschen und das Frühstück gemacht, hatte ihn zum Arzt oder zur Krankengymnastik gefahren, hatte eingekauft und geputzt und so nicht nur ihren Schwiegervater gepflegt, sondern dadurch auch noch ihre Schwiegermutter unterstützt. Die Schwiegermutter selbst war noch sehr rüstig und konnte sich eigentlich vollständig selbst versorgen.

Neben der Pflege ihrer Schwiegereltern versorgte die Frau ihren eigenen Haushalt, hatte einen Ehepartner und eine Familie, die alle auch noch ihre Aufmerksamkeit wollten. Nach dem Tod ihres Schwiegervaters verlangte nun die Schwiegermutter, daß die Frau sich jetzt mehr um sie kümmern sollte. Anfänglich tat die Schwiegertochter dies auch. Eines Tages aber war sie mit ihren Kräften einfach am Ende und brach zusammen.

Das Verhalten des Pastors: Zur Kur geschickt, erkannte Frau S. im Gespräch mit dem Seelsorger plötzlich, wie sehr sie die letzten Jahre von allen Seiten ausgebeutet worden war. Besonders wurde ihr klar, wie sehr ihre Schwiegermutter sich an sie gehängt hatte. Ärger, Wut, ja Haß stiegen in der Frau auf. Und es dauerte einige Zeit, bis die Schwiegertochter wieder auf die Schwiegermutter zugehen konnte, klare, aber nicht verletzende Worte zu finden vermochte, um sich besser von ihr abzugrenzen und dann eine neue Beziehung zu ihr aufzubauen: Die alte Brücke wurde durch eine neue ersetzt.

In den Gesprächen mit dem Pastor wurde Frau S. damit konfrontiert, daß sie offensichtlich nicht in der Lage gewesen war, auf verschiedene Herausforderungen unterschiedlich zu reagieren. Ihr bisheriges Verhaltensmuster war es gewesen, unentwegt für die anderen zu sorgen, wenn diese danach verlangten. Dies hatte sie schließlich ihre psychischen und physischen Kräfte gekostet. Nachdem Frau S. ihren Ärger, ihre innere Wut und Verzweiflung hatte offen ansprechen und herausweinen können, gelang es ihr, wieder klarere Gedanken zu fassen. Der Seelsorger lenkte sehr bewußt das Gespräch immer wieder auf Situationen in der Vergangenheit, wo die Frau etwa hatte erfolgreich ›Nein‹-Sagen können, wo sie erfolgreich um Hilfe hatte bitten können. Durch diese Erweiterung ihres Blicks auf vergessene eigene Fähigkeiten gelang es Frau S. rasch, sich zu erholen und aktiv die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter umzustrukturieren.

Kommunikationspsychologische Bewertung: Der Seelsorger nutzte nach einer kurzen Phase des Zuhörens vor allem das Ansprechen von Gefühlen und baute dadurch eine enge pastorale Beziehung zu Frau S. auf. Von entscheidender Bedeutung für die schnelle Selbst-Veränderung von Frau S. waren Fragen nach ›Ausnahmen‹ in der Vergangenheit gewesen, die Frau S. indirekt zu verstehen gaben, daß ihr auch andere Verhaltensweisen offen standen.

Herr L.: Schritte zur Überwindung von Trauergefühlen

Vorgeschichte: Herr, L., 43 Jahre, war seit 2 Jahren Witwer. Seine Frau starb völlig unvermittelt (plötzlicher Herztod) während eines gemütlichen familiären Beisammenseins. Durch den überraschenden Tod konnten weder Herr L. von seiner Frau noch die Kinder (7, 12 und 15 Jahre) von ihrer Mutter Abschied nehmen.

In der Folge gestaltete Herr L. sein ganzes Leben rund um die Versorgung seiner ›kleinen‹ Kinder, um ihnen auch ohne die Mutter ein schönes Zuhause bieten zu können. Er lernte Pausenbrote zu richten, Wäsche zu waschen und all die anderen Tätigkeiten zu übernehmen, die früher seine Frau gemacht hatte. Ihn quälte ständig der Gedanke, daß seine Kinder nach der Schule in ein leeres Haus kamen. Zum Glück nahm man auf Herrn L. an seiner Arbeitsstelle große Rücksicht, sicherlich nicht zuletzt auch deshalb, weil er bei den Kollegen beliebt war und auch der Vorgesetzte ihn wegen seiner Arbeitsleistungen schätzte.

Das allmähliche Lernen der Versorgung von Haushalt und Kindern, die gleichzeitige Beanspruchung bei der Arbeit hielten aber Herrn L. davon ab, sich innerlich von seiner Frau zu verabschieden. S ganz zu schweigen davon, eine neue Lebensgefährtin zu finden. Auch zwei Jahre nach ihrem Tod konnte man den Namen seiner Frau nicht im Gespräch erwähnen, ohne daß er sofort in Tränen ausbrach. Immer wieder zeigte Herr L. ausgedehnte Phasen der Depression.

Die Kinder überwand den Verlust der Mutter jeweils auf ihre Weise: Die jüngste Tochter, ein fröhliches Kind, kam am besten darüber hinweg. Sie begleitete als einzige den Vater manchmal unaufgefordert beim Besuch des Grabes, der 12-jährige Sohn, sonst ebenfalls ein lebhafter Junge, reagierte zeitweilig mit Bettnässen. Der Älteste sprach nicht über den Tod seiner Mutter und schien seinen Kummer eher für sich zu behalten.

Das Verhalten der Pastoralreferentin: Eine entscheidende Veränderung (wenn auch noch nicht eine Überwindung der Trauer) bewirkte die Pastoralreferentin, als sie Herrn L. aufforderte, sich an

einer Gruppe von Alleinerziehenden zu beteiligen: Von Bekannten war ihm die Pastoralreferentin empfohlen worden, und so telefonierte er eines Abends während einer Phase tiefer Trauer mit ihr. Sie lud ihn zu einer Gruppe von alleinerziehenden Frauen und Männern ein. Anfängliches Zögern auf Seiten von Herrn L. konnte sie dadurch überwinden, daß sie ihn an einem Abend persönlich von Zuhause abholte und mit zu der Gruppe nahm. Das Zusammensein in der Gruppe erwies sich für Herrn L. als eine depressionsfreie Zeit, in der er über sich und seine Probleme erzählen konnte und erlebte, daß er mit seinen Problemen nicht alleine war.

Spätere Gespräche der Pastoralreferentin mit Herrn L. kreisten immer wieder um die Frage, woran Herr L., seine Kinder oder auch seine Arbeitskollegen erkennen könnten, daß er den Tod seiner Frau wirklich überwunden habe. So suchte die Pastoralreferentin gemeinsam mit Herrn L. nach Elementen, Phasen, Verhaltensweisen und Personen, die dazu beitrugen, daß es Herrn L. zumindest zeitweise besser ging. Allmählich konnte Herr L. solche Phasen und Begegnungen ausweiten und schrittweise seine Trauer überwinden. Allerdings spielten für ihn die Fragen des Glaubens oder die Frage nach Gott und der Kirche keine erkennbare Rolle.

Kommunikationspsychologische Bewertung: Die Seelsorgerin nutzte hier die Verhaltensebene, um einen Versuch zur Veränderung zu starten. Die Tatsache, daß Herr L. es mit einer Pastoralreferentin zu tun hatte, war am Anfang eher hinderlich (»ich halte nicht viel von Kirche«), konnte jedoch durch die konkrete positive Erfahrung überwunden werden. Dennoch war die »religiöse Seite« der Seelsorgerin von Herrn L. nicht gefragt und die Pastoralreferentin vermied es mit Absicht, diese Ebene bei Herrn L. ungefragt anzusprechen.

Frau B.: Überwindung der Problemtrance »Alkoholismus«

Vorgeschichte: Frau B., verheiratet, drei erwachsene Kinder. Sie wandte sich an Pfarrer R., »weil sie einfach nicht mehr konnte«. Ihr

Mann sei starker Alkoholiker, als selbständiger Handwerker praktisch arbeitsunfähig, die Firma, um die er sich kaum noch kümmerte, stehe vor dem Ruin.

Im ersten kurzen Gesprächskontakt drehte sich alles um den »Alkohol des Mannes« und um die vielen vergeblichen Versuche von Frau B., ihren Mann zu ›retten‹, die allerdings kaum Besserung brachten. Während die Kinder nur noch Verachtung für den Vater übrig hatten und dafür plädierten, daß sich die Mutter vom Vater trennen sollte, war Frau B. von Anfang an klar, daß für sie eine Trennung nicht in Frage käme.

Verhalten des Pfarrers: Im ersten Gesprächskontakt hielt Pfarrer R. sich stark zurück und ließ die Frau ihren Kummer ausweinen. Am Ende jedoch klärte er mit Frau B., daß eine Trennung vom Mann für sie offenbar keine Lösung darstellte. Bei einem späteren Gesprächskontakt konzentrierte der Pfarrer daher das Gespräch ganz darauf, mit Frau B. zu überlegen, wie sie sich durch ihr eigenes Nachdenken und Grübeln das Leben noch zusätzlich erschwerte und was sie statt dessen tun könne, um die Situation für sich erträglicher zu gestalten. Im Rahmen dieses zweiten Gesprächs und einiger weiterer Kontakte konnte Frau B. eine Menge an eigenen Ressourcen benennen, die von kleinen Abwechslungen über ein neugefundenes Hobby (Malen) bis zu den Möglichkeiten des Glaubens und des Gebets reichten.

Kommunikationspsychologische Bewertung: Der Seelsorger versuchte im ersten Gespräch zu erfahren, was alles Frau B. bereits an Initiativen gestartet hatte, um ihren Mann zu ›retten‹. Dies war wichtig, um sich dagegen abzusichern, später unbrauchbare Vorschläge zu machen. Gleichzeitig änderte sich das Thema: In weiteren Gesprächskontakten ging es jetzt mehr darum, was Frau B. unternehmen konnte, um *sich* zu ›retten‹. Statt also Vorschläge für eine momentan ohnehin unerreichbare Veränderung auf Seiten des Mannes zu machen, unterstützte der Pfarrer seine Gesprächspartnerin, indem er mit ihr Ressourcen erarbeitete, damit unabhängiger von den Alkoholproblemen ihres Mannes leben konnte.

2. SELBSTORGANISATION ALS GEMEINDEPRINZIP (EVA NEUNDORFER-PRADE/URS BAUMANN)

Bereits im ersten Teil haben wir darauf hingewiesen: Unsere Zielvorstellung einer zukunftsfähigen Gemeinde geht dahin, daß die Gemeinde zunehmend fähig werden müsse, die wichtigsten Funktionen der Seelsorge und des gemeindlichen Lebens selbst zu tragen, zu organisieren und zu gestalten. Diese Perspektive soll anhand einiger konkreter Anregungen nun weiter ausgefaltet werden. Wie können in einer ›normalen‹ kirchlichen Gemeinde kommunikative, *selbstbestimmte Gemeindebildungsprozesse* konkret angeleitet werden? Ist das überhaupt möglich, und wo soll man da ansetzen? Wie kann Seelsorge, wie heute oft geradezu beschwörend angemahnt wird, zur *gemeinsamen Sache aller* werden, für die sich Gemeindeglieder, Pfarrer und pastorale Mitarbeiter gemeinsam verantwortlich und zuständig fühlen? Wie kann man sie bewegen und dazu in Stand setzen, vom caritativen ›Assistentialismus‹ und der passiven Versorgungsmentalität Abstand zu nehmen und eine Gemeinde zu werden, die *ihre* Seelsorge im Sinne einer befreienden Praxis des Christentums selbst organisiert?

a. Schritte zu einer dezentralisierten begleitenden Seelsorge

Seelsorge S davon gehen wir aus S ist grundsätzlich Aufgabe der Gesamtgemeinde. Auf der Basis der paulinischen Charismenlehre setzt Seelsorge nicht den Priester und/oder die ›Hauptamtlichen‹ als alleinige Seelsorger voraus. Vielmehr baut Seelsorge auf den vielfältigen Begabungen und Charismen jedes einzelnen Gemeindegliedes auf. Von da aus betrachtet ist die ganze Gemeinde Subjekt der Seelsorge, für die Seelsorge zuständig und somit ›*seelsorgliche Gemeinde*‹. Ziel ist also, Seelsorge als ureigene Gemeindeaufgabe zu organisieren, bei der es um die umfassende Sorge für das Wohl des Menschen geht: »um die Eröffnung oder Vertiefung der Begegnung

mit Gott durch die Begegnung mit glaubenden Menschen«.² Dies bedeutet:

1. *Seelsorge ist Angebot der Gesamtgemeinde*: Hierin zeigt sich die Notwendigkeit, Seelsorge auf »viele Schultern zu verteilen«, weil so die Nähe zu den Menschen, die auf ihrem Lebensweg für eine befristete Zeit Begleitung brauchen, bedeutend größer werden kann.³ Gerade der zeitintensive Bereich seelsorglicher Begleitung kann auf viele Personen verteilt werden.

2. *Orte der seelsorglichen Begleitung*: Begleitung als wesentliche Aufgabe von *Gemeinde* kann sich ergeben, wenn seelsorgliche Begleiter⁴ von sich aus aktiv werden (bei Hausbesuchen, im Krankenhaus, als Krisenintervention bei bekanntgewordenen Problemfällen in der Gemeinde) oder auf Initiative Begleitung-Suchender⁵. *Begleitungspraxis* kann dabei die weite Spanne umfassen vom kurzen Telefongespräch bis hin zum monatelangen Begleiten zum Beispiel von Paaren und Familien in Scheidungskrisen, von Strafgefangenen und ihren Angehörigen oder Sterbenden und deren Familien.

Seelsorgliche Begleitung ereignet sich freilich auch im Rahmen der *Kasualienpastoral*, also etwa in vorbereitenden Gesprächen zur Taufe, in der Ehevorbereitung und in Gesprächen mit Angehörigen vor einer Beerdigung. Gemeinden haben die große Chance, Menschen an »Knotenpunkten« des Lebens zu begleiten, die heute oftmals zu den wenigen Gelegenheiten gehören, an denen Menschen überhaupt noch bewußt mit der Kirche in Kontakt treten. Solche Knotenpunkte markieren oft Umbrüche und Brüche im Leben und implizieren eine grundsätzliche *Neuorientierung* für das Leben der einzelnen. Gerade weil in einer differenzierter gewordenen Gesell-

² K. Baumgartner, W. Müller (Hg.), *Beraten und Begleiten. Handbuch des seelsorgerlichen Gesprächs* (Freiburg-Basel-Wien 1990) 13.

³ Auf diesen Aspekt der zeitlichen Begrenzung verweist vor allem Zerfaß immer wieder. Vgl. etwa: *Zerfaß, Menschliche Seelsorge*, 28.

⁴ Wir verwenden diesen Begriff, da der Begriff »Seelsorger« noch immer in kirchlichen Dokumenten in einer verengten Sichtweise allein dem Priester vorbehalten wird und daher eine strikte terminologische Trennung notwendig scheint. Der Begriff »seelsorgliche Begleiter« soll genau zum Ausdruck bringen, daß dieses Aufgabenfeld kirchlicher Diakonie eben nicht mehr alleine das der Priester (und vielleicht gerade noch der hauptamtlichen Laien) bezeichnen soll.

⁵ Vgl. *Baumgartner, Müller*, 17.

schaft im unmittelbaren Lebensumfeld oft keine Menschen da sind, die zu Bewältigung beitragen könnten, »gewinnen die Kasualien der Kirche eine erhöhte Aufgabe in der säkularen Gesellschaft«⁶.

3. *Perspektiven einer dezentralisierten Seelsorge*: Eine Seelsorge, die in der heutigen segmentierten Lebenswelt Lebenshilfe und Wegbegleiterin sein will, kann nicht gleichzeitig und überall *eine* Seelsorge für *alle* Gemeindeglieder sein, sondern viele spezifische seelsorgliche Bereiche müssen in die Verantwortung verschiedener Gemeindeglieder gestellt werden. Es braucht also eine *dezentralisierte begleitende Seelsorge*. Sie ist »die organisatorische Antwort der Kirche auf eine differenzierter gewordene Welt, auf eine differenzierter gewordene Gesellschaft. Je mehr sich die Menschen in segmentierte Teilräume verlieren, je mehr sie in kleinen Gruppen einen eigenen Lebensstil aufbauen, um so mehr muß die Seelsorge sie bis in diese Räume hinein begleiten«.⁷

4. *Verantwortung der Priester und Hauptamtlichen*: Zu lernen, Aufgabenbereiche und damit Verantwortung abzugeben, Fähigkeiten und Potentiale von Gemeindegliedern zu erkennen, bewußt zu fördern und für die Gemeinde »nutzbar« zu machen, ist vielleicht eine der wichtigsten Aufgaben, welche »professionelle« Seelsorge heute überhaupt hat. Dies setzt freilich voraus, daß gezielte Maßnahmen zur Qualifizierung von Gemeindegliedern gefördert und genutzt werden. Das tutorielle Training »Seelsorgliche Gesprächsführung« versteht sich mithin als *ein* Experiment, das konkret auch in diese Richtung zielen will. Ziel ist es, über die Ausbildung der Theologiestudierenden eine Art Multiplikatoreneffekt auszulösen, um mit der Zeit ein möglichst enges Netz an kompetenten Seelsorgekräften aufzubauen, die in der Lage sind, ihre Kompetenz an die Gemeinden weiterzugeben. Damit leistet das Projekt »Seelsorgliche Gesprächsführung« einen Beitrag dazu, die Seelsorge und die pastorale Praxis so zu verändern, daß Gemeinde möglichst als Ort und Raum echter *Lebens-Hilfe* erfahren werden kann.

⁶ R. Riess, Die Krisen des Lebens und die Kasualien der Kirche, in: Evangelische Theologie 35 (1979) 71–79.

⁷ Zerfaß, 76.

Selbstverständlich ist das Training nicht der einzige Weg, um von einer versorgten zu einer *versorgenden* Gemeinde zu gelangen, aber es scheint doch ein wichtiger ›Pflasterstein‹ auf diesem Weg zu sein. Wir denken, daß die im Programm geförderten Kompetenzbereiche für eine veränderte Seelsorge notwendig sind und daß diese Kompetenzen *ermöglichen*, eine dezentralisierte Seelsorge aufzubauen, die auf eine zunehmend sich selbst versorgende Gemeinde zielt.

b. Gemeinde als seelsorgliche Gesprächsgemeinschaft

Es kann natürlich nicht darum gehen, die seelsorgliche Gesprächs- ausbildung in der Form, wie sie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen ›ad experimentum‹ praktiziert wurde, unmittelbar auf Gemeinden zu übertragen. Vielmehr müssen Gemeindevertreter und Tutoren gemeinsam ein für die jeweilige Gemeinde passendes Konzept entwickeln, das *deren* konkreten Bedürfnissen und Ressourcen gerecht wird.

Grundsätzlich geht es darum, Möglichkeiten zu schaffen, daß in einer Art *Schneeballsystem* zunehmend mehr Gemeindeglieder für die Seelsorge qualifiziert werden. Die Aufgabe der Priester und der hauptamtlichen Laien kann dabei sowohl darin bestehen, Gemeindeglieder für ein solches Trainingsseminar zu motivieren, als auch darin, selbst an einem solchen Training teilzunehmen, um dann in einer Multiplikatorenfunktion tätig zu werden. Sie stützen und begleiten die pastoralen Dienste in der Gemeinde und leisten so einen »Dienst an den Diensten«.⁸ Die Hauptamtlichen tragen dafür Sorge, daß andere befähigt werden, seelsorgliche Aufgaben zu übernehmen, die bis heute oft als alleinige Sache der ›angestellten‹ Seelsorger betrachtet werden und als ›Dienstleistung‹ bisher von ihnen allein erwartet wurden. Pastorale Dienste werden damit im An-

⁸ Baumgartner, Müller, 8.

schluß an das Dokument »Ordnung der pastoralen Dienste« der Deutschen Bischofskonferenz vom Jahr 1977, zu einer gemeinsamen Aufgabe der Gesamtgemeinde mit den Haupt- und Nebenamtlichen.⁹

Entscheidet sich nun eine Gemeinde, über ein tutorielles Trainingsprogramm Gemeindeglieder für verschiedene Aufgabenfelder heranzubilden, so sind grundsätzlich verschiedene *Konzeptionen* vorstellbar. Zunächst ist zu entscheiden, ob das Programm innerhalb einer Pfarrgemeinde durchgeführt oder auf Dekanatsebene beziehungsweise in der Organisationsstruktur anderer regionaler Zusammenschlüsse aufgebaut werden soll. Ein Angebot auf diözesaner Ebene scheint dagegen weniger sinnvoll, weil dort nicht mehr optimal auf die spezifischen Anliegen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer und deren Gemeindekontext eingegangen werden könnte. Grundsätzlich sind folgende Durchführungsmodi denkbar:

- S Haupt- und/oder Ehrenamtliche konzipieren und planen in Zusammenarbeit mit externen Trainern Trainingsseminare für Gemeindeglieder und/oder Hauptamtliche und führen diese durch.
- S Trainer oder Trainerinnen von außerhalb der Gemeinde trainieren zum Beispiel auf Dekanatsebene einzelne Gemeindeglieder und/oder Hauptamtliche und qualifizieren sie dafür, selbst Trainingsseminare anzubieten (»Train the Trainer«).
- S Haupt- und Ehrenamtliche, die vielleicht schon Vorqualifikationen mitbringen, entwerfen in gemeinsamer Verantwortung ein seelsorgliches Gesprächsseminar für Gemeindeglieder.

Grundkenntnisse in Gesprächsführung und die Fähigkeit, Gruppenprozesse zu strukturieren, sind in allen Aufgabenfeldern von Gemeinden notwendig. Darüberhinaus ergeben sich aus den einzelnen Einsatzgebieten für die Mitarbeiterausbildung zusätzlich spezifische Zielsetzungen und Anforderungen: Dazu einige *Beispiele*:

S Eine Gemeinde, in deren Gebiet ein Wohngebiet mit vielen *Jugendlichen* liegt, braucht vor allem Kompetenzen, um Gruppen an-

⁹ *Zur Ordnung der pastoralen Dienste* (2.3.1977), Reihe: Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn 1977.

zuleiten und ältere Jugendliche zu motivieren, selbst Verantwortung für Gruppen zu übernehmen.

S Eine Gemeinde, in deren Gebiet ein *Alten- oder Pflegeheim* liegt, braucht Kompetenzen, um mit einzelnen alten oder pflegebedürftigen Menschen ins Gespräch zu kommen; es könnte vielleicht auch ein Gedanke sein, in solchen Heimen Gruppen aufzubauen, in denen verschiedene Generationen miteinander ins Gespräch kommen.

S *Kontaktaufnahme mit neu Zugezogenen* in Gemeinden mit hoher Fluktuation ist ein weiteres typisches Aufgabenfeld, das hohe kommunikative Kompetenz erfordert. Das Gespräch mit Menschen, die noch keine Kontakte in ihrer neuen Wohnumgebung haben, kann im Rahmen seelsorglicher Gesprächsausbildung gezielt gelernt werden, damit solche Gespräche möglichst einladend verlaufen.

S Ein weiteres Einsatzbeispiel für gezielte Gesprächsausbildung sind *Gesprächskreise*, in denen Ehepaare, seien sie bereits länger oder jung verheiratet, *mit Paaren* zusammenkommen, die planen zu heiraten. Solche über längere Zeit bestehende Gruppen böten die Chance, sich über Motive und Vorstellungen klarer zu werden, die einzelne Paare mit der kirchlichen Trauung und einer ›christlichen‹ Ehe verbinden. Von den Leiterpaaren solcher Kreise ist spezifisch gefordert, daß nicht die ›Erfahrenen‹ den ›Anfängern‹ mitteilen, was diese zu tun und zu lassen haben, sondern daß ein echter Austausch entsteht, in dem beide Seiten neue Perspektiven und Gedanken entdecken können. Gemeinden hätten so auch die Chance, für junge Erwachsene, die noch keine Kinder haben, spezifische Angebote zu entwickeln.

S *Beispiel Familienkatechese*: Die Erstkommunionkatechese als Familienkatechese, die einige deutsche Gemeinden aus dem lateinamerikanischen Kontext (›catequesis familiar‹) adaptieren¹⁰, ist ein Ansatz, der bewußt das Entstehen von (Basis-)Gruppen innerhalb von Gemeinden fördert, die selbst wieder zur Gemeindebildung beitragen.

¹⁰ Vgl. hierzu: A. Biesinger, Erstkommunion als Familienkatechese (ThQ 174) 120–135; Ders., Gott in die Familie. Erstkommunion als Chance für Eltern und Kinder. Mit Beiträgen von H. Bendel, C. Schmitt (München 1996).

Familienkatechese meint, daß in der Vorbereitung auf die Erstkommunion nicht nur mit den Kindern, sondern gleichzeitig mit deren Eltern gearbeitet wird. Dabei treten nicht primär die hauptamtlichen ›Spezialisten‹ in Erscheinung, sondern »*leitende Elternpaare*« bilden und leiten Elterngruppen, in denen die Eltern der Erstkommunionkinder über ihre eigene Religion, über die Kirche und über die Motivation, das eigene Kind zur Erstkommunion zu schicken, ins Gespräch kommen. Solche Gesprächskreise bergen die Chance, die Sprachlosigkeit individualisierter Religiosität zu überwinden und gerade über persönliche Fragen, Zweifel und Glaubensverständnisse miteinander ins Gespräch zu kommen.

Die leitenden Elternpaare sind selbst Eltern von Kommunionkindern und leiten die Anfangsphase der Elterngruppen an, um dann zunehmend die Treffen auch in die Verantwortung anderer Elternpaare zu legen. Es bilden sich Kindergruppen, die im Idealfall von Jugendlichen geleitet werden. Ein entscheidender Teil der Vorbereitung der Kinder auf die Kommunion geschieht aber *durch die Eltern*. Über den Ansatz einer Familienkatechese entsteht damit eine Vielzahl von überschaubaren *Kleingruppen* (Kinder- und Elterngruppen), die gerade für die Eltern die Möglichkeit bieten, ihr Verhältnis zur Kirche vielleicht neu zu bedenken und zu vertreten. Dabei geht es in den Gruppen nie allein um subjektive Religiosität, sondern stets auch um die *Glaubensgemeinschaft*, um Gemeinde. Familienkatechese kann so einen Beitrag leisten, daß Gemeinden zu einer Weg-, Lern- und Gesprächsgemeinschaft werden.

Solche Initiativen können Prozesse der Gemeinschaftsbildung in Gang setzen, die den Entsolidarisierungstendenzen in der gegenwärtigen Gesellschaft entgegenwirken, indem sie die Kommunikation der Eltern mit ihren Kindern intensivieren und die Atmosphäre in den Gemeinden ein Stück weit verändern. Das Unternehmen Gemeindegemeinschaft führt die Gemeindeglieder also zunehmend dazu, selbst Verantwortung übernehmen. Um Eltern- und Kindergruppen kompetent leiten zu können, kann wiederum die Vorbereitung nach einem tutoriellen seelsorglichen Lernprogramm eine große Hilfe sein, weil es sowohl die Kompetenz, Gespräche zu führen, fördert, als auch die Fähigkeit, Gruppenprozesse aktiv zu gestalten.

c. Gemeinde als partnerschaftliche Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft

Während es bei den vorausgegangenen Überlegungen überwiegend darum ging, wie Gemeinden auf der individuellen Ebene durch einzelne Gemeindeglieder Angebote begleitender Seelsorge entwickeln, beschäftigt uns im folgenden noch die Frage, wie Gemeinden auf der ›kollektiven‹ Ebene so verändert werden können, daß partnerschaftliche Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften entstehen.

1. *Kommunikationsprobleme in Gemeinden*: Der Grund für Kommunikationsprobleme in und zwischen Gemeindegruppen (zum Beispiel im Liturgieausschuß, Firmgruppenkreis, Familienkreis, in Jugendgruppen, im Pfarrgemeinderat...) liegt nicht selten darin: Der Pfarrer gehört diesen Gremien von Amtes wegen selber als »beratendes Mitglied« oder gar als Leiter an. Die Eigenverantwortung der Gemeinde wird dadurch nicht ausreichend sichtbar, weil viele Gemeindeglieder fast selbstverständlich erwarten, daß ihr Pfarrer auch weiterhin letztlich für alles zuständig S und verantwortlich ist.

Dem entgegen gilt es S nicht nur wegen des Priestermangels S, Wege zu finden, die tatsächlich eine *kollegiale und partnerschaftliche Selbstorganisation der Gemeinden* ermöglichen. Dies Ziel ist freilich nur zu erreichen, wenn eine ausreichend große Zahl von Gemeindegliedern in die Lage versetzt wird, Gruppen- und Entscheidungsprozesse selbständig zu strukturieren, die Vielfalt einer Gruppe als Potential zu nutzen, Gesprächsführungskompetenzen in Gruppensituationen einzusetzen, Arbeiten im Team zu gestalten und Gruppen zunehmend zur Selbstanleitung anzuleiten.

Gemeindliche *Subsysteme* (Basisgruppen und -initiativen, Hauskreise oder Selbsthilfegruppen) können durch entsprechende Professionalisierung einzelner Mitglieder gerade auf dem Gebiet der sozialen und didaktisch-methodischen Kompetenzen zunehmend aus sich heraus arbeitsfähig werden und lernen dann, ihre eigenen Kommunikationsprozesse selbstverantwortlich zu organisieren. Um Selbstorganisation zu entwickeln, brauchen Gemeinden und ihre

Gruppen also intensive Förderung zunächst durch die Leitenden, deren Aufgabe es ist, sie zu befähigen, eigene Selbstorganisationsfähigkeiten zu entwickeln und interne Reflexionsprozesse anzuregen und anzuleiten (Empowerment).

Vielleicht entstehen gerade dann, wenn ein höherer Professionalisierungsgrad erreicht wird, schließlich auch spontan neue Basisgruppen oder Basisgemeinden, weil die Gruppenarbeit jetzt als fruchtbares und bereichernd erlebt wird und so Energien freisetzt, die sonst oft in innergemeindlichen Konflikten aufgerieben werden. In der Zersplitterung und Vielfalt unserer Lebenswelt scheinen gerade solche ›Subsysteme‹ Orte zu sein, aus denen *Gemeinden neu entstehen*, und wo neue kreative Kommunikationsformen entwickelt werden können, um eine Vielzahl von Basisgruppen zu einer kraftvollen Gesamtgemeinde zu integrieren. Hier ereignet sich Gemeindebildung, die nicht mehr ausschließlich von der Person eines Pfarrers abhängt, sondern von der Gemeinde und ihren Gliedern gemeinsam gewollt und getragen wird.

2. *Praxisbegleitung und Gemeindeberatung als Begleitung von Gemeindebildung:*¹¹ Neben und trotz der Qualifizierung von Gemeindegliedern für die Gruppenarbeit ist eine intensive Begleitung und Beratung solcher Kräfte dringend erforderlich. Auch hier kann ein Modell dezentralisierter Seelsorge weiterhelfen, wenn andere Gemeindeglieder und/oder Außenstehende eine Praxisbegleitung durchführen. Solche Praxisbegleitung »zielt darauf ab, die *Fähigkeiten, die in einer konkreten Gruppe vorhanden sind, zum Tragen zu bringen und für die Gemeinde als Gesamt zu nutzen*. Dazu gehört es auch, zur ›eigenen Machtlosigkeit‹ bereit zu sein. Indem der Seelsorger in anderen ihre Fähigkeiten und Kompetenzen hervorlockt, kann und muß er selbst zurücktreten. Dies kann verstanden werden als Beratung zur Selbstorganisation.«¹²

Gemeindeberatung geht damit über eine bloße Gruppenberatung hinaus: »Gemeindeberatung nimmt, im Gegensatz zur Einzel- und

¹¹ Das Theologisch-Pastorale Institut in Mainz bietet eine Ausbildung zu Praxisberatern an; vgl. hierzu *P. M. Zulehner*, *Priestermangel praktisch* (München 1983) 191–195.

¹² Ebd., 192.

Gruppenberatung, von vorne herein die Entwicklung von Gemeinde in den Blick, versucht, der Komplexität von Gemeinde gerecht zu werden, und interveniert entsprechend in einzelne Gruppen und Teilsysteme hinein«. ¹³ Eine Veränderung innerhalb einer Teilgruppe wirkt so in die Gesamtgemeinde hinein. Freilich ist es Aufgabe jeder einzelnen Gemeinde, zunächst selbst für sich zu ermitteln, welche konkreten Notwendigkeiten für sie gegeben sind, aber auch, welche Ressourcen durch einzelne Gemeindeglieder bereits vorhanden sind. Grundprinzip bleibt es in jedem Fall, die Seelsorge immer mehr in die Eigenverantwortung der Gemeinde zu stellen.

Mit einem solchen Ansatz gemeindlichen Lebens ist freilich nicht ein Rückzug in kleine Gemeinschaften oder gar ›Sekten‹ gemeint, die am Ende möglicherweise im Abseits der gesellschaftlichen Wirklichkeit landen. Vielmehr geht es darum, in der von Individualisierung und Orientierungslosigkeit bestimmten Gesellschaft Räume zu schaffen und Angebote zu eröffnen, die ermöglichen, das Leben selbstverantwortlich zu gestalten. Dabei kann gerade der Rückhalt in einer Gemeinde Perspektiven auch auf politisches Handeln eröffnen und Mut machen, an der Gestaltung der Gesellschaft mitzuwirken. Nur so kann letztlich das Anliegen der »Sache Jesu« unter den Bedingungen heutiger Gesellschaft neu zum Tragen gebracht werden.

3. SCHWANGERSCHAFTS-KONFLIKTBERATUNG NACH § 219 ABS. 2 S. 2 STGB (MARIA SAILER)

In der Schwangerschafts-Konfliktberatung geht es um eine Beratung, deren Inhalte die Schwangerschaft und die mit ihr verbundenen Probleme und Nöte bilden. Wer in diesem Aufgabenfeld Beraterisch tätig ist, weiß, daß die Probleme der Ratsuchenden so und vielfältig sind wie die Menschen selbst und ihre Situationen.

¹³ Ebd., 195.

Im Folgenden geht es darum, dieses Aufgabengebiet kurz zu beschreiben und daraufhin zu untersuchen, wie sich Inhalte der »Seelsorglichen Gesprächsführung« mit den Anforderungen der Beratungssituation verbinden. Nähert man sich der vielschichtigen Problemsituation: *Schwangerschaft ja oder nein*, stößt man sofort auf die gesetzlichen Bestimmungen, welche den öffentlichen Problemrahmen abstecken. Denn im Rahmen der Schwangerschafts-Konfliktberatung haben ja auch jene Gespräche stattzufinden, die für einen Schwangerschaftsabbruch gesetzlich zwingend vorgeschrieben sind. Durchgeführt wird die Beratung in der Regel von Beratungsstellen der Stiftung Pro Familia oder der Caritas, die in den meisten größeren Städten der Bundesrepublik Geschäftsstellen unterhalten. Neben *Pflichtgesprächen* finden aber auch viele Gespräche statt, die von den Betroffenen freiwillig in Anspruch genommen werden.

In der Beratungssituation werden von seiten der Betroffenen sehr unterschiedliche Problemkreise benannt:

- S Nichtehelichkeit oder Außerehelichkeit des ungeborenen Kindes,
- S Angst vor sozialer Diskriminierung (zum Beispiel bei behindertem Kind),
- S Schwierigkeiten in der Partnerbeziehung und/oder in der Familie,
- S Gesundheitliche Risiken (zum Beispiel Alter der Mutter S 13 oder 50 Jahre),
- S Berufliche Aspekte,
- S Probleme nach dem Schwangerschaftsabbruch,
- S Die finanzielle Situation, Wohnungsprobleme, drohende oder vorhandene Arbeitslosigkeit,
- S Angst vor Verantwortung oder Zukunftsangst,
- S Angst vor dem eigentlichen Abbruch...

Eingewoben in das Netz der Problematik sind also Fragen der persönlichen Moral, Aspekte der individuellen Lebensgestaltung und häufig auch Fragen der konkreten Alltagsbewältigung.

Hilfreiche Beratung in diesem Umfeld zu leisten verlangt von seiten der Beraterin hohes fachliches, methodisches, soziales und personales Können. Die Fragen der Ratsuchenden dürfen darüber hinaus nicht ausschließlich auf lebensgeschichtliche Aspekte redu-

ziert werden. So sind Hilfestellungen bei rechtlichen, finanziellen oder sozialen Aspekten ebenso zu leisten wie die personale Unterstützung. Wenn wir also im Folgenden fragen, wie einzelne Inhalte der »Seelsorglichen Gesprächsführung« in der konkreten Beratungsarbeit fruchtbar werden, gilt es gleichzeitig auch die Grenzen zu sehen. Das Training kann (und will) nicht alle für diesen Bereich notwendigen besonderen fachlichen Kenntnisse, welche eine Beratung bei Schwangerschaftskonflikten außerdem erfordert, vermitteln. Dies würde den Rahmen eines solchen Lernprogramms sprengen. Unsere Gesprächsausbildung ist ausschließlich auf die kommunikative Seite des Beratungsgespräches angelegt.

Die vielen Übungsmöglichkeiten des Seminars befähigen dazu, auf unterschiedliche Gesprächsanforderungen rasch reagieren zu können.

Die Tatsache, daß im Training nicht mit (vor-)gestellten Praxissituationen, sondern vorwiegend mit dem Material der eigenen Erfahrungen und persönlichen Gesprächsthemen gearbeitet wird, eröffnet die Möglichkeit zum eigenen Perspektivenwechsel: Man wird selbst zur Beratenen, die *neue Perspektiven* erlebt und neue Impulse für die eigene Problembewältigung bekommt (Teilnehmerin: »Ich kann jetzt ›klarer‹ denken, dadurch daß ich mir meiner Emotionen deutlicher bewußt bin. Ich wurde aufmerksam auf vorher unbeachtete Inhalte im Gespräch durch Einkreis-Technik, Metaphern und Bilder...«). Ob als ausgesprochener oder unausgesprochener Supervisionskontext, die Veränderung eigener Anteile wird so sogar in der Übungssituation möglich.

Die einzelnen Methoden der Gesprächsführung, wie sie im Seminar erlernt werden, bieten innerhalb der Beratungssituation für die Klientin die Chance, ihre Probleme und ihre Situation neu und ›anders‹ zu bedenken, zu erfühlen und zu erspüren. Wie eine solche Unterstützung konkret aussehen kann, wollen die folgenden Beispiele zeigen.

a. Der Erstkontakt mit der Klientin

Unter Erstkontakt wird in der Regel die erste gemeinsame Beratung zwischen Beraterin und Ratsuchender verstanden. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, daß der eigentliche Erstkontakt bereits früher stattfindet, zum Beispiel bei der telefonischen Terminvereinbarung oder beim Öffnen der Eingangstür. Solche Aufgaben werden häufig von den Mitarbeiterinnen aus der Verwaltung der Beratungsstelle übernommen und haben daher keine offizielle beraterische Funktion. Es zeigt sich freilich immer wieder: Gerade diese kleinen Momente beziehungsweise auch weitere scheinbar ›rein‹ verwaltungstechnische Angelegenheiten tragen wesentlich zur Atmosphäre des gesamten Beratungsprozesses bei und verlangen von ihrer Gestaltung her eine beraterische Komponente von den Verwaltungsmitarbeiterinnen. Denn häufig stehen diese vor ›schwierigen‹ Anfangssituationen:

- S Die Klientin steht weinend vor der Tür und weiß nicht mehr weiter.
- S Es meldet sich jemand am Telefon und ist nicht in der Lage, sein Anliegen oder den Grund seines Anrufes zu äußern.
- S Die Klientin erwartet sofort einen Termin und will sich auf keinen alternativen Termin einlassen.
- S Die Klientin will unbedingt eine Zusage für finanzielle Hilfe oder für eine Problemlösung...

Indem nun versucht wird, mit der Klientin schon beim ersten direkten Kontakt mit der Beratungsstelle (Sekretariat) beraterisch kompetent umzugehen, können im Vorfeld eventuelle, unnötig hemmende Faktoren wie Mißverständnisse und Mißtrauen vermieden werden.

Im Gesprächstraining wurde vermittelt, wie sich zum Beispiel durch Blickkontakt, Spiegeln der Sitzhaltung, aktives Zuhören ohne lange Vorbereitung ein guter *Rapport* zwischen den Gesprächspartnern aufbauen läßt. Dieser Einstieg bildet die Voraussetzung, um an Informationen zu gelangen, die für den weiteren Gang der Beratung notwendig sind, zum Beispiel:

- S Geht es um eine Schwangerschaft?
- S Geht es um einen Abbruch?
- S Geht es um finanzielle Hilfe?
- S Geht es um Beziehungs- oder Partnerschaftsprobleme?

Entsprechend kann die Terminierung je nach Dringlichkeit gehandhabt werden. Auch nach der Themenabklärung sind Fragen ein wichtiger Bestandteil der Beratungssituation. Oft ist es hilfreich, wenn solche möglicherweise intimen (Informations-)Fragen noch zusätzlich begründet werden. Zum Beispiel:

Sekretärin: »Wie hoch ist Ihr Nettoeinkommen? Ich frage deshalb, weil ich schauen möchte, ob Sie einen Antrag auf finanzielle Unterstützung stellen können. Dieser ist nämlich an eine bestimmte Einkommensgrenze gebunden.«

Entscheidend ist, daß eine durch (unangenehme) Fragen geprägte Gesprächsführung ausbalanciert wird durch Rapportelemente. Ist dies gegeben, kann die Klientin eher akzeptieren, daß solche Fragen eben notwendig sind für eine gute Beratung. Werden die Fragen so eingeordnet, fühlt sich die Klientin ernst genommen, was wiederum die Bereitschaft zu einem offenen Gespräch erhöht.

Beispiel: Terminvereinbarung und Auftragsklärung:

Ein Paar steht vor der Tür, die Frau ist in einem fortgeschrittenen Schwangerschafts-Monat.

Sekretärin: »Guten Tag.«

Mann: »Guten Tag.«

Sekretärin: »Nehmen Sie bitte Platz« (Die Aufforderung wird unterstützt durch eine entsprechende Gestik, der Blickkontakt bleibt bei beiden.).

Mann: »Ja, dankeschön.« (Sie setzen sich.) Wir sind deshalb hier, weil wir ein Kind bekommen.«

Sekretärin: »Gut. Was ist genau Ihr Anliegen?« (Es stellt sich heraus, daß die beiden sich erkundigen wollen, welche finanziellen Unterstützungen möglich sind.)

Frau: »Bis jetzt arbeite ich noch, aber wenn ich in den Mutterschutz gehe, reicht das Geld nicht mehr aus S und mein

Mann ist arbeitslos.«

Sekretärin: »Sie machen sich Sorgen, wie es weitergehen soll.«

Frau: »Ja, denn die Miete beträgt ca. 1.000,- DM im Monat, und das Baby braucht ja auch ein Bettchen, Kleider, Windeln und so weiter. Das Geld wird hinten und vorne nicht ausreichen.«

Sekretärin: »In der Beratung können Sie über Ihre Situation reden, und die Beraterin wird gemeinsam mit ihnen schauen, was mit finanzieller Unterstützung möglich sein wird. Dazu kann ich Ihnen einen Termin in zwei Wochen anbieten.«

Die Frau war in der Anfangssituation eher zurückhaltend. Während die Sekretärin den Mann dazu bringt, Genaueres über ihr Anliegen zu formulieren, spiegelt sie die Sitzhaltung der Frau und hält den Blickkontakt auch mit ihr. Offensichtlich fühlt sich die Frau nicht ausgeschlossen, denn nach kurzer Zeit bringt sie sich selbst in das Gespräch ein.

Oft kommt es auch vor, daß sich Klientinnen an der Tür oder am Telefon unpräzise äußern. In der konkreten Umgangssituation ist es dann hilfreich, Lösungen beziehungsweise Verallgemeinerungen aufzulösen, zu paraphrasieren und das Gespräch in bestimmte Bahnen (zum Beispiel: »Worum geht es?«) zu lenken, um den äußeren Rahmen zu stecken, der wichtige Voraussetzung für die Beratung ist. Hier können auch geschlossene Fragen zu schnellerer ›Rahmenklärung‹ beitragen.

Beispiel: *Telephongespräch:*

Frau: »Guten Tag, hätte gerne einen Termin S ich bin schwanger und...«

Sekretärin: »Könnten Sie mir bitte sagen, in welcher Schwangerschafts-Woche Sie sind?«

Frau: »Ich bin in der achten Schwangerschaftswoche.«

Sekretärin: »Geht es bei Ihnen noch um eine Entscheidung, oder gibt es noch andere Fragen?« (Pause)

Frau: »Ich will das Kind nicht, und will das alles so schnell wie möglich hinter mich bringen.« (weint)

Sekretärin: »Sie wollen möglichst rasch einen Termin (Paraphrase), das kann ich sehr gut verstehen (Rapport). Könnten Sie

sich vorstellen, übermorgen am Vormittag vorbeizukommen?«

Frau: »Ja, werde ich dann Sie antreffen?«

Sekretärin: »Ja, ich werde Ihnen selbst die Tür öffnen und Sie zum Wartezimmer begleiten. Dann werden Sie von mir ins Beratungszimmer geführt, wo Sie mit der Beraterin über Ihre Situation sprechen können. Haben Sie noch Fragen?«

Frau: »Nein, vielen Dank, auf Wiedersehen.«

Sekretärin: »Auf Wiedersehen bis zum Donnerstag.«

Die Klientin sagte nicht, ob es um einen Abbruch ging oder nicht. Daher wurde abgeklärt, ob der zeitliche Rahmen für einen Abbruch gegeben ist. Nach der heftigen Gefühlsreaktion zu urteilen, schien sodann eine rasche Terminvereinbarung notwendig. Durch die Paraphrase, die eindeutige Gefühlsbekundung sowie durch die Schilderung der äußeren Abläufe wurden Rapport aufgebaut und Sicherheit angeboten.

b. Gesprächsführung im Beratungsgespräch zum Schwangerschaftskonflikt (§ 219 Abs. 2 S. 2 StGB)

Die seelsorgliche Gesprächsausbildung bietet auch gute Möglichkeiten, die Gesprächsführung im eigentlichen Beratungsgespräch zu üben. Das Training will konkrete Techniken und Handlungsmöglichkeiten vermitteln, die dazu befähigen, ein hilfreiches Beratungsgespräch zu führen. Ziel ist es, daß die Klientin aus ihrem oft hindernden Denkraster herausgeführt wird und alternative Handlungsmöglichkeiten für sich entwickelt. Gesprächstechnisch können dabei alle Elemente eingesetzt werden, wie sie in den verschiedenen Trainingsstufen des Projekts »Seelsorgliche Gesprächsführung« vermittelt werden. Bei all dem ist es wichtig zu betonen, daß die Klientin *selber entscheidet*, was sie sagen will, und daß ihr *keine endgültige Entscheidung aufgedrängt* wird.

Wie im Erstkontakt kristallisieren sich im Beratungsgespräch *kritische Situationen oder Themen* heraus, die für den weiteren Verlauf eines Gesprächs entscheidend sind:

- S Die Klientin kommt nicht freiwillig. Sie wurde geschickt.
- S Es muß von seiten der Klientin oder des Paares eine Entscheidung unter Zeitdruck gefällt werden (Abbruch oder nicht?).
- S Die Ratsuchende nennt finanzielle Not oder etwas anderes als Grund für die Beratung; die Beraterin vermutet im Hintergrund tiefere Probleme etwa in der Familie oder in der Partnerschaft.
- S Es wird eine Schwangerschaft vorgetäuscht.
- S Die Klientin wurde mißbraucht.
- S Eine Selbstmordandrohung wird offen oder verdeckt ausgesprochen.
- S Gefühle der persönlichen Überforderung durch die Schwangerschaft werden geäußert.
- S Die Klientin hat extreme Angst, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen.
- S Die Klientin wird vom Partner unter Druck gesetzt.

Aufgrund der Vorinformation durch die Sekretärin (geht es um Abbruch oder andere Probleme, die durch die Schwangerschaft ausgelöst wurden: finanzielle Sorgen, Wohnungsnot, Beziehungsprobleme mit dem Partner oder der Familie...) kann die Beraterin bereits im vorhinein erste Hypothesen zu der vermuteten Problematik bilden, die sie im weiteren Verlauf des Beratungsgespräches überprüfen kann. Auch kann die Vorinformation dienlich sein, um der Klientin die Scheu vor der ersten Begegnung zu nehmen und ihr den Einstieg ins Gespräch zu erleichtern. Etwa folgendermaßen:

Beraterin: »Unsere Kollegin hat mir bereits mitgeteilt, daß Sie sich informieren wollen über die weitere finanzielle Unterstützung ab der Geburt Ihres Kindes.«

In der Phase des Kennenlernens stellt die Beraterin den Rapport her, indem sie etwa die Körperhaltung der Klientin spiegelt, den Blickkontakt aufrecht erhält oder aktiv zuhört. Auf verbaler Ebene eignet sich zum Beispiel die Paraphrase zum Aufbau der passenden Gesprächs(ver)bindung. Die Beraterin vermittelt in der Paraphrase, daß sie zuhört, dem Inhalt folgt und bereit ist, das Gespräch fortzuführen.

Beraterin: »Sie haben gesagt, daß Ihr Mann arbeitslos ist und Sie bisher alleine für den Lebensunterhalt aufkommen mußten. Da Sie aber in den Mutterschutz gehen, wissen Sie nicht, wie Sie die 18 Monate Mutterschaftsurlaub finanziell überbrücken sollen.«

Unter Berücksichtigung der sinnenspezifischen Äußerungen der Klientin (VAKOG) kann die Beraterin den Gesprächsrapport weiter intensivieren:

Klientin: »Ich kann einfach keine Lösung *sehen*.«

Beraterin: »Sie haben den Eindruck, daß Sie nicht mehr *durchblicken*.«

Mit wachsendem Vertrauen zwischen Klientin und Beraterin können deutlicher die beteiligten Gefühle der Klientin angesprochen werden.

Durch das Ansprechen von Gefühlen auf jener sinnesspezifischen Ebene, die für die Klientin entscheidend ist, kann es sein, daß die Klientin ihr Problem aus einer neuen, bisher nicht beachteten Perspektive sehen kann, angeregt vielleicht durch geeignete Bilder, Metaphern oder Symbole. Aber auch mit Hilfe von Fragen nach Unterschieden, nach Ressourcen, durch zirkuläres Fragen oder Skalierungsfragen kann die Klientin aufgefordert werden, ihre Situation und ihre Probleme immer wieder neu zu betrachten und dabei allmählich von einer statischen Betrachtungsweise S daß nun mal eben alles so ist, wie es ist S abzurücken. Die Beraterin fragt dann etwa zum Beispiel:

S »Wo glauben Sie, am ehesten selbst Einsparungen vornehmen zu können? Wo wird es Ihnen am leichtesten fallen, wo am schwersten?«

S »Was haben Sie bereits unternommen? Von wem wäre noch Hilfe zu erwarten? Wie lief das früher mit der Unterstützung durch Ihre Eltern?«

S »Was glauben Sie, wird Ihr Mann sagen, wenn Sie ihn fragen, ob er beim Kind bleibt und Sie bereits nach sechs Monaten wieder arbeiten?«

Vergleicht man abschließend den Erstkontakt mit dem eigentlichen Beratungsgespräch beim Schwangerschaftskonflikt, so zeigt sich, daß beide Gesprächssituationen zunächst sehr stark auf einen guten Rapport zielen. Das Lösen eines so gravierenden Konflikts erfordert von den Beteiligten ein Verhältnis, das von gegenseitigem Vertrauen und Ehrlichkeit geprägt ist. Der Erstkontakt dient darüber hinaus dazu, erste wichtige Sachinformationen zu erfragen, was allerdings ohne Rapport schnell den Eindruck eines Verhörs gewinnen kann. Auf der anderen Seite muß das eigentliche Beratungsgespräch als ein *Lösungsprozeß* angelegt sein, in dem die Informationen aus dem Erstkontakt mit dazu beitragen, die passende Lösung für die betroffene Frau oder das betroffene Paar zu finden. Hier ist entscheidend, daß es der Beraterin gelingt, den Gefühlsbereich der Klientin oder des Paares zu erreichen beziehungsweise eine lösungsorientierte Gesprächsführung in Gang zu bringen. Das Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« bietet dazu Lern- und Übungsmöglichkeiten, insofern es genau diese kommunikationspsychologischen Teile trainiert. Andere Elemente wie zum Beispiel die Kenntnis der ethischen, rechtlichen und finanziellen Möglichkeiten und Bedingungen, die zu einer kompetenten Beratung in diesem Problemfeld unbedingt mit dazu gehören, müssen allerdings von anderer Seite ergänzend beigetragen werden.

4. DIE BEGLEITUNG STERBENDER UND IHRER ANGEHÖRIGEN (EVA NEUNDORFER-PRADE/MARK REUTER)

a. Die Problematik des verdrängten Todes

Es ist zu einem besonderen Problem unserer fortgeschrittenen Industriegesellschaft geworden, daß sie mit dem Phänomen des Todes nicht zurecht kommt. Anscheinend hat der Tod in dieser Gesellschaft keinen Platz und darum auch kein legitimes Recht mehr. So wird er weithin verdrängt. Viele Menschen sehen nie einen Men-

schen sterben und haben kaum noch eine persönliche Erfahrung in der Begleitung von Sterbenden. So schwindet auch die Fähigkeit, mit Sterbenden umzugehen: »Man weiß nicht, was man sagen soll. *Distanzierung und Flucht* sind die Folge.«¹⁴

Werden Sterbende an Institutionen abgegeben, geschieht dies meistens in der Meinung, daß die dort arbeitenden ›Professionellen‹ besser helfen können als die Angehörigen selbst, die sich oftmals mit der Aufgabe, einen Sterbenden zu begleiten, überfordert fühlen. Damit wird der Tod immer mehr aus dem alltäglichen Leben ausgelagert, und die »Unfähigkeit zu trauern« (Mitscherlich) nimmt zu.

Hinzu kommt, daß die alten Riten (etwa das gemeinsame Gebet mit Verwandten, Freunden, Nachbarn und Bekannten am Bett von Sterbenden) heutigen Menschen oftmals unzugänglich geworden sind und so die Aufgabe, die richtigen Worte und richtigen Gesten für Sterbende und deren Angehörige zu finden, immer mehr dem einzelnen zufällt. Die Folge: »Der einzelne erlebt sich als hilflos, flüchtet und schweigt«.¹⁵ Gleichzeitig scheint aber die Frage des menschenwürdigen Sterbens und das Thema der Sterbebegleitung die Gesellschaft seit einigen Jahren zunehmend zu beschäftigen. So verwundert es nicht, daß Beiträge zur Sache wie etwa das 1995 vom Theologen Hans Küng und dem Literaten Walter Jens in Zusammenarbeit mit dem Mediziner Dietrich Niethammer und dem Juristen Albin Eser verfaßte Buch »Menschenwürdig sterben. Ein Plädoyer für Selbstverantwortung«, in dem sie ihre Sichten eines humanen Todes darstellen, zu heftigen und kontroversen Diskussionen führt. Solche Publikationen erfüllen die wichtige Aufgabe, das Thema Sterben und Tod zu enttabuisieren und es als unbewältigtes gesellschaftliches Problem neu bewußt zu machen.¹⁶

¹⁴ Siehe, *P. M. Zulehner*, Pastoraltheologie 3. Übergänge (Düsseldorf 1990) 29. Hervorhebung eingefügt.

¹⁵ Ebd., 32.

¹⁶ Für die nähere Einführung in die Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen sei auf folgende Literatur verwiesen: *P. Becker*, *V. Eid* (Hg.), Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden (Mainz 1984); *J. Canacakis*, Ich sehe deine Tränen. Trauern, klagen, leben können (Stuttgart 1987); *N. Herrmann*, Mit Trauernden reden (Zürich 1988); *V. Kast*, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses (Stuttgart-Berlin 1982); *E. Kübler-Ross* (Hg.), Reif werden zum Tode (Stuttgart 1976); *Dies.*, Interviews mit Sterbenden (Stuttgart 1971); *Dies.*, Verstehen, was Sterbende sagen wollen. Einfüh-

b. Die Hospizbewegung

In einem ruhigen Londoner Vorort wurde 1967 ein Haus eröffnet, »das sterbenden Menschen und ihren Angehörigen wieder einen Platz in dieser Welt geben sollte«. ¹⁷ Cicely Saunders hatte, berührt durch die Pflege eines Krebskranken kurz nach dem zweiten Weltkrieg, dieses St. Christopher's Hospice gegründet und griff mit ihrer Namensgebung eine alte mittelalterliche Tradition auf: Hospize nannte man damals die Herbergen, die Pilgern auf ihrer Reise Unterkunft, Pflege und Stärkung anboten. »In ihrer Tradition sollte dieses neue Hospiz des 20. Jahrhunderts für Menschen am Ende ihrer irdischen Pilgerreise ein Ort sein, an dem sie all das fanden, was sie benötigten, um gestärkt ihren letzten Weg gehen zu können«. ¹⁸

Zeitgleich zur Gründung des ersten Hospizes erschienen Elisabeth Kübler-Ross' »Interviews mit Sterbenden« und damit ein wichtiges Buch, das dazu beitrug, eine Veränderung im Umgang mit dem Thema »Tod und Sterben« herbeizuführen.

Aus der Idee Cicely Saunders ist eine weltweite Bewegung geworden, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, »Menschen in der letzten Phase einer unheilbaren Krankheit zu unterstützen und zu pflegen, damit sie in dieser Zeit so bewußt und zufrieden wie möglich leben können. Voraussetzung hierfür ist, daß eine angemessene Pflege gewährleistet ist und es gelingt, eine Gemeinschaft von Menschen zu bilden, die sich ihrer Bedürfnisse verständnisvoll annimmt«. ¹⁹

rung in die symbolische Sprache (Stuttgart 1982); *H. Küng, W. Jens*, Menschenwürdig sterben (München 1995); *I. Schlesiger*, Gott nimmt nicht die Last, er stärkt die Schultern (Mainz 1987); *G. Schmied*, Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft (Leverkusen 1985); *Y. Spiegel*, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung (München 1973); *J.-C. Student* (Hg.), Das Hospiz-Buch (Freiburg 1989); *A. u. R. Tausch*, Sanftes Sterben. Was der Tod für das Leben bedeutet (Hamburg 1985); *W. J. Worden*, Beratung und Therapie in Trauerfällen, Ein Handbuch (Bern-Stuttgart-Toronto 1987); *P. M. Zulehner*, Pastoraltheologie, Band 3 (Düsseldorf 1990).

¹⁷ *J.-C. Student*, Was ist ein Hospiz?, in: *Ders.*, Das Hospizbuch, 19.

¹⁸ Ebd., 19f.

¹⁹ Definitionen der nationalen Hospizorganisation der USA. Veröffentlicht bei *Student*, Hospizbuch, 22.

Auch in Deutschland gibt es inzwischen in zahlreichen Städten und Gemeinden Hospizvereine, die in zwei Bereichen tätig sind: An manchen Orten (zum Beispiel Aachen, Recklinghausen und Stuttgart) gibt es Hospizhäuser, welche Kranke während der letzten Phase ihres Lebens aufnehmen, wo sie von ihren Angehörigen, ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern sowie einem interdisziplinär arbeitenden Team betreut werden.

Umgekehrt liegt der Schwerpunkt vieler Vereine auf der ambulanten Betreuung von Sterbenden und ihren Angehörigen. Ziel ist es, Kranken zu ermöglichen, dort zu sterben, wo sie auch gelebt haben, und so die Sterbephase als letzte *Lebensphase* ernst zu nehmen,²⁰ deren Sinn es ist, Menschen zu ermöglichen, ihr Leben in Würde und Authentizität zu Hause zu beenden.²¹ Die medizinische Pflegearbeit leisten dabei in der Regel Caritas, Diakonisches Werk und andere Pflegeeinrichtungen, so daß sich die Hospizhelferinnen ganz auf die seelischen Bedürfnisse der Sterbenden einstellen und ihnen die nötige menschliche Zuwendung geben können.

Die Arbeit der Hospizhelfer beschränkt sich nun allerdings nicht auf die Betreuung der Kranken selbst, vielmehr begleiten die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gleichzeitig die Angehörigen, und zwar sowohl während der letzten Lebensphase des Sterbenden als auch in der schwierigen Zeit nach seinem Tod. Die Angehörigen erhalten Hilfestellung, um ihre Sterbenden möglichst lange zu Hause pflegen zu können, werden aber gleichzeitig selbst intensiv begleitet, wenn es gilt, von Sterbenden Abschied zu nehmen. Trauerarbeit als Ablösung von Verstorbenen und als Suche nach Wegen »zurück in das Leben« gelingt leichter, wo die Angehörigen nicht alleine gelassen werden, sondern ihrerseits Begleitung erfahren.

Weil Hospizmitarbeiter und -mitarbeiterinnen immer wieder mit der Endlichkeit menschlichen Lebens konfrontiert sind, ist es wichtig, »eigene Lebensziele, eigene Handlungsperspektiven, eigene Bemühungen unter dem Aspekt der zeitlichen Begrenztheit und

²⁰ Damit wird ein Wunsch der meisten Menschen erfüllt: 92% der Bundesbürger möchten nach Umfragen am liebsten zu Hause sterben.

²¹ Dazu gehört z.B. auch eine schmerzlindernde Therapie. Vgl. etwa R. Wiedemann, Die Hospizbewegung in Deutschland, in: *Student*, ebd., 31ff.

Einmaligkeit zu betrachten«.²² Dies zu ermöglichen ist eine wesentliche Aufgabe der Hospizvereine in der Begleitung der ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

c. Ausbildung und Begleitung ehrenamtlicher Hospizhelfer und -helferinnen

Es liegt auf der Hand, daß Begleitung von Sterbenden und Angehörigen eine hohe kommunikative Kompetenz verlangt. Dabei gehört es zu den erklärten Zielen der Hospizbewegung, die Aufgabe der Begleitung nicht etwa auf professionelle Helfer und Helferinnen abschieben zu helfen, sondern möglichst viele *ehrenamtliche Hospizmitarbeiter und -mitarbeiterinnen*, die ja oft mehr alltagspsychologische Kompetenz besitzen, als sie sich selbst zutrauen, für diese Arbeit zu motivieren und dann weiter zu qualifizieren. Denn ehrenamtliche Kräfte können sich einem sterbenden Menschen intensiver und besser widmen, als dies den überlasteten Pflegekräften und Therapeuten im Klinikstreß möglich ist, und ihm das sein, was für ihn in seiner Lage vielleicht das Allerwichtigste ist: Menschen, die geduldig zuhören, mitschweigen, mitweinen, mitbeten können, die Gänge zu Ämtern erledigen oder einfach mit dem Kranken einen Kaffee trinken. Im Unterschied dazu leiden Kliniken und Pflegeeinrichtungen unter chronischer Zeitknappheit und einem ständigen Rationalisierungszwang, was eine intensive und menschenwürdige Sterbebegleitung kaum zuläßt.

Weiterhin entgeht man durch die Qualifizierung von ehrenamtlichen Helfern der Gefahr, »das Sterben als Vorgang expertokratisch zu pädagogisieren und didaktisieren«. Im Vordergrund steht die »ur-menschliche Grundkompetenz, die es zu wecken und zu fördern gilt«.²³

Ein Kennzeichen hoher kommunikativer Kompetenz ist es, mit Sterbenden oder Trauernden *schweigen* zu können. Dies zu ertragen

²² *Student*, 30.

²³ *Ebd.*, 47.

fällt gerade bei den ersten Kontakten nicht leicht, und doch wird es von den Betroffenen sehr geschätzt, wenn Helferinnen nicht versuchen, das Geschehen profan oder theologisch wegzuerklären. Hier wird beispielhaft die Relevanz unseres Trainingsprogramms deutlich:

Für den Umgang mit Sterbenden ist die Fähigkeit, einfühlsam ein Gespräch zu führen, unabdingbar. Gerade in diesem hochsensiblen Bereich sind Grundhaltungen wie Geduld, Wertschätzung sowie Echtheit wesentliche Grundbedingungen, um den zu begleitenden Menschen gerecht zu werden. Kriterium dafür, ob eine Begleitung tatsächlich hilfreich ist, ist dabei nicht die Übereinstimmung mit irgendwelchen Regeln einer Therapierichtung, sondern die Fähigkeit, aufgrund der S manchmal nur minimalen S nonverbalen Rückmeldungen seitens des Gesprächspartners zu erkennen, ob ein Gespräch erleichtert und befreit oder ob es belastet.

Die Begleitung der Angehörigen verlangt hohe kommunikative und soziale Kompetenzen seitens der Helfer und Helferinnen: physischer und psychischer Burn-out nach langen Phasen der Pflege, unbewältigte Gefühle des Ärgers oder der Wut (weil zum Beispiel der verstorbene Angehörige während der Pflegezeit andere soziale Beziehungen unmöglich machte), oder Angst, eine Lebensphase ohne den verstorbenen Angehörigen meistern zu müssen, sind typische Herausforderungen, welche Sensibilität und die Fähigkeit verlangen, bedrückende Gedanken und Suchprozesse in eine hoffnungsvolle Richtung zu lenken und ungeklärte Gefühle beim Namen zu nennen.

Neben der individuellen Begleitung sind Kompetenzen, wie sie im seelsorglichen Gesprächstraining systematisch entfaltet werden, auch im weiteren Umfeld der Hospizarbeit von Bedeutung: Hospizhelfer einer Stadt oder einer Gegend treffen sich meist regelmäßig zu Einzel- oder Gruppensupervisionen. Dazu werden teils Supervisoren von außen geholt, teils findet auch eine »kollegiale Supervision« statt, in der sich die Helfer und Helferinnen gegenseitig beraten. Um innerhalb einer Hospizhelfergruppe einen produktiven und weiterführenden Weiterbildungs-Prozeß in Gang zu halten, der unmittelbar den Sterbenden und deren Angehörigen zugute kommt,

sind Fähigkeiten zur Gruppenleitung unabdingbar. So bildet gerade die Schulung im Bereich der Supervision, wie sie Bestandteil des vierten Übungsseminars der »Seelsorglichen Gesprächsführung« (S IV) ist, für die gegenseitige Praxisberatung eine gute Voraussetzung: Die Supervisoren unterstützen die Hospizhelfer dabei, eigene ausgeblendete Perspektiven wieder zu entdecken. Ein weiteres hilfreiches Element ist die gemeinsame Suche aller Supervisanden nach alternativen Verhaltensweisen, um mit belastenden Momenten besser umgehen zu können.

Eine breit angelegte, kontinuierliche kommunikative und methodische Qualifizierung derjenigen, welche die Vereine leiten und oftmals auch wesentliche Aufgaben der Ausbildung und Begleitung der Hospizhelfer tragen, unterstützt deren Fähigkeit, neue Themen zielgruppengerecht aufzubereiten und praxisgerecht einzuüben. Die Methodenreflexion, wie sie in den Supervisionen unseres seelsorglichen Gesprächsführungsprogramms praktiziert und gelernt wird, ließe sich da relativ leicht auf die Hospizbewegung übertragen.

d. Konkretionen

Im Bereich der Hospizarbeit sind mehrere *Möglichkeiten* gegeben, ein tutorielles Trainingsprogramm aufzubauen und in die Arbeit zu integrieren. Erleichtert wird dies in der Hospizarbeit dadurch, daß viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bereits über Erfahrungen verfügen und oft auch pädagogisch-psychologische Qualifikationen mitbringen. So ist es gerade hier gut möglich, von Beginn an aktive Mitglieder in die Ausbildung neuer Mitarbeiter zu integrieren.

Ein *mögliche Konzeption* für eine solche Mitarbeiterschulung könnte etwa folgende Elemente enthalten:

S Nach einem Einführungskurs in die Hospizarbeit, an dem auch Personen teilnehmen, die sich allgemein für die Arbeit interessieren, können diejenigen, die als Hospizhelfer oder -helferin beginnen möchten, einen Kurs besuchen, etwa in der Gestalt des Seminars »Seelsorgliche Gesprächsführung I«.

S Anschließend können sie sich, in Zusammenarbeit mit einem anderen Helfer, an der Betreuung eines Patienten beteiligen. Der »Neue« ist dabei in der Rolle eines Co-Betreuers und wird von einer erfahrenen Hospizmitarbeiterin als Trainerin angeleitet.

S Nach dieser ersten Praxiserfahrung können weiterführende Kurse besucht werden. Die Kurse würden begleitend zur eigenen Hospizarbeit durchgeführt.

S Sobald Sterbende und ihre Angehörigen eigenverantwortlich begleitet werden, sollten Hospizmitarbeiter zu einer regelmäßig stattfindenden Supervisionsgruppe zusammengefaßt werden. Sie würde wiederum einer weiter fortgeschrittenen Weiterbildungsstufe entsprechen.

S Die Kurse würden sinnvollerweise etwa von einer Hospizhelferin (vielleicht einer, die zur Zeit gerade keine Begleitung leistet) und einem von außen kommenden Trainer durchgeführt. Ist das Programm in einen Hospizverein integriert, konzentriert sich die von außen kommende Person besonders auf die Supervision der Trainer beziehungsweise der fortgeschrittenen Hospizmitarbeiter, die ihren Dienst allein versehen.

e. Eine bleibende Gemeindeaufgabe

Viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Hospizvereinen arbeiten dort aus christlichem Engagement und stehen oft auch mitten im Leben ihrer Gemeinde. Dennoch dürfen sich die Gemeinden nicht zurücklehnen, da es ja jetzt Vereine gibt, die sich um die Begleitung Sterbender kümmern. Sterbebegleitung bleibt eine wesentliche gesamtgemeindliche Aufgabe. Darauf wiesen 1991 auch die deutschen Bischöfe eindringlich hin:

»Seelsorge für Schwerstkranke, Sterbende und Trauernde ist eine wichtige Aufgabe der kirchlichen Gemeinde. Sie wird aufmerksam wahrnehmen, wo Menschen in welcher Weise sterben und wie sie ihnen und deren Angehörigen beizustehen vermag. In vielfältigen Formen wird dies möglich und nötig sein, zum Beispiel in der Schaffung und Begleitung

von Selbsthilfegruppen, in der Einrichtung von Telefonketten, in Beratungs- und Bildungsarbeit für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, in der Nachbarschaftshilfe, in der sozialen Hilfeleistung, aber ebenso im Mittrauern, in der unauffälligen, persönlichen Zuwendung, schlichtweg im bereiten und zuverlässigen Dasein. Diese Aufgabe kann nur im Zusammenspiel vieler Kräfte geleistet werden. Nicht nur Menschen in der Lebensmitte, sondern ebenso auch junge Menschen sind gerufen, durch einfühlsamen Dienst der Begleitung Schwerstkranker und Sterbender die Würde des menschlichen Lebens bis zu seinem Tod zu bekunden.«²⁴

²⁴ *Erklärung der Deutschen Bischöfe*. Schwerstkranken und Sterbenden beistehen. Menschenwürdig sterben und christlich sterben, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Bonn 1991) 3f.

AUSBLICK

Vieles an diesem Buch mag S vor allem im Blick auf die im Anwendungsteil ausgeführten Beispiele S unvollständig, ja doch sehr provisorisch scheinen. Es muß vieles an diesem Buch unvollständig und provisorisch bleiben, weil das, was wir hier im Sinne einer kirchlichen Zukunftsperspektive zu entwickeln versuchten, eben überwiegend Entwurfscharakter hat. Am Anfang unseres Unternehmens stand der gemeinsame Wunsch, eine positive und konstruktive Antwort auf die gegenwärtige ekklesiale Krise des Christentums zu finden. Wir waren es müde geworden, uns den düsteren Schwannengesang eines von sich selbst enttäuschten Christentums, die ständigen Droh- und Untergangsreden frustrierter Kirchenmänner und Kirchenfrauen über das Elend der westlichen Zivilisation unwidersprochen und tatenlos hinzunehmen. Wir waren S und sind S der Meinung: Das Christentum ist eine gute Sache und stellt eine noch kaum wahrgenommene Ressource »wahren und heilen Lebens« gerade in dieser Zeit dar. Freilich nützt uns dieser Schatz wenig, wenn wir uns nicht dazu aufraffen können, ihn auch wirklich zu heben.

›Wirklich‹ heißt, daß nicht nur schöne Kirchräume geträumt, Gemeindemodelle entworfen, pastorale Notlösungen für priesterlose Pfarreien (und bald ganze Regionen) ausgeknobelt werden. ›Wirklich‹ heißt, daß Synoden nicht nur davon sprechen, aus der Volkskirche müsse eine Kirche *des* Volkes werden, nämlich eine Kirche, in der Gemeinden sich selbst organisieren, selbst für die wesentlichen pastoralen Dienste sorgen und sie tragen. ›Wirklich‹ heißt, nicht nur von den lateinamerikanischen Basisgemeinden zu schwärmen, um dann frustriert festzustellen, daß die Verhältnisse eben bei uns anders sind. Nicht nur an die Kirchenleitungen S an die selbstverständlich auch und mit allem Nachdruck S sondern an

uns selber haben wir die entscheidende Frage zu richten: Wollen wir Christen ›wirklich‹ eine Reform, die mehr ist und sein ›darf‹ als dick aufgetragenes Make-up auf dem faden Gesicht längst abgelebter Kirchlichkeit? Wollen wir ›wirklich‹ eine *Inkulturation* der Botschaft Jesu in die Dimensionen ›post-moderner‹ Lebenswirklichkeit S oder nur eine Restauration, die, mag sie noch so sehr mit Versatzstücken des »modern way of life« aufgetakelt werden und als »Neu-Evangelisierung« daherkommen, letztlich doch keine Antwort weiß auf die ratlos oder ungeduldig gestellten Fragen ›post-kirchlicher‹ Religiosität. Eine echte Reform der Kirchen, die ›wirkliche‹ Inkulturation des Christentums in unseren gegenwärtigen europäischen Kontext würde zweifellos auf eine Neugeburt, eine wahre »Ekklesio-genesis« hinauslaufen, wie Leonardo Boff im Blick auf die latein-amerikanische Wirklichkeit es formuliert.¹

Kirche, in jedem Fall aber die Botschaft von der Nähe Gottes, für welche das Christentum steht, kann in der Gegenwartsgesellschaft durchaus eine Chance haben, vorausgesetzt, sie nimmt die religiöse Freiheit und Selbstständigkeit der Menschen ernst und überhebt sich nicht autoritär oder anmaßend über ihren Glauben. Unsere Absicht war es, zu zeigen: Eine Kirche ›von unten‹, die von der Basis her in jeder Generation wieder neu entsteht und lebt, ist keine unrealistische Utopie S wenn man sie denn tatsächlich will.

Wir haben Methoden und Verhaltenstechniken beschrieben, die durchaus dazu beitragen können, Kirche vor Ort im Sinne eines Netzwerks lebendiger christlicher Gemeinschaften oder Basisgruppen anzuleiten und auf diese Weise ökumenische Einheit im weit offenen Horizont der Guten Nachricht Jesu zu verwirklichen. Wir wollten also nicht nur von Basisgemeinden und praktisch-theologischen Projekten für eine *basisorientierte Gemeindekirche und -pastoral* reden, sondern haben uns gefragt, was wir selbst als Gruppe dazu beitragen könnten, um die Voraussetzungen für eine solche menschnahe Kirche zu verbessern. Unser Lernprogramm »Seelsorgliche Gesprächsführung« versteht sich als konkreter Schritt in diese Richtung.

¹ Vgl. L. Boff, *Kirche: Charisma und Macht* (Düsseldorf⁴1985), 232–241.

Denn: Ob das ›Wort Gottes‹ S um das es hier ja letztlich geht S bei den Menschen ankommt, ist ja nicht nur eine Frage der persönlichen Bereitschaft bei den Empfängern der Botschaft, sondern ebenso eine Frage gelungener zwischenmenschlicher Kommunikation. Und daß Kommunikation gelingt, ist in der Regel wiederum weder Zufall noch der Effekt einer besonderen charismatischen Begabung, sondern hängt wesentlich von der Gesprächsfähigkeit der Gesprächspartner ab. Kommunikative Gesprächskompetenz aber kann gelernt und eingeübt werden. Ausgehend von unserem ekklesiologischen Konzept haben wir uns deshalb eingehend bemüht herauszuarbeiten, was für persönliche Fähigkeiten ein kommunikatives Kirchen- und Seelsorgemodell, wie wir es beschrieben haben, voraussetzt. Dabei erwiesen sich die drei Begriffe »*Ressourcenorientierung*«, »*Empowerment*« und »*Prozeßbegleitung*« als zentrale Orientierungsmarken einer heute situationsgerechten seelsorglichen Anleitungs- und Begleitungspraxis.

Auf der Basis des seelsorglichen Anforderungsprofils, das sich bei unseren Überlegungen herauskristallisierte, haben wir sodann unser Lernprogramm »*Seelsorgliche Gesprächsführung*« konzipiert und zunächst in der Praxis mit Theologiestudierenden erprobt. Wir konzentrierten uns dabei auf grundlegende und fundamentale Lernschritte, um auf diese Weise die allgemeine Gesprächsführungskompetenz und Kommunikationsfähigkeit zu verbessern. Selbstredend kann eine solche Gesprächsausbildung nicht die Seelsorgeausbildung als ganze abdecken; sie kann und will die Einführung in die spezifischen Arbeitsfelder der Seelsorge nicht ersetzen. Weitere Ausbildungsmaßnahmen müssen also hinzukommen. Doch die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Qualität der konkreten Seelsorge- und Anleitungsarbeit in der Gemeinde bereits durch eine solide Gesprächs- und Kommunikationsausbildung wesentlich verbessert werden kann.

Es war nun freilich von Anfang an nicht unsere Absicht, ein ausschließlich universitätsorientiertes Lernprogramm zu entwickeln. Vielmehr war es unser Anliegen, ein Konzept zu entwerfen und zu testen, das sich im Sinne einer praxisbegleitenden, vielfältig anwendbaren und mobilen Ausbildungsmaßnahme auch dafür eignet,

Gemeinden und ihren Seelsorgeteams bei der Verwirklichung basiskirchlicher Initiativen zu helfen und ihnen gleichzeitig ausreichende Beratung und Begleitung anbieten zu können. Wir halten den Aufbau der dazu notwendigen regionalen Infrastrukturen für eine der vordringlichsten Aufgaben heutiger Pastoralplanung. Im Blick gerade auf diese zweite Realisierungsstufe haben wir für die »Seelsorgliche Gesprächsführung« bewußt ein *tutorielles Konzept* gewählt. Es stellt darauf ab, Teilnehmer so in Methode und Praxis der Gesprächsführung einzuüben, daß sie die Kompetenzen, die sie sich im Laufe des Gesprächstrainings angeeignet haben, unter entsprechender Supervision und Begleitung selber wieder an andere weitergeben können

Ziel ist dabei nicht die Ausbildung von gemeindlichen Allround-Spezialisten, sondern eine praxisnahe Begleitung und Fortbildung für ganz konkrete Aufgabenbereiche. Die nebenstehende Tabelle faßt die wichtigsten Aufgabenbereiche und Zielsetzungen noch einmal übersichtlich zusammen. Aus ihr ergeben sich auch differenzierte Bildungsziele, die gemeindenah realisiert werden können.

Aber kommen wir am Ende noch einmal auf den für die Zukunft kirchlichen Christentums entscheidenden Punkt zurück: die Verwirklichung einer Kirche, die nach dem Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils und der nachkonziliaren Synoden von der Basis, von den Gemeinden her, nämlich als »Volk Gottes« lebt. Es muß klar sein, daß eine Kirche, die sich paternalistisch als Veranstaltung der ›Amtskirche‹ für ›das Volk‹ versteht, nicht nur theologisch ein Mißverständnis darstellt, sondern in einer individualisierten Gesellschaft tatsächlich keine Chance mehr hätte. Ein wichtiges Anliegen unseres pastoralen Lernprogramms ist es denn auch, die innerkirchliche Kommunikation ganz gezielt zu fördern, um auf diese Weise einen Beitrag zur endlichen Überwindung des alten »Schismas« zwischen ›Klerus‹ und ›Laien‹ zu leisten. Nur Amtsträger, die über eine ausreichende kommunikative Kompetenz verfügen, sind fähig, ihre Aufgabe in der Leitung und Animation kirchlicher Gemeinde jenseits aller ungehörigen Anmaßung hierarchischer Omnipotenz als Dienst S und nur als Dienst S in und an der Gemeinde auszuüben. Aufgabe solchen Dienstes ist heute in erster Linie die Anlei-

tung zur Verwirklichung christlicher Gemeinschaft in den verschiedenen Lebenskontexten heutigen Lebens, die Sorge um die übergreifende Gemeinschaft der Christen am Ort in einem Netzwerk gemeinsamer Fürsorge und Lebenshilfe für alle, die brauchen, daß man ihnen hilft und sich um sie sorgt.

I. Seelsorgliche Begleitung als Gemeindeaufgabe

Professionalisierung einzelner Gemeindeglieder

- a) für die Begleitung von Menschen in Lebenskrisen
- b) für die Unterstützung religiöser Gespräche z. B. bei Tauf-, Ehe-, Erstkommunionvorbereitung und in Gesprächskreisen

II. Gemeindebildung als kollegiale, partnerschaftliche Selbstorganisation von Gemeinde

Entwicklung der Teamfähigkeit beteiligter Mitarbeiter/-innen

- a) in der Leitung von Gemeindegruppen
- b) in den verschiedenen Gremien einer Gemeinde

Befähigung, Entwicklungsprozesse von Gruppen ziel- und phasenorientiert zu strukturieren, zu moderieren sowie Lernprozesse zu gestalten

Möglichkeit, über geänderte Kommunikationsformen die einzelnen Subsysteme zu einer vielfältigen Gemeinde zusammenzufügen

Kollegiale Praxisbegleitung und Gemeindeberatung

Im übergeordneten Sinne bedeutet solche Sorge schließlich auch, daß die Dienstträger für eine angemessene Ausbildung und Begleitung der gemeindlichen Träger und Trägerinnen der Seelsorge *sorgen*. Was dies alles bedeutet hat Leonardo Boff in seinem bereits erwähnten Buch in ganz konkrete Sprache gebracht. Mit seinen ein-

dringlichen Worten, die er vor 15 Jahren schon an den Schluß seines Buches stellte, möchten wir unser eigenes Werk abschließen:

»Der besondere Auftrag der Hierarchie (das heißt derer, die Leitungsämter bekleiden) besteht also nicht im Alles-an-sich-Ziehen, sondern im Integrieren, in der Sorge um Einheit und Harmonie unter den verschiedenen Diensten, ohne daß der eine den anderen an die Seite schieben, zum Schweigen bringen und überfahren dürfte. Von dieser Funktion her ist es mit der unmittelbaren Unterordnung aller unter die Hierarchen vorbei. Die Hierarchen sollen sich nicht die anderen unterordnen, sondern den genau gegenteiligen Geist wecken: Brüderlichkeit und Einheit um den vom Geist geschaffenen Dienst (Hierarchie), damit sich ein lebendiger Regelkreis entwickelt und Spaltungen und Überheblichkeiten vermieden werden. Offensichtlich braucht dieses Charisma der Einheit noch andere Charismen: Dialog, Geduld, Hinhören, Heiterkeit, Menschenkenntnis und Durchblick durch die Mechanismen von Macht und Selbstbehauptung. In einer Basisgemeinde liegt diese hierarchische Funktion beim Koordinator, in einer Pfarrei beim Presbyter, in einem Bistum, beim Bischof und in der Weltkirche, die ja die Gemeinschaft aller Kirchen untereinander ist, beim Papst. (...)

Heute könnte dieses Organisationsmodell einen ganz neuen Stil prägen, nach dem Evangelium zu leben: in kleinen Gruppen, die zusammen ein großes Netz bilden, in das Laien, Ordensleute, Priester und Bischöfe eingebunden sind. Ja, es besteht die Chance, daß die Kirche, welche da Kraft des Geistes aus dem Glauben des Volkes geboren wird, diese von Paulus konzipierte Idee neu in die Tat umsetzt. Mindestens aber kann ein Geist entstehen, der in der Kraft des Heiligen Geistes die traditionellen hierarchischen Strukturen zu neuem Leben erweckt. Und die Geschichte des Heils zeigt, daß, wo der Geist am Werk ist, wir mit Neuem, Unerwartetem und Noch-nicht-Dagewesenen rechnen können.«²

² Ebd., 283–284.

LITERATURVERZEICHNIS

- Bachmann, W.*, Das neue Lernen. Eine systematische Einführung in das Konzept des NLP (Paderborn 1991).
- Bandler, R., J. Grinder*, Metasprache und Psychotherapie. Die Struktur der Magie I (Paderborn 1992).
- Barz, H.*, Postmoderne Religion (Opladen 1992).
- S Religion ohne Institution? (Opladen 1992).
- Baumann, U.*, Utopie Partnerschaft. Alte Leitbilder S Neue Lebensformen (Düsseldorf 1994).
- Baumgartner, I.*, Seelsorgliche Begleitung in Lebenskrisen, in: Lebendige Seelsorge 40 (1989) 36–42.
- Baumgartner, K.*, Seelsorge, in: K. Baumgartner, W. Müller (Hg.), Beraten und Begleiten. Handbuch für das seelsorgliche Gespräch (Freiburg-Basel-Wien 1990).
- Baumgartner, K., W. Müller* (Hg.), Beraten und Begleiten. Handbuch des seelsorgerlichen Gesprächs (Freiburg-Basel-Wien 1990).
- Beck, U., E. Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos der Liebe (Frankfurt/M 1990).
- Becker, J.*, Paulus und seine Gemeinden, in: Ders. u. a., Die Anfänge des Christentums (Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1987).
- Becker, P., V. Eid* (Hg.), Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden (Mainz 1984).
- Biesinger, A.*, Erstkommunion als Familienkatechese (ThQ 174) 120–135.
- S Gott in die Familie. Erstkommunion als Chance für Eltern und Kinder. Mit Beiträgen von H. Bendel, C. Schmitt (München 1996).
- Boff, L.*, Kirche: Charisma und Macht (Düsseldorf 1985).
- Canacakis, J.*, Ich sehe deine Tränen. Trauern, klagen, leben können (Stuttgart 1987).
- Cohn, R. C.*, Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Interaktion (Stuttgart 1975).
- Dilts, R. B.*, Die Veränderung von Glaubenssätzen (Paderborn 1993).
- S Die Veränderung von Glaubenssystemen: NLP-Glaubensarbeit (deutsche Ausgabe: Paderborn 1993).
- Ellis, A.*, Die rational-emotive Therapie (München 1977).

- Erickson, M. H., E. Rossi*, Hypnotherapie. Aufbau S Beispiele S Forschungen (München ²1989).
- Erklärung der Deutschen Bischöfe*. Schwerstkranken und Sterbenden beistehen. Menschenwürdig sterben und christlich sterben, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Bonn 1991).
- Ernst, J.*, Das Evangelium nach Lukas (Regensburg 1977).
- Farelly, F., J. M. Brandsma*, Provokative Therapie (Berlin 1986).
- Feifel, E., W. Kasper* (Hg.), Tradierungskrise des Glaubens (München 1987).
- Frankemölle, H.*, Die Jesusbewegung als Basisgemeinde? Fakten und Impulse aus dem Neuen Testament, in: Kirche von unten. Alternative Gemeinden (München-Mainz 1982) 36–61.
- Fuchs, O., N. Greinacher, L. Karrer, N. Mette, H. Steinkamp*: Der pastorale Notstand. Notwendige Reformen für eine zukunftsfähige Kirche (Düsseldorf 1992).
- Gabriel, K.*, Nachchristliche Gesellschaft heute! Christentum und Kirche vor der entfalteten Moderne, in: Diakonia 19 (1988) 27–34.
- Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe 1 (Freiburg-Basel-Wien ⁵1985).
- Gnilka, J.*, Das Evangelium nach Markus 2. Mk 8,27–16,20 (Zürich 1979).
- Gordon, D.*, Therapeutische Metaphern (Paderborn ²1987).
- Grawe, K., R. Donati, F. Bernauer*, Psychotherapie im Wandel (Göttingen ³1994).
- Greinacher, N.*, Die Chancen der vorhandenen Pfarreien wahrnehmen, in: Diakonia 19 (1988) 90–93.
- S Kirchliche Gemeinde S Voraussetzung für das Überleben von Kirche, in: H. Frankemölle (Hg.), Kirche von unten (München 1981) 295–315.
- Grinder, J., R. Bandler*, Therapie in Trance. Hypnose: Kommunikation mit dem Unbewußten (Stuttgart ⁵1991).
- Guardini, R.*, Sorge um den Menschen (Würzburg 1962).
- Gudjons, H.*, Spielbuch Interaktions-Erziehung (Bad Heilbrunn ³1987).
- Heidack C. von* (Hg.), Lernen der Zukunft. Kooperative Selbstqualifikation S die effektivste Form der Aus- und Weiterbildung im Betrieb (München ²1993).
- Herrmann, N.*, Mit Trauernden reden (Zürich 1988).
- Institut für Demoskopie Allensbach*, Vertrauenskrise in der Kirche? Eine Repräsentativerhebung zur Kirchenbindung und -kritik S vertraulich! (Allensbach 1989).
- Jede(r) ein Sonderfall?* Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung, hg. v. A. Dubach, R. J. Campiche (Zürich, Basel ²1993).

- Jeremias, J.*, Die Gleichnisse Jesu (Göttingen ¹⁰1984).
- Kast, V.*, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses (Stuttgart-Berlin 1982).
- Kaufmann, F. X.*, Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums (Freiburg-Basel-Wien 1979).
- Klebert, K., E. Schrader, W. G. Straub*, Moderations-Methode (Hamburg ⁵1991).
- Koerrenz, R.*, Ökumenisches Lernen (Gütersloh 1994).
- Kremer, J.*, Lukasevangelium (Würzburg 1988).
- Kübler-Ross E.* (Hg.), Reif werden zum Tode (Stuttgart 1976).
- S Interviews mit Sterbenden (Stuttgart 1971).
- S Verstehen, was Sterbende sagen wollen. Einführung in die symbolische Sprache (Stuttgart 1982).
- Küng, H.*, Die Kirche (München 1977) = Serie Piper 161.
- S Das Christentum. Wesen und Geschichte (München 1994).
- S *W. Jens*, Menschenwürdig sterben (München 1995).
- Limbeck, M.*, Markusevangelium (Stuttgart 1989).
- Luckmann, T.*, Die unsichtbare Religion (Frankfurt 1991) [Erstauflage unter dem Titel: Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft (Freiburg 1963)].
- Martin, N.*, Familie und Religion. Ergebnisse einer EMNID-Spezialbefragung (Paderborn-München-Wien-Zürich 1981).
- Nase, E.*, Oskar Pfisters Analytische Seelsorge (Dissertation, Manuskript 1993).
- Nipkow, K. E.*, Ziele Interreligiösen Lernens als mehrdimensionales Problem, in: J. A. van der Ven, H.-G. Ziebertz (Hg.), Religiöser Pluralismus und Interreligiöses Lernen (Kampen, Weinheim 1994) 197–232.
- S Ökumene S ein Thema von Jugendlichen? Empirische Annäherungen, in: F. Johannsen, H. Noormann (Hg.), Lernen für eine bewohnbare Erde. Bildung und Erneuerung im ökumenischen Horizont, Festschrift Ulrich Becker (Gütersloh 1990) 137–147.
- S Ökumenisches Lernen S Interreligiöses Lernen S Glaubensdialog zwischen den Weltreligionen. Zum Wandel von Herausforderungen und Voraussetzungen, in: G. Orth (Hg.), Dem bewohnten Erdkreis Schalom. Beiträge zu einer Zwischenbilanz ökumenischen Lernens (Münster 1991) 301–320.
- S Sich selbst mit den Augen der anderen sehen. Ökumenische Lernprozesse im pädagogischen Feld, in: Ökumenische Rundschau 28 (1979) 202–211.
- Offele, W.*, Das Verständnis der Seelsorge in der pastoraltheologischen Literatur der Gegenwart (Mainz 1966).
- Pallasch, W., W. Mutzeck, H. Reimers* (Hg.), Beratung, Training, Supervision.

- Eine Bestandsaufnahme über Konzepte zum Erwerb von Handlungskompetenz in pädagogischen Arbeitsfeldern (Weinheim-München 1992).
- Pastorale Perspektiven in der Diözese Rottenburg-Stuttgart*, Materialdienst 34, April 1992.
- Rahner, K.*, Sendung und Gnade (Innsbruck-München 1959).
- S. H. Vorgrimler*, Kleines Konzilskompendium (Freiburg-Basel-Wien 1966).
- Religion*. Eine Erhebung, durchgeführt im Auftrag der Schweizer Illustrierten, Zürich, von Link Institut für Markt- und Sozialforschung (Luzern 1989).
- Reuter, M., S. Schumacher*, Abschlußbericht »Sinn und Werteorientierung Jugendlicher in Stuttgart-Ost« (Tübingen 1993, unveröffentlicht).
- Revenstorff, D.*, Psychotherapeutische Verfahren. Band I: Tiefenpsychologische Therapie (Stuttgart 1982) 37–43.
- Riebensahm, H.*, Anwendung Ericksonscher Sprachmuster als rhetorische Strategie in Lerngruppen, in: *Hypnose und Kognition* 2 Heft 2 (1985).
- Riess, R.*, Die Krisen des Lebens und die Kasualien der Kirche, in: *Evangelische Theologie* 35 (1979) 71-79.
- Rogers, C. R.*, Die nicht-direktive Beratung (München 1972).
- S* Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie (Frankfurt 1983).
- Satir, V.*, Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis (Paderborn 1990).
- Schlesiger, I.*, Gott nimmt nicht die Last, er stärkt die Schultern (Mainz 1987).
- Schmied, G.*, Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft (Leverkusen 1985).
- Schulz von Thun, F.*, Miteinander reden. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation (Reinbek/Hamburg 1981).
- Schulze, G.*, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (Frankfurt/M. New York 1993).
- Schwäbisch, L., M. Siems*, Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher (Reinbek/Hamburg 1974).
- Schwartz, D.*, Gefühle erkennen und positiv beeinflussen (München 1991).
- Schweizer, E.*, Das Evangelium nach Markus (Göttingen 1989).
- Shazer, S. de*, Der Dreh (Heidelberg 1989).
- S* Das Spiel mit Unterschieden (Heidelberg 1992).
- S* Muster familientherapeutischer Kurzzeit-Therapie (Paderborn 1992).
- Spiegel, Y.*, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung (München 1973).
- Steinkamp, H.*, Selbst »wenn die Betreuten sich ändern«, in: E. Schillebeeckx (Hg.), *Mystik und Politik*, Festschrift für J. B. Metz (Mainz 1988) 354–363.

- Stevens, J. O.*, Die Kunst der Wahrnehmung. Übungen der Gestalt-Therapie (München ³1977).
- Student, J.-C.* (Hg.), Das Hospiz-Buch (Freiburg 1989).
- Tausch, A. u. R.*, Sanftes Sterben. Was der Tod für das Leben bedeutet (Hamburg 1985).
- Ullmann, R.*, Hat die Gemeinde noch eine Zukunft?, in: Den Menschen nachgehen. Offene Seelsorge als Diakonie in der Gesellschaft, Festschrift für H. Schilling (St. Ottilien 1987) 101–116.
- Venez, H.-J.*, Die vielgestaltige Kirche und der eine Christus. Was an Amts- und Gemeindeverständnis der Bibel (nicht) zu entnehmen ist, in: Diakonia 16 (1985) 41–51.
- Weisbach, C. R.*, Training des Beraterverhaltens (Bad Heilbrunn 1988).
- Weiss, T., G. Haertel-Weiss*, Familientherapie ohne Familie. Kurztherapie mit Einzelpatienten (München ²1993).
- Wintzer F.* (Hg.), Seelsorge. Texte zum gewandelten Verständnis und zur Praxis der Seelsorge in der Neuzeit (München ³1988).
- Wischmeyer, O.*, Der höchste Weg. Das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes (Gütersloh 1981).
- Worden, W. J.*, Beratung und Therapie in Trauerfällen, Ein Handbuch (Bern-Stuttgart-Toronto 1987).
- Wottawa, H., H. Thierau*, Lehrbuch Evaluation (Bern 1990).
- Zerfaß, R.*, Menschliche Seelsorge. Für eine Spiritualität von Priestern und Laien im Gemeindedienst (Freiburg-Basel-Wien 1985).
- Zulehner, P. M.*, Heirat, Geburt, Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden (Wien ⁵1987).
- S Pastoraltheologie 3. Übergänge (Düsseldorf 1990).
- S Priesterangel praktisch (München 1983).
- Zur Ordnung der pastoralen Dienste* (2.3.1977), Reihe: Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn 1977.

Die Herausgeber

URS BAUMANN, geboren 1941 in Zürich, ist Professor für Ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen und Mitarbeiter am dortigen Institut für Ökumenische Forschung. Von ihm erschien zuletzt bei Patmos: Utopie Partnerschaft. Alte Leitbilder S Neue Lebensformen (1994).

MARK REUTER, geboren 1964 in Öhringen. Nach dem Studium der katholischen Theologie und Psychologie ist er heute Teilhaber von Loquenz S Personal- und Organisationsentwicklung. Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Beratung von Institutionen und Unternehmen. Er forscht vor allem zu Fragen der »lernenden Organisation«.

STEPHAN TEUBER, geboren 1962 in Creglingen, ist nach dem Studium der katholischen Theologie und der Sportpädagogik als Teilhaber von Loquenz S Personal- und Organisationsentwicklung als selbständiger Organisationsentwickler tätig. Er forscht vor allem zu Fragen des »Erwachsenenlernens«.

Weiterführende Informationen zur Planung und Durchführung seelsorglicher Gesprächs-seminare, Gemeindeberatung durch die Autoren.

Kursunterlagen und Arbeitsblätter für Kursleiter können gegen eine Schutzgebühr bezogen werden. Bitte wenden Sie sich schriftlich an eine der unten angegebenen Adressen.

Prof. Dr. Urs Baumann,

Institut für Ökumenische Forschung der Universität Tübingen
Liebermeisterstr. 18, D-72074 Tübingen

Dipl. Theol. Dipl. Psych. Mark Reuter,

Dipl. Theol. Dipl. Sportpäd. Stephan Teuber,

Loquenz S Gesellschaft für Personal- und Organisationsentwicklung
Gartenstraße 18, D-72074 Tübingen

Ein Buch, das nicht stehen bleibt bei der Krise von Kirche und Christentum.

Der Entwurf einer realisierbaren Vision, wie christliche Gemeinschaft heute gelebt werden kann.

Ein Lernprogramm für Gemeinden und alle, die basisgemeindliche Gruppen und Selbsthilfegruppen kompetent anleiten möchten.

Die Autoren beschreiben und begründen - ausgehend vom Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils - ein Verständnis von Seelsorge, das konsequent die Selbstverantwortung der Gemeinde im Blick hat.

Daraus entsteht ein auf Selbstorganisation ausgerichtetes kommunikatives Gesprächsbildungskonzept für Einzelne und Gruppen (z. B. Jugend-, Eltern-, Frauen-, Ehepaargruppen, Senioren-, Liturgiekreise usw.).

Adressaten sind gleichermaßen Seelsorger und Seelsorgerinnen, zu deren Aufgaben die Begleitung etwa von Trau- und Taufgesprächen, die Beratung in Krisensituationen, Sterbebegleitung und Trauergespräche gehören.

ISBN 3-491-77982-0



9 783491 779822